Antonia,
die Wilde vom Berge.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt

von

Elie Berthet.

Deutsch

von

A. Heinrich.

Zweiter Theil.

Pest und Leipzig, 1850.
Hartleben's Verlags-Expedition.

und etwas Mundvorrath in Giuseppe's Hütte zu bringen, wie wir es verabredet hatten. Am Fuße des Berges wurden wir plötzlich dieses Zigeuners gewahr; er ging schnell und schien sich verbergen zu wollen; ohne Zweifel wäre er uns gerne ausgewichen, allein wir befanden uns auf einem Felsvorsprunge des Malatesta und es ging nicht an. Ich war sehr erstaunt, ihn allein an diesem Orte zu finden, da ich wohl wußte, Sie hätten ihn in Ihre Dienste genommen. Indessen wollten wir ihn ruhig vorübergehen lassen, als ich plötzlich bemerkte, daß er Ihren schönen gezogenen Carabiner von St. Etienne und Ihre ganz neue Jagdtasche trug. Das flößte mir Verdacht ein; ich redete ihn an und er gab mir nichtssagende Antworten. Ich aber bin, wie Sie wissen, nicht leicht hinters Licht zu führen; die Geschichte schien mir nicht ganz richtig zu seyn. Ich packte also den Schurken ohne weiters beim Kragen, und führte ihn nach der Oule-Blanche um hinter die Sache zu kommen. Jetzt ist es an Ihnen, zu sagen, ob diese Tasche und dieses Gewehr . . .«

»Der gute Sennor Montes hat mir Beides gegeben,« unterbrach ihn der Zigeuner mit großer Bestimmtheit; »Oh, das ist ein prächtiger Herr, der Capitain! Und wie großmüthig er ist! . . . Als er sah, daß die Jagdtasche und das Gewehr nach meinem Geschmack seyen, gab er mir sie und sagte ohne Umstände: Behalte sie . . . sie gehören Dir. Ist's nicht so, Capitain Montes, haben Sie das nicht gesagt?«

»Wie! Du wagst es noch, diese Lüge in Gegenwart dieser ehrenwerthen Herren zu wiederholen?« hob der Wirth wieder an, »und Du glaubst, man wird sich durch dein Geschwätz irre leiten lassen? . . . Der Capitain Montes hat Dir den Sack geschenkt? Mag seyn; doch ungeachtet seiner Großmuth hat er Dir beim heiligen Michael gewiß nicht gegeben, was darin ist.«

Und er zog aus der Jagdtasche, welche er trug, eine lederne Geldkatze hervor, die eine beträchtliche Summe enthielt.

»Diese Geldkatze gehört mir!« rief Jeandot mit derselben naiven Beharrlichkeit aus; »sie enthält meine Ersparnisse. Ich bin ein Handelsmann, ich habe meine Papiere . . . ich habe mir Geld auf den Märkten verdient und mein ganzes Vermögen steckt da drinnen . . . Aber lieber guter Sennor,« fügte er hinzu, sich mit einem freundlichen Lächeln zum Capitain wendend, »sagen Sie doch den Leuten, daß ich der rechtmäßige Eigenthümer dieser Tasche, dieses Carabiners und dieser Geldstücke bin!«

Der Capitain, welcher sich bisher ruhig verhalten hatte, schmetterte ihn mit einem Blicke zu Boden.

»Die Keckheit dieses Menschen bringt mich in Verlegenheit,« sagte er zu Norbert; »er muß schon lange auf der Bahn des Verbrechens wandeln um in seinem albernen Vertheidigungssysteme mit einer solchen Hartnäckigkeit zu verharren. Ich habe ihm diesen Morgen einen nicht so bedeutenden Fehltritt verziehen und er rechnet abermals auf meine Nachsicht, aber er irrt sich darin . . . Ich danke Euch, mein Freunde,« redete er die Bergbewohner an, »Ihr habt wohl daran gethan, diesen Dieb fest zu nehmen, jetzt wollen wir ihn der Gerechtigkeit überliefern.«

Der Zigeuner begann am ganzen Körper zu zittern, während sein bronzefarbiges Gesicht die höchste Verwunderung verrieth.

»Habe ich es nicht gesagt?« rief der Wirth triumphirend aus.

»Aber die Sache verhält sich ja nicht so!« hob Jeandot in jämmerlichem Tone und zu seinem ehemaligen Herrn gewendet wieder an; »Sie wissen es ja, mein guter Sennor . . . Sie haben mir versprochen . . .«

Aus Rücksicht für Montes hatte sich Valentin

inzwischen, wiewohl mit Mühe, bekämpft; nun rief er mit Heftigkeit aus:

»Du wagst es, diesen augenscheinlichen Diebstahl in Abrede zu stellen? Nun wohl, wirst Du auch die Mordthat läugnen, deren Du dich am Teufelsbrunnen an der Wilden vom Montcalm schuldig gemacht hast?«

Bei Erwähnung eines Mordes und der Wilden vom Berge, verdoppelte sich die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Der Wirth und die beiden Burschen legten ihre Last auf den Boden, um besser zuhören zu können; der Zigeuner selbst schien nach dieser ihm so geradezu an den Kopf geschleuderten Anklage am Gipfelpunkte seines Entsetzens angelangt zu seyn.

»Wer sagt das?« frug er mit schwankender Stimme; »Klagt mich der Herr Capitain auch des Mordes an dem wilden Mädchen an?«

»Ich klage Dich an!« rief Valentin mit fürchterlicher Stimme aus. »Ich habe den Schuß gehört, ich habe Dich einen Augenblick später fliehen sehen und am Fuße des Felsens Blutspuren gefunden.«

»Und der Capitain hat es nicht versucht, mich von diesem Verdachte zu reinigen?«

»Weiß ich es, was Du mit meiner Waffe thatst, nachdem Du mir sie genommen hast?« versetzte der Capitain mit barscher Stimme.

Der Zigeuner senkte das Haupt, ohne ein Wort zu sagen. Valentin sah dieses Stillschweigen für ein Geständniß an.

»Also Du bist es,« sagte er in leidenschaftlicher Aufregung, »Du bist es, der feige genug war . . . Wohlan! antworte mir aufrichtig und vielleicht kann ich noch meinen Zorn bekämpfen, der mich antreibt, Dich eigenhändig zu erwürgen . . . Wo befand sich die Unglückliche, als Du nach ihr schossest? . . . Wo sahst Du sie fallen?

Sprich, sprich, im Namen Gottes, der Dich bestrafen wird!«

»Ich bin unschuldig,« antwortete Jeandot niedergedonnert, »fragen Sie den Capitain Montes.«

»Wie, Elender! willst Du vielleicht gar den Verdacht rege machen . . .«

»Die Zigeuner sind eines Verbrechens fähig, wenn sie das Elend dazu antreibt. Allein es gibt vornehme Herren, die noch größere Verbrecher sind . . . Wenn man mich nicht vertheidigt, wenn man mich verläßt, weil ich dumm genug war, in die Falle zu gehen, so dürfte man bald Ursache haben, es zu bereuen!«

»Was will er damit sagen?« rief der Capitain im Tone der Verachtung aus; »mir scheint gar, er droht mir!«

»Ich drohe nicht . . . Allein Sie wissen es besser als irgend Jemand, daß ich weder Sie bestohlen, noch die Wilde erschossen habe . . . Sagen Sie es also laut, ich bitte Sie darum.«

»Ein Mörder von Viroben's Bande ist wohl im Stande, dieses neue Verbrechen begangen zu haben.«

»Oh, das ist zu stark!« schrie der Zigeuner ganz außer sich, »wohlan denn, wenn es so ist, so will ich die Wahrheit sagen . . . Der Capitain Montes hat nach der Wilden geschossen, und mir dann seinen Carabiner und sein Geld gegeben, mit dem Befehle mich schleunigst zu entfernen. Ich konnte mir anfänglich seine Freigebigkeit nicht erklären, doch nun begreife ich sie . . . Er wollte das Verbrechen, dessen er allein schuldig ist, auf mich schieben und es ist ihm unglücklicher Weise gelungen.«

Diese Anklage schien so hirnlos zu seyn, daß der Wirth und die Bergbewohner zu lachen anfingen.

»Verleumder!« rief Valentin wüthend aus, »hältst Du uns für thöricht genug, um . . .«

»Lassen Sie ihn sich ungestört vertheidigen, Herr

Norbert,« unterbrach ihn Montes; »vielleicht können wir unter dem groben Lügengewebe einige wichtige Andeutungen herausfinden. . . Sprich, Jeandot,« fügte er gelassen hinzu, »deine Rechtfertigung, mag sie wie immer beschaffen seyn, darf nicht unterbrochen werden und Niemand wird Dich mißhandeln, denn Du bist ohnehin schon der Gerechtigkeit verfallen.«

Der Zigeuner schien von den gegen ihn erhobenen Anklagen wie niedergedonnert zu seyn.

»Ich sehe es wohl,« sagte er ganz kleinlaut, »ich bin verloren . . . der Schein ist gegen mich und wenn ich ganz genau erzähle, wie sich die Sache zutrug, so wird man mir nicht glauben . . . Doch immerhin, ich will es erzählen und vielleicht kömmt noch später einmal meine Unschuld an's Tageslicht. Hört mich also an Ihr guten Leute, und insbesondere Sie Herr Norbert . . . Sie sind trotz Ihres blinden Hasses gegen die Zigeuner ein braver junger Mann . . . Also am heutigen Morgen wollte ich mich, aufrichtig gestanden, mit einigen Thalern aus dem Staube machen, welche dem Capitain gehörten...«

»Hören Sie es?« bemerkte Montes.

»Diese Aufklärungen sind unnütz,« rief Valentin aus; »unsere Zeit ist kostbar und . . .«

»Noch einmal, Herr Norbert, ich ersuche Sie, ihn ohne weiters sprechen zu lassen . . .«

»Ja wohl, ja wohl,« sagte Jeandot mit dumpfer Stimme, »Sie sind Ihrer Sache gewiß, mich für einen Lügner gelten zu lassen, und mithin ganz ruhig ... Allein ich setze meine Hoffnung auf die Mutter Gottes von Heas, wenn es überhaupt die heilige Jungfrau der Mühe werth hält, sich meiner anzunehmen . . . Ich wollte also erzählen, daß mich der Capitain Montes, als er mich heute fortgehen sah, verfolgte. Erst schalt er mich aus und drohte mir, dann wurde er wieder ganz gut und versprach mir, er würde mich, wenn ich seine Befehle genau befolgte, ohne

darüber eine Aufklärung zu verlangen, für mein ganzes Leben reich machen. Nichts Arges ahnend, nahm ich diesen Vorschlag an. Nun befahl er mir, ihn nach dem Teufelsbrunnen zu führen und zwar an den Ort, wo sich die Wilde muthmaßlich befinden konnte. Ich gehorchte. An der Peyrade angekommen glaubte ich nicht, daß wir das Frauenzimmer sobald treffen würden; wir setzten uns hinter einen Felsen, um die Wilde zu erwarten und ich schlief ein. Ich wurde durch einen ganz nahe bei mir abgefeuerten Flintenschuß geweckt, auf den sofort ein durchdringendes Geschrei folgte . . . In einer Secunde war ich in der Höhe . . . Der Capitain hatte nach einem Gegenstand geschossen, welcher auf einer Felsenspitze hin und her schwankte, er bückte sich um durch den Pulverdampf besser sehen zu können . . . Ich sah in derselben Richtung hin und erblickte ein wunderliches Geschöpf mit langem Haar und einer Art rothen Mantel; ich erkannte die Wilde vom Montcalm. Sie sprang wie eine Gemse herum, allein sie schwankte und schien verwundet zu seyn . . . Plötzlich fiel sie in einen Abgrund und war gänzlich verschwunden . . .«

»Sie war wohl todt?« fragte Valentin ganz athemlos.

»Es wäre möglich, sogar wahrscheinlich . . . allein ich hatte keine Zeit, weitere Beobachtungen anzustellen. Ich war noch ganz außer mir über dieses Ereigniß, als sich mir der Sennor Montes näherte. Er schien ebenso ruhig zu seyn, als hätte er nach einem Schneehuhn geschossen und lächelte. »Jetzt ist der Augenblick gekommen,« sagte er mir halblaut, »jetzt kannst Du dein Geld verdienen. Dieser Schuß wird ganz gewiß Herrn Norbert hierher bringen, den ich vorhin hinter dem Felsen bemerkte, wo er mir als Wildtreiber gedient hat. Nimm dieses hier und mach Dich aus dem Staube . . . noch heute Abend mußt Du die spanische Grenze überschritten haben. Vergiß was

Du gesehen hast und komme nie wieder nach Frankreich, sonst trägst Du deine Haut zu Markte.« Bei diesen Worten gab er mir seine Tasche, seine Geldkatze und seinen noch dampfenden Carabiner in die Hand. Ich war in großer Verlegenheit; allein ich konnte das Verbrechen nicht ungeschehen machen und hatte übrigens auch keine Zeit zum Nachdenken. Ich nahm also maschinenmäßig was mir angeboten wurde und lief davon, während der Capitain in entgegengesetzter Richtung entfloh. Ich wollte die Grenze erreichen, ohne mich weiter um meinen armen Esel zu kümmern, welcher sich noch unten in der Schenke von Suc befindet, als man mich festnahm und hierher brachte.«

Ungeachtet so mancher Unwahrscheinlichkeit hatte diese Erzählung die Aufmerksamkeit der Zuhörer in einem hohen Grade erweckt. Selbst Valentin hatte sich auf einen Augenblick von Montes Seite unwillkürlich hinwegbegeben und Giuseppe's Rathschläge kamen ihm dabei ins Gedächtniß zurück. Allein der Capitain schien über den durch diese Anklage hervorgebrachten Eindruck nicht im mindesten betroffen zu seyn. Er hatte einen kleinen von den Bergbewohnern mitgebrachten Mantelsack eröffnet und blätterte ruhig in einigen Papieren herum.

»Capitain Montes,« begann Valentin mit einiger Verlegenheit, »ich kann wohl der Aussage dieses Menschen keinen Glauben beimessen, Sie dürften es indessen selbst für angemessen halten, mir einige Aufklärungen zu geben . . .«

»Ah! ah! Steht es so mit uns?« frug der Capitain lächelnd, »ist nun die Reihe, verhört zu werden an mir? . . . Herr Norbert,« fuhr er fort, ohne sich in seiner früheren Beschäftigung stören zu lassen, »mein ehrlicher Führer hat blos, indem er uns seine schöne Erzählung zum Besten gab, gleich einer Person der alten Komödie vergessen, seinen wahren Namen darunter zu setzen . . . Nun habe ich aber eine Entdeckung gemacht, welche wohl

keinen Zweifel darüber aufkommen lassen wird, was von der Wahrhaftigkeit dieses geistreichen Romans zu halten sey. Der sogenannte Jeandot Perez ist nemlich Niemand weiter, als Biroben selbst, Biroben der Pferdehändler, Häuptling der Räuberbande vom Römerhause!«

Valentin stieß einen Wuthschrei aus.

»Das ist falsch!« rief der Zigeuner heftig zitternd, »das ist falsch, meine guten Herren, ich bin nicht Biroben . . . Biroben ist schon lange todt.«

Allein sein Entsetzen selbst strafte ihn Lügen.

»Biroben! der Pferdhändler, der berühmte Biroben,« sagte der Wirth, indem er neugierig näher trat; »den müssen wir uns doch ansehen. Man sagt von ihm, er könne alle möglichen Gesichter annehmen und alle erdenklichen Personen darstellen.«

»Jesus! mein Gott! das ist eine Verleumdung!« wiederholte der Zigeuner.

Valentin, der sich bis dahin ruhig verhalten hatte, packte ihn bei der Kehle und schüttelte ihn mit Kraft.

»Bist Du Biroben?« frug er ihn.

»Er würde umsonst versuchen, es zu läugnen,« versetzte Montes mit Bestimmtheit; »lesen Sie hier, Herr Norbert, ein flüchtiger Blick wird genügen.«

Mit diesen Worten reichte er dem jungen Manne die Papiere hin, welche er bisher in der Hand gehalten hatte.

»Was ist das?« frug Valentin.

»Das Signalement aller jener Zigeuner, die Biroben's Bande ausmachten, als jenes Verbrechen begangen wurde, so wie die Beschreibung Biroben's selbst. Sehen Sie nur: die Statur, die Gesichtszüge, Alles trifft mit diesen amtlich erhobenen Merkmalen überein. Bemerken Sie nur einmal die leichte Erhöhung an der rechten Schulter, welche der sogenannte Jeandot Perez umsonst zu

verbergen sucht, dann jenes Brandmal an der Unterlippe . . .«

Valentin verfolgte diese Andeutungen des Capitains mit Aufmerksamkeit.

»Wohl, wohl, er ist es,« sagte er endlich mit tiefbewegter Stimme; »Gott sey gelobt! ich werde wenigstens den Mord meiner unglücklichen Freunde rächen können! Haltet ihn fest und seht zu, daß er Euch nicht entwische!«

In einem Nu war Viroben mit Stricken, welche aus einer ganz andern Absicht mitgebracht worden waren, festgebunden.

»Nein, nein, er darf uns nicht entwischen,« sagte Montes, indem er ihn selbst binden half; »vielleicht kann er uns den Schlüssel zu so manchem Geheimniß geben.«

Valentin wandte sich lebhaft nach dem Capitain um.

»Mein Herr,« sagte er mit Würde, »ich begreife Ihre Reden und Handlungen nicht. Es ist nicht mehr an der Zeit, etwas zu verbergen, wenn Sie nicht selbst Veranlassung zu sonderbaren Vermuthungen geben wollen. Was für ein geheimnißvolles Interesse nehmen Sie an allen diesen Ereignissen? durch welchen Zufall befinden sich diese Papiere so im rechten Augenblicke in Ihren Händen und noch dazu hier an diesem Orte, wohin Sie, wie Sie selbst sagten, blos der Gemsjagd wegen gekommen sind? Ich fordere Sie bei Ihrer Ehre auf, freimüthig zu gestehen ...«

»Meine Geständnisse werden offen und vollständig seyn, wie ich es Ihnen zugesagt habe, Herr Norbert,« sagte Montes mit ungekünstelter Ruhe, »denn ich mache mir schon selbst Vorwürfe darüber, daß ich mich so lange nicht zu erkennen gab . . . Ich kam nach dem Montcalm in derselben Absicht, wie Sie; doch was Sie aus Anhänglichkeit an die Familie von Villareal thaten, das befahl mir die Erkenntniß meiner Verpflichtungen.«

»Wie, mein Herr! . . . Sie wären? . . .«

»In Spanien, wie in Frankreich nannte man mich von jeher den Capitain Montes; doch seit dem Tode meines älteren Bruders darf ich dieser bescheidenen Bezeichnung auch noch den Titel eines Chevaliers von Villareal hinzufügen . . . Ja, Herr Valentin, ich bin der Onkel jener kleinen Antonia, welche Sie so lieb hatten.«

Valentin legte bei dieser Eröffnung eine große Verwunderung an den Tag; doch machte er keine Miene, sich Montes zu nähern. Dieser bemerkte seine frostige Zurückhaltung.

»Sie kennen mich nicht,« fuhr er im wehmüthigen Tone fort, »und Sie hatten nie Gelegenheit, sich von meinem Mitgefühl für die unglückliche Familie zu überzeugen. Sie verließen mit Ihrem Onkel Gonac kurze Zeit nach jener blutigen Katastrophe, und ich wagte es in Folge eines Gefühles, das Sie selbst bei einem Soldaten begreiflich finden werden, nie, einen Fuß in's Römerhaus zu setzen... Die Entfernung ließ mich indessen keine einzige meiner Pflichten vernachlässigen. Von jenem Zeitpunkte an war es der Zweck meines Lebens, für meine gemordeten Verwandten Rache zu nehmen und die arme Antonia wieder zu finden, wenn sie wirklich jene Nacht voll Mord und Blut überlebte.«

»Sie glaubten also gleich mir,« unterbrach ihn Valentin lebhaft, »ungeachtet so vieler entgegengesetzter Ansichten, das Kind sey den Beilen der Mörder entronnen?«

»Ich hatte, so wie Sie, Herr Norbert, meine Vermuthungen. Nachdem ich lange Zeit über dieses traurige Ereigniß nachgedacht, faßte ich dieselben Hoffnungen und suchte sie durch dieselben Mittel zu verwirklichen. Deshalb kam ich nach dem Montcalm . . . Ich konnte nicht glücklich und in Reichthum leben, während meine Nichte vielleicht den schrecklichsten Entbehrungen ausgesetzt war.«

»Diese Gefühle sind eines Villareal ganz würdig!« versetzte Valentin mit Wärme, »doch warum sagten Sie mir nicht früher . . .«

»Ich ahmte in diesem Punkte nur Ihre Schweigsamkeit mir gegenüber nach,« sagte Montes lächelnd; »aus Achtung vor meiner Famlie durfte ich den Zustand der Herabwürdigung, in welchen, wie ich glaubte, meine Nichte verfallen war, wohl nicht dem Ersten Besten verrathen. Ich wollte es so einrichten, daß ihr später, nachdem sie der Gesellschaft wiedergegeben seyn würde, Niemand jene traurige Periode Ihres Daseyns hätte ins Gedächtniß zurückrufen können und deshalb glaubte ich alle meine Schritte so viel als möglich geheim halten zu müssen. Uebrigens muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, Herr Norbert, daß es mich ein wenig verdroß, einen Fremden an Angelegenheiten die mich so nahe berührten, einen so innigen Antheil nehmen zu sehen. Vielleicht ließ ich vergangene Nacht einige verletzende Bemerkungen fallen . . . Ihre Aufopferung für das arme junge Mädchen, den letzten Sprößling einer mir theuern Familie, erfüllte mich mit Eifersucht. Ich sah es als einen Ehrenpunkt an, allein zu handeln, um allein auf die Dankbarkeit meiner Anverwandten nach einem günstigen Erfolge Anspruch machen zu können.«

Norbert's Antlitz hellte sich ganz und gar auf.

»Ich kann Ihnen wegen dieser ehrenhaften Verschwiegenheit, deren Nothwendigkeit mir gleichfalls einleuchtet, nicht gram seyn . . . Wohlan denn, Herr von Villareal, da unsere Gefühle und unsere Verpflichtungen dieselben sind, so wollen wir uns nunmehr verbinden und mit vereinten Anstrengungen ein und dasselbe Ziel verfolgen . . . Willig'n Sie ein?«

»Von ganzer Seele,« antwortete der Capitain mit Herzlichkeit.

Es wurde ausgemacht, daß Montes und Valentin in Begleitung der beiden Bergbewohner sofort Nachforschungen nach dem wilden Mädchen in der Gegend der Peyrade des Montcalm anstellen sollten, während es der Wirth übernahm, Viroben nach Suc zu bringen. Nach Fassung dieses Beschlusses wollte sich die Gesellschaft auf den Weg machen und ihr Gepäcke einstweilen bis zum Abend in einer Felsenhöhle hinterlegen, als plötzlich der Wirth Valentin bei Seite nahm.

»Einen Augenblick, Herr Ingenieur!« rief er aus; »die Verhaftung und das Hin- und Herreden ließ mich ganz auf einen Auftrag vergessen, welchen man mir für Sie ertheilt hat . . .«

»Was hat das zu sagen?« bemerkte Norbert voll Ungeduld, »Ihr könnt Euch dessen später entledigen.«

»So hören Sie doch . . . Sie befahlen mir doch, Ihnen alle Ihre Briefe hierher zu bringen und da habe ich eben ein sehr pressantes Schreiben, welches von Vic d'Essos kömmt.«

»Ein pressanter Brief von Vic d'Essos? Sollte etwa mein Onkel, mein zweiter Vater krank seyn?«

Ein Blick auf die Aufschrift beruhigte ihn, denn er hatte die eigenhändige Schrift des Abbé Norbert erkannt. Er erbrach das Siegel und machte gleich nach den ersten Zeilen eine Bewegung des tiefsten Erstaunens.

»Es ist unbegreiflich,« murmelte er, »man ist ganz gewiß im Irrthum.«

Er las den Brief noch einmal ganz aufmerksam durch.

Die Umstehenden sahen ihn mit offenem Munde an, und wagten es nicht, ihn zu unterbrechen.

»Herr Norbert,« begann endlich Montes, »bin ich Ihnen Freund genug, daß Sie mir diese Nachricht mittheilen, welche Sie so sehr in Aufregung zu versetzen scheint?«

»Wohl, wohl, Herr von Villareal, denn diese Nachricht hat für Sie ein gleich großes Interesse wie für mich.«

»Um was handelt es sich?«

»Wir haben uns Beide geirrt, wie wir es bereits ahnten: das wilde Mädchen ist nicht Ihre Nichte.«

Montes sprang schnell in die Höhe.

»Das ist unmöglich!« rief er aus; »oder vielmehr, woher kann man wissen . . .«

»Mein Onkel meldet mir, es sey in Foix eine Zigeunerin von Viroben's Bande verhaftet worden, welche ein junges Mädchen bei sich hatte, das allem Anscheine nach in seiner Kindheit gestohlen worden war. Das Alter des jungen Mädchens, sein Aeußeres und andere Umstände passen ganz auf Antonia von Villareal . . . Die Behörde hat eine Untersuchung eingeleitet; mein Onkel und ich, wir werden zur Zeugenschaft aufgefordert und ohne Zweifel wird man bereits an Sie nach Toulouse eine Vorladung erlassen haben . . . Doch hier, lesen Sie selbst.«

Mit diesen Worten reichte er dem Capitain den Brief hin.

Derselbe enthielt keine weiteren Aufklärungen. Der Abbé Norbert drückte seinem Neffen sein Bedauern über dessen Abwesenheit aus, und bat ihn sogleich selbst nach Foix zu eilen, um bei Erforschung der Wahrheit in dieser geheimnißvollen Angelegenheit behilflich zu seyn.

Nach Durchlesung dieses Briefes blieb Villareal einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken.

»Nun Capitain?« frug Valentin, »was gedenken Sie jetzt zu thun?«

»Was ist Ihre Absicht, Herr Norbert?«

»Ich sollte eigentlich dem Willen meines Onkels nachkommen und sofort nach der Stadt abreisen. Doch muß

ich gestehen, daß mir diese plötzliche Abreise Gewissensbisse verursachen würde.«

»In welcher Beziehung?«

»Das Schicksal der armen Wilden vom Montcalm geht mir unendlich nahe . . . Aus verschiedenen Gründen sehe ich mich als die Ursache ihres Unglückes an. Ich möchte mich daher nicht gerne entfernen, bevor ich weiß, ob sie meiner Hilfe bedarf.«

»Was für eine Theilnahme kann sie Ihnen einflößen? Es ist doch Antonia nicht.«

»Wir gerathen aus einer Ungewißheit in die andere. Uebrigens mag das unglückliche Opfer von Viroben's Unmenschlichkeit wer immer seyn, ich empfinde für dasselbe ein eben so lebhaftes Mitgefühl, wie für Antonia selbst.«

»Wenn das der Fall ist, Herr Norbert,« versetzte Montes, »so werde ich die Erfüllung dieser Pflicht der Menschlichkeit Ihnen überlassen, und da ich keinen ähnlichen Grund für mein Hierbleiben habe, sofort abreisen. Wir können die Ebene noch vor Einbruch der Nacht erreichen; in Suc nehme ich ein Pferd und bin morgen früh in Foix. Ich will keine Minute verlieren, da es sich um das Auffinden der Tochter meines theuren Bruders handelt.«

»Gehen Sie also mit Gott, Herr Montes,« sagte Valentin mit gerührter Stimme, »wir werden uns bald wiedersehen . . . Ich will den Rest des Tages mit Nachforschungen zubringen, die vielleicht, leider! nutzlos seyn werden . . . Doch morgen Abends hole ich Sie ein, und wenn Sie Antonia früher sehen sollten, als ich, so sagen Sie ihr . . . Doch, es ist ein Traum und ich wage nicht daran zu glauben.«

Der Wirth und die Bergbewohner hatten von diesem Gespräche nicht viel verstanden; doch der Zigeuner hatte demselben mit der größten Aufmerksamkeit zugehört und

schien damit beschäftigt, sich widersprechende und unzusammenhängende Ereignisse in seinem Kopfe zusammen zu stellen.

»Es ist außerordentlich wichtig,« hob Montes mit einem Fingerzeige auf den Gefangenen an, »daß dieser Mensch so schnell als möglich den Händen der Gerechtigkeit überliefert werde, denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen werden uns seine Geständnisse, wenn er die Wahrheit sagen will, vom größten Nutzen seyn . . . Wenn Sie indessen der Wirth und die beiden Bergbewohner bei Ihren gefährlichen Nachforschungen am Teufelsbrunnen unterstützen wollen, so übernehme ich es, diesen Spitzbuben nach dem nächsten Dorfe zu bringen. Seine Arme sind gebunden und der lose Strick, mit dem seine Beine gekoppelt sind, wird ihn daran hindern zu entfliehen, ohne ihm das Gehen unmöglich zu machen. Ich werde ihn sorgfältig überwachen und meinen Carabiner stets in Bereitschaft halten. Auf diese Weise bringe ich ihn ohne Gefährde nach Suc und übergebe ihn dort der Gensd'armeriebrigade.«

»Nicht doch,« bemerkte der Wirth, »Sie kennen Viroben noch nicht, Capitain; Sie können sich gar nicht denken, welch' teuflischer List dieser Mensch fähig ist . . . Ich habe mehr als einmal die Streiche dieses Burschen erzählen hören; er würde Ihnen gewiß entwischen, wenn Sie mit ihm allein wären. Ich traue mich zu behaupten, daß es etwas Anderes wäre, wenn ich mit Ihnen ginge . . .«

»Nun, und warum wollt Ihr mich nicht begleiten?« frug Villareal.

»Je nun, ich könnte dort drüben dem guten Herrn Ingenieur am Teufelsbrunnen von Nutzen seyn, welcher mir versprochen hat, meinen Neffen im Bergwerke von Vic d'Essos zu befördern. Ich bin diese Spazirgänge in der Luft gewöhnt, noch von der Zeit her, wo

ich auf den Felsspitzen von Fontargente Adlernester ausnahm, und es wäre mir, die Wahrheit zu sagen, nicht unlieb, diese Wilde zu sehen, von der so viel gesprochen wird . . . Warum wollen Sie nicht Oliba mitnehmen, den großen Jungen, der hier steht? Er hat eine tüchtige Faust und wird Sie auch den besten Weg führen.«

»Meinetwegen,« erwiederte Montes, »aber ich hätte auch ganz gut mit einem geknebelten und unbewaffneten Menschen allein fertig werden können . . .«

»Vorwärts!« rief Valentin aus.

Man machte sich sofort auf den Weg. Norbert, der Wirth und der eine Bergbewohner waren mit Stricken und mit den nöthigen Werkzeugen zur Besteigung des Felsens versehen. Montes und Oliba, welcher den Mantelsack des Capitains trug, bewachten den Gefangenen. Montes hatte seinen Carabiner vor Aller Augen geladen und schien eher geneigt, Viroben zu erschießen, als ihn entwischen zu lassen. Dieser Letztere leistete, durch diese drohenden Vorbereitungen in Schrecken versetzt, durchaus keinen Widerstand.

Die beiden Gesellschaften verfolgten bis zum Saume des Tannenwaldes dieselbe Richtung. Alles beeilte sich, denn die Sonne neigte sich zum Gipfel des Berges herunter und die Reisenden hatten noch für den übrigen Theil des Tages sehr viel zu thun. Im Augenblicke der Trennung näherte sich Montes dem jungen Ingenieur mit Herzlichkeit.

»Die Umstände erlauben mir keine weitläufigen Betheuerungen,« sagte er ihm die Hand schüttelnd, »aber ich hoffe, wir Beide werden uns fortan verstehen.«

»Auch ich hoffe es, Capitain; verzeihen Sie mir meinen anfänglichen Verdacht. Ich werde Ihnen den Grund desselben später auseinander setzen und es wird Ihnen, wie ich glaube, nicht schwer fallen, mich zu be-

schämen . . . Also auf Wiedersehen .... Morgen Abends sehe ich Sie in Foix.«

Sie wechselten noch einige freundliche Worte.

»Geben Sie auf den Zigeuner gut Acht, Capitain,« bemerkte der Wirth, welcher Oliba Verhaltungsbefehle ertheilt hatte; »verlieren Sie ihn nicht aus dem Gesichte, denn er ist gescheidter als der Teufel.«

»Ich weiß es,« versetzte Montes trocken.

»Und dann,« fuhr der Wirth mit leiser Stimme und auf Oliba zeigend fort, »verlassen Sie sich nicht zu sehr auf diesen armen Burschen. Er ist kräftig wie ein Stier, aber einfältig wie ein Kind.«

»In der That!«

»Rechnen Sie mehr auf Ihren Carabiner, als auf die Stricke, mit welchen Viroben geknebelt ist.«

»Fürchtet nichts, mein Guter,« erwiederte der Capitain mit einem Anfluge von Ungeduld.

Er winkte Valentin einen letzten Gruß zu, und stieg mit Oliba und dem Zigeuner den Berg hinab, während der Ingenieur mit seinen beiden Begleitern quer-über auf den Teufelsbrunnen zuging.

VIII.

Es war finstere Nacht, als Valentin mit seinen beiden Begleitern in die Schäferei der Oule-Blanche zurückkam; ihre mühsamen Nachforschungen waren erfolglos gewesen. Umsonst hatten sie mit Hilfe von Stricken und eisernen Klammern die steilsten Felsen erstiegen; nicht eine Spur vom wilden Mädchen war zu sehen und bald hatte sie die Dunkelheit gezwungen, ihre gefährlichen Untersuchungen einzustellen.

Giuseppe war schon seit langer Zeit nach seiner Wohnung zurückgekehrt und hatte einige Vorbereitungen zum Empfange seiner Gäste getroffen. Das Stroh war aufgerüttelt, die am selben Tage heraufgebrachten Nahrungsmittel auf seinem Kasten aufgestellt, zwei in Birkenrinde gesteckte Talgkerzen erfüllten das Gemach mit ungewohnter Helle. Er richtete keine Frage an die Reisenden und schien beim Anblicke seiner zwei neuen Gäste, welche die Stelle der beiden früheren eingenommen hatten, keineswegs erstaunt zu seyn. Dieser sonderbare Greis schien beim Denken und Handeln von Triebfedern bewegt zu werden, welche den übrigen Menschen fremd waren; er begriff oder errieth Alles durch eine Art innerer Anschauung, welche die Landleute mit dem Namen Zauberei belegten. Uebrigens wären weder der Wirth noch sein Begleiter im Stande gewesen, seine Neugierde zu befriedigen; sie waren ganz entkräftet und von Müdigkeit und Hunger niedergedrückt.

Valentin hatte sich, wenn auch nicht von körperlichen so doch von moralischen Leiden angegriffen, auf einen Sitz niedergelassen und hing seinen Gedanken nach. Während des Hin- und Hergehens betrachtete ihn Giuseppe mit vieler Theilnahme. Zwei oder drei Mal bewegte er die Lippen, als wollte er Valentin anreden, allein er gab keinen hörbaren Laut von sich und der gute Alte zog sich endlich in einen Winkel seiner Hütte zurück, indem er wie gewöhnlich mit dem Kopfe schüttelte.

Valentin war über den schlechten Erfolg seiner Nachforschungen wirklich in Verzweiflung. Das Bild des in seinem Blute schwimmenden, sterbenden Mädchens schwebte ihm ohne Unterlaß vor Augen. Er machte sich Vorwürfe darüber, nach dem Montcalm gekommen zu seyn; er sagte zu sich selbst, seine Gegenwart sey für das arme Geschöpf unheilvoll gewesen. Dann versuchte er es wieder sich von diesen trüben Gedanken loszumachen und seinen allzu großen Schmerz zu mäßigen.

»Warum beschäftige ich mich so sehr mit dieser Fremden?« dachte er bei sich; »ich bin ihr fortan nur noch ein Gefühl des Mitleids schuldig ... War ich auch indirect die Ursache ihres Unglückes, so habe ich doch Alles gethan, was nur Menschen möglich ist, um ihr Hilfe zu bringen, wenn sie noch welche nöthig haben sollte. Im entgegengesetzten Falle mußte sie eine elende Existenz ohne vieles Bedauern zu Ende gehen sehen . . . Ihr Tod wird gerächt werden; was kann ich weiter für sie thun? . . . Nun darf ich mich nicht weiter um sie bekümmern, und nur an Antonia denken: Antonia von Villareal, die Tochter meines Wohlthäters, hat allein ein Recht auf meine gänzliche Ergebenheit . . . Wohlan! ich reise morgen ab«

Doch wider seinen Willen flossen ihm Thränen die Wangen herab, und ein Gewissensbissen ähnlicher Schmerz preßte ihm das Herz zusammen.

Die Nacht ging vorüber wie die vergangene. Beim ersten Scheine der Morgendämmerung war Valentin auf den Füßen. Er beeilte sich, seine Begleiter zu wecken und forderte sie auf, ihre Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Giuseppe hatte bereits die Hütte verlassen; Valentin suchte ihn auf. Wiewohl er den Greis für nichts weiter ansah, als für einen geistesüberspannten Irrsinnigen, dessen Ideen sich durch das Alter und die einsame Lebensweise verwirrt hatten, so wünschte er ihm doch einige dringende Mittheilungen zu machen, bevor er den Montcalm verließ.

Ein dichter Nebel verhüllte die entfernteren Partien der Pyrenäen; allein dieser Nebel war nicht mehr den leichten, wellenförmigen Dünsten zu vergleichen, welche zwei Tage vorher die Ebene wie mit einem zarten Gewebe bedeckten. Er war grau, schwer und ließ die Gegenstände kaum in der nächsten Nähe sichtbar werden. Die Sonne erschien auf dieser undurchsichtigen Oberfläche blos als ein gelber, schlecht geformter, strahlenloser Fleck.

Auf die Gefahr hin, sich zu verirren, wollte sich Valentin durch diesen Nebel hindurchbegeben, als ein in der Nähe ertönendes Gebrülle seine Aufmerksamkeit fesselte. Gegen seine Vermuthung befand sich das Vieh noch in dem an die Hütte angebauten Stalle. Inmitten der Thiere stand Giuseppe, und schien, mit seiner Caputze bekleidet und auf seinen langen Stock gestützt, in jene wunderlichen Betrachtungen versunken zu seyn, deren Wirkungen für seine Besucher ein Gegenstand des Staunens zu seyn pflegten. Um ihn herum sprangen die beiden ungeheuren Hunde, welche es bei solchen Anlässen unmöglich machten, sich ihm zu nähern.

Valentin rief ihn an, ohne weiter eine Antwort zu erwarten; allein zu seiner großen Verwunderung fuhr Giuseppe bei den ersten Lauten in die Höhe und näherte sich ihm ernsten und gemessenen Schrittes.

Norbert grüßte ihn freundschaftlich, dankte ihm für seine gastliche Aufnahme und theilte ihm seine Absicht mit, den Montcalm sofort zu verlassen.

»Ich weiß es, ich weiß es,« unterbrach ihn Giuseppe; »es ist in der That die höchste Zeit. Doch das arme Mädchen am Teufelsbrunnen? Wollen Sie es hilflos zurücklassen?«

»Wie, Giuseppe! ist Euch denn das traurige Ereigniß von gestern unbekannt?«

»Ich habe Sie vor der blutigen Hand gewarnt,« sagte Giuseppe mit seinem gewöhnlichen Kopfschütteln, »aber Sie schenkten meinen Worten keinen Glauben . . .«

»Nein, ich glaubte Euch nicht, Giuseppe, weil Ihr es verschmähtet, mir die Ursache Eures Verdachtes anzugeben . . . Wenn Ihr, wie ich annehmen muß, bereits jenen abscheulichen Mörder Viroben kanntet, so hättet Ihr mir ihn sofort nennen sollen. Was den Andern anbelangt, gegen den Euer Verdacht noch mehr gerichtet zu seyn schien, so ist dies ein Mann von Ehre, dessen Rechtschaffenheit man nicht verdächtigen kann, und ich werde es fortan nicht dulden, daß man ihn ohne Beweise verleumde . . . Der jetzige Träger des Familiennamens von Villareal hat Anspruch auf meine Hochachtung und auf mein Vertrauen!«

Giusepp wurde nachdenklich.

»Also waren sie es doch!« murmelte er. »Gott kennt das Gemüth der Menschen und weiß die Wahrheit. Die Jugend ist aber voll Einbildung, selbst in ihren guten Gefühlen, besonders die Stadtjugend.«

Der Rest seiner Rede war unverständlich. Valentin hob nach einer Pause wieder an:

»Es bleibt mir nur noch übrig, Euch vor meiner Abreise um einen Liebesdienst zu ersuchen, guter Vater Giuseppe, den Ihr mir hoffentlich nicht abschlagen werdet. Wenn Ihr nemlich auf Eueren Ausflügen den Leichnam

des armen Mädchens finden solltet, so erweiset ihr die letzte Ehre und sagt ein Gebet für die Arme her.«

»Welchen Beweis haben Sie dafür, daß sie todt ist?«

»Welcher Beweggrund läßt Euch hinwiederum vermuthen, daß sie noch lebt?«

»Ich halte es für möglich . . . Junger Mann, Sie sollten nicht abreisen, ohne sich zu vergewissern, ob diejenige, wegen welcher Sie hierher reisten, Ihrer Hilfe nicht ganz besonders bedarf.«

»Diejenige welche ich suchte, ist nicht hier und wichtige Verpflichtungen rufen mich an einen andern Ort . . . Indessen geht mir das Schicksal der armen Wilden vom Montcalm sehr zu Herzen, und ich bitte Euch daher, wenn Ihr sie lebend oder todt findet . . .«

»Geben Sie mir keinen Auftrag,« unterbrach ihn der Hirt mit barscher Stimme, indem er sich in die Höhe richtete.

»Warum nicht, Giuseppe?«

»Ich werde das Gebirge noch in diesem Augenblick verlassen . . Sie sehen, ich habe mein Heerde noch nicht auf die Weide getrieben und sie ist zum Abgange bereit.«

»Wie! auch Ihr wollt also fort?«

»Die Stunde ist gekommen . . . Ich habe die Oule-Blanche im Traume mit Schnee angefüllt gesehen, welcher bis über das Dach meiner Hütte ging; ich habe die Winterstürme rasen und die Lawinen rollen gehört . . . Die schlimmen Tage sind im Anzuge . . . wenn ich nicht sofort meinen Träumen folgte, würde ich hier mit meinem armen Vieh zu Grunde gehen . . . Ja, ja, es ist Zeit . . . es ist Zeit . . .«

Und er schickte sich an, seine Ochsen eilig zusammenzutreiben.

Valentin überlegte, der alte Hirt habe aus gewissen unfehlbaren Anzeichen das Herannahen des Winters

erkannt; er mußte somit auf seine letzte Hoffnung Verzicht leisten.

»Das Geschick selbst zwingt mich dazu, das arme Kind zu verlassen!« versetzte er halblaut mit einem Seufzer. »Gott möge sich ihrer erbarmen.«

Nach diesen Worten begab er sich zu seinen Reisegefährten.

Giuseppe's Vorbereitungen waren bald zu Ende, er schloß blos seine hölzernen Gefäße und die grob gearbeiteten Geräthe seines Haushaltes in den Kasten ein, steckte seine Kleidungsstücke in einen Quersack, den er sich über die Schulter hing, nahm dann seinen Stock zur Hand, machte das Zeichen des Kreuzes, gleichsam um diese bescheidene Wohnung, welche er vielleicht nicht mehr wiedersehen sollte, zu segnen und trat zur Hütte hinaus, indem er die Thüre zuriegelte. Sofort machte sich die ganze Truppe auf den Weg, um die Ebene zu erreichen.

Der Wirth und sein Gehilfe gingen mit einigem Gepäck beladen voraus; dann kam Valentin, das Gewehr auf der Achsel, und suchte mit seinen Blicken durch den dichten Nebel zu dringen, welcher ihn einhüllte. Giuseppe der hinter ihm einher ging, wandte sich zeitweilig um, seiner Hütte noch einen letzten Blick zuwerfend. Hinter ihm ertönten die silberhellen Glocken der Heerde. Die Ochsen machten kurze Schritte, und schienen nur ungern fortzugehen. Es war, als begriffen sie, daß ihrer statt der duftigen Kräuter und der reinen Luft des Montcalm für einige Monate das stinkende Stroh und der feuchte Stalldunst warte; sie sahen traurig und verdrossen aus. Im Hintergrunde ertönte durch den Nebel ein kräftiges Gebell, und zeigte an, daß die treuen Hunde die Ausreißer zurücktrieben und die trägen Thiere zur Eile anspornten.

Der Weg war bequem und nicht die mindeste Gefahr vorhanden, sich mit Führern, welchen der Montcalm in allen seinen Theilen bekannt war, zu verirren.

Valentin überließ sich daher mit einem Gefühle gänzlicher Sicherheit seinem Nachdenken, als Ausrufungen der beiden Leute, welche die Spitze des Zuges bildeten, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Sie hatten Halt gemacht und sprachen nicht ohne Aufregung mit einem Manne, auf den sie plötzlich gestoßen waren. Es war Oliba, der Tags zuvor den Auftrag erhalten hatte, Montes von Villareal und den Zigeuner nach dem Dorfe zu geleiten.

Voll Ungeduld, über diese beiden Personen, die ihn, wenn auch aus ganz verschiedenen Ursachen interessirten, Nachrichten einzuziehen, beschleunigte Valentin seine Schritte. Als er bei der Gruppe angelangt war, rief eben der Wirth mit Lebhaftigkeit aus:

»Er ist entflohen! Ihr habt ihn entwischen lassen... Oh, Du Spitzbube von Viroben... Es ist nicht möglich Oliba, Du erlaubst Dir blos einen Scherz mit mir! **Diou biban**! Du verdientest . . .«

»Es ist aber doch so, lieber Herr,« versetzte Oliba mit furchtsamer Stimme; »der Bösewicht ist uns noch gestern Abends, ehe wir noch den Fuß des Berges erreicht hatten, entwischt und wird ohne Zweifel die Nacht benützt haben, um über die Grenze zu gehen.«

»Von wem sprecht Ihr?« frug Valentin mit Ungestüm; »Ihr wollt doch hoffentlich nicht sagen, der elende Mörder habe Eure Wachsamkeit zu täuschen gewußt? . . . Der Capitain Montes hätte es gewiß nicht geschehen lassen.«

Oliba ließ den Kopf hängen.

»Das ist wirklich unbegreiflich!« hob der Wirth wieder an; »ich wollte wetten, daß dieser Tölpel hier irgend eine Albernheit beging.«

»Nein lieber Herr, gewiß nicht, urtheilen Sie selbst. Wir waren am Gargantua-Felsen angelangt, dort unten am Saume des Tannenwaldes. Ich ging mit der Mantel-

decke des Capitains voraus, der sorgfältig geknebelte Zigeuner ging dicht hinter mir her, und hinter ihm Herr Montes mit dem Carabiner in Bereitschaft. Einige Male hörte ich sie ganz leise einige Worte wechseln, die ich jedoch nicht verstand. Plötzlich vernahm ich einen Schrei, und sah den Zigeuner nach dem Walde zu fliehen, der Strick welcher beide Hände und seine Beine zusammengehalten, war, wie mit einem Messer, mitten entzwei geschnitten. Ich warf sofort den Mantelsack auf die Erde und eilte dem Zigeuner nach.

»Nun, und was that der Capitain?« frug Valentin.

»Eher etwas Schlimmes als Gutes. Ich hatte den Mörder beinahe erwischt, als mir der Capitain zurief: »Rühre Dich nicht, ich werde ihn schon zum Stehen bringen.« Im selben Augenblicke feuerte er seinen Carabiner ab, die Kugel sauste mir am Ohre vorbei. Ich war wie versteinert; als sich der Pulverdampf verzogen hatte, war Viroben verschwunden.«

»Oh, der Capitain haßte ihn eben so sehr als ich!« sagte Valentin, »der Durst nach Rache trieb ihn in diesem Augenblicke zu Grausamkeiten, und gewiß hat er den Zigeuner getödtet, oder doch wenigstens verwundet.«

»Weder das Eine noch das Andere; wir haben die Kugel in einem Tannenbaume wieder gefunden . . . Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, die Stadtleute sind schlechte Schützen, denn der Schuß schien weit eher mir, als dem Zigeuner zu gelten.«

»Habt Ihr nicht den Wald durchsucht? dem elenden Schurken nicht weiter nachgesetzt?«

»Ja wohl, mein Herr, doch eben so gut hätten wir eine Nähnadel in einem Heuschober suchen können, als einen Menschen im Tannenwalde des Montcalm, besonders bei Einbruch der Nacht . . . Wir haben uns unnütz die

Hände und das Gesicht zerfetzt, und mußten unverrichteter Dinge nach dem Dorfe zurückkehren.«

Sämmtliche Reisende hatten sich um Oliba in einem Kreise aufgestellt. Giuseppe hatte seine Heerde halten lassen, und war nöher gekommen um zuzuhören.

»Ich werde nicht klug daraus!« begann nach einer Weile der Wirth, »ich selbst habe Biroben's Hände und Füße gebunden. Der Strick war stark und die Knoten sehr fest, ich hätte geschworen, der Scharfe sey nicht im Stande sie zu zerschneiden.«

»Aber lieber Herr,« versetzte Oliba, »die Stricke sind auch nicht zerrissen, so viel ich weiß, sondern man hatte sie zerschnitten....«

»Zerschnitten! Wer hätte dem Verbrecher in dieser Weise behilflich seyn können?« rief Valentin aus.

Oliba gerieth durch diese Heftigkeit in Verwirrung.

»Ich weiß es nicht, mein Herr,« erwiederte er, »ich war es gewiß nicht.... vielleicht war der Strick gar nicht zerschnitten, denn ich habe eigentlich nichts gesehen, ich kehrte dem Gefangenen den Rücken zu.«

Norbert stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

»Dummkopf!« versetzte er, »erkläre Dich deutlicher; »willst Du vielleicht zu verstehen geben, der Capitain Montes habe den Zigeuner mit Willen entfliehen lassen?«

»Das will ich gerade nicht behaupten, lieber Herr! .... Möglich, daß Biroben nach Gewohnheit der Spanier ein Messer in seinem Aermel verborgen hatte, und es irgendwie in seine Hand gleiten ließ....«

»Ja wohl, ja wohl! so wird es seyn!« rief der Wirth aus; »ich hätte daran denken sollen, ihn zu durchsuchen, aber wer denkt denn auch immer an Alles... Man hat mir schon so viele Spitzbubenstreiche von diesem schrecklichen Biroben erzählt!«

»Ei nun, lieber Herr, Sie wissen noch nicht den

besten dieser Streiche,« sagte der Bergbewohner mit verlegener Miene, »ich habe ihn auf die Letzt aufbewahrt.«

»Wie so? Was hat es noch gegeben?«

»Sie erinnern sich noch, daß der Zigeuner, als er neulich Abends in der Schenke anlangte, auf einem Esel ritt!«

»Ja wohl, auf einem armen abgeschundenen, räudigen Thiere, welches nicht einmal das Halfter werth war.«

»Als ich nun gestern ganz niedergeschlagen in der Schenke anlangte, sagte ich zu mir selbst: »Je nun, ist uns auch der Herr entwischt, so bleibt uns doch noch sein Esel!« Ich fand in der That den Esel im Stalle mit dem Gepäcke des Zigeuners beladen . . . einem schlechten Leinwandsacke, der einige Lumpen enthielt. Gut, dachte ich, wir wollen sehen, ob er sich sein Eigenthum abholt! Ich legte mich wie gewöhnlich im Stalle nieder; der Esel war zwei Schritte von mir angebunden, und der Quersack diente mir als Kopfkissen . . .«

»Nun?«

»Je nun, als ich heute früh erwachte, war der Esel und der Sack verschwunden. Dieser Virobén ist der Teufel in eigener Person.«

Der Wirth und Oliba's Genosse lachten laut auf; doch mäßigten sie ihre Lustigkeit sofort aus Achtung vor dem jungen Ingenieur, welchem dieser unzeitige Ausdruck guter Laune unangenehm zu seyn schien.

»Also der Mörder ist entflohen!« murmelte Valentin mit erstickter Wuth; »das schreckliche Verbrechen wird also noch immer nicht gerächt werden können. Es ist keine Hoffnung mehr vorhanden, dem Häuptling der Bande unschätzbare Aufklärungen entlocken zu können. Nach dieser letzten Mordthat wird er es nie wieder wagen nach Frankreich zurückzukehren . . . Welches Mißgeschick ist bei Allem im Spiele, was die arme Antonia betrifft!«

»Was that der Capitain Montes nach jenem Er-

eignisse?« fuhr er, sich zu dem Neuangekommenen wendend im ruhigem Tone fort; »ist er bereits nach Foix abgereist?«

»Er brachte die heutige Nacht in Suc zu,« versetzte Oliba, froh den Neckereien seines Herrn und seines Cameraden entgehen zu können; »heute früh mit Tagesanbruch machte er sich mit dem Maulthiertreiber von Sentenac auf den Weg, und trug mir auf, Ihnen zu erzählen, was sich zugetragen hat, und zu eröffnen, er erwarte Sie an dem bestimmten Orte.«

»Ganz gut, er erinnert mich an die Erfüllung meiner Pflicht . . . Vorwärts, liebe Freunde,« fügte Norbert mit bewegter Stimme hinzu, »setzen wir unsern Weg fort, es drängt mich, diesen unglückseligen Berg so schnell als möglich zu verlassen.«

Die Männer gehorchten schweigend, und der Zug setzte seinen Weg, den Abhang des Montcalm hinunter, eifrigst fort.

Von peinlichen Gedanken gefoltert, ging Valentin maschinenmäßig längs den ungeheuren Felsenwänden hin, deren gewundene Linie sich im Nebel verlierend die Umschließung des Teufelsbrunnens bildete. Plötzlich fühlte sich Valentin von einer Hand leise auf der Achsel berührt.

»Hören Sie mich an, junger Mann,« sagte zu ihm Giuseppe in einem weniger geheimnißvollen Tone als gewöhnlich, »antworten Sie mir mit Offenheit. Ist Ihr Geist nicht unruhig, und fühlen Sie nicht, da Sie den Montcalm verlassen, Ihr Gewissen beschwert?«

»Sei dies nun eine Folge Eurer Zauberkünste oder nicht, Ihr habt es errathen, Giuseppe. Je mehr ich mich von diesem unglücklichen Orte entferne, desto mehr zieht sich mir das Herz zusammen... Und doch habe ich nichts mehr zu thun; ich habe meine Pflicht gethan und bin vor keiner Gefahr zurückgeschreckt.«

»Allerdings, allein Sie haben eitlen Anzeichen zu viel Glauben beigemessen.«

»Um des Himmelswillen, Giuseppe, was wollt Ihr sagen?«

»Je nun, da ich's denn doch sagen muß, das Mädchen vom Montcalm ist gestern nicht gestorben, wie Sie dachten... Noch vor Einbruch der Nacht erreichte sie ihre Grotte ... gehen Sie zum Teufelsbrunnen, und Sie werden sie dort finden.«

»Ihr habt sie also gesehen?«

»Was hat das zu sagen, ob ich sie mit meinem leiblichen oder mit meinem geistigen Auge sah?«

»Der Mann macht mich noch verrückt!« rief Valentin aus. »Allein es soll nicht gesagt werden können, ich habe mich durch einfältiges Geschwätz berücken lassen; . . . meine Augenblicke sind gezählt, und ich kann nicht länger hier bleiben.«

»Wie, selbst dann nicht, wenn die Kleine da unten Antonia von Villareal wäre?«

»Sie ist es nicht.«

»Haben Sie Beweise dafür? Was können Sie aus Ihren kurzen Besuchen in der Grotte, aus den wenigen mit dem Mädchen gewechselten Worten entnehmen?«

»Aber Ihr wißt wohl, daß man in Foix ein junges Mädchen aufgegriffen hat. . .«

»Das wird auch nur irgend eine Lüge seyn . . . Die heilige Jungfrau wird schon die Wahrheit an den Tag kommen lassen.«

Norbert's Unruhe hatte den höchsten Grad erreicht. »Ein Wort, nur ein einziges Wort!« versetzte er. »Glaubt Ihr die tiefere Erkenntniß, welche Ihr besitzt, einer übermenschlichen Macht zu verdanken, oder sprecht Ihr blos nach menschlichen Vermuthungen und Ueberzeugungen? Gebt mir nur einen einzigen Grund dafür, daß

Ihr weder verrückt noch ein Lügner seyd, und ich will Eure Rathschläge blindlings befolgen.«

Eine leichte Röthe überzog die bronzefarbenen Wangen des Greises; indessen versetzte er ohne den geringsten Unmuth:

»Zweifeln Sie an meiner Gewalt wenn Sie wollen, dieser Zweifel ist Ihnen erlaubt, denn ich bin nur ein Mensch; aber hören Sie auf meine Bitte. Ich wiederhole es, wenn Ihnen das arme Mädchen irgend eine Theilnahme einflößt, so gehen Sie noch einmal nach dem Teufelsbrunnen.«

Giuseppe sprach mit Bestimmtheit, und Valentin konnte seine Aufrichtigkeit nicht länger in Zweifel ziehen. Er bedachte, die Einsamkeit, welche zuweilen Geisteszerrüttung mit sich bringt, habe vielleicht dem Verstande des Greises eine besondere Richtung gegeben. War es nicht möglich, daß er von der Höhe jener Felsen, wo er ganze Stunden in ruhiger Betrachtung zubrachte, gewisse Ereignisse beobachtete, deren Kenntniße er in Folge eines besonderen Charakterzuges einer eigenthümlichen Sehergabe zugeschrieben zu sehen wünschte? Lag in seiner vorgeblichen Zauberei nicht eben so viel Stolz als Böswilligkeit? War es ferner nicht möglich, daß er in dem Maße als er für einen Zauberer gelten wollte, sich selbst zu dem Glauben brachte, er sey es wirklich? Diese Art von Geistesverwirrung hat für diejenigen, welche die Wirkungen eines gänzlich abgeschlossenen Lebens auf gewisse Organisationen genau studiert haben, durchaus nichts Wunderbares.

Diese Annahme gab wohl keine hinlängliche Erklärung für alle vorgeblichen Prophezeiungen Giuseppe's ab; allein in dem vorliegenden Falle verdienten seine Andeutungen jedenfalls eine besondere Beachtung.

»Wohlan, meinetwegen,« sagte endlich Norbert, »ich will auch noch diesen letzten Schritt versuchen . . .

Sollte er auch erfolglos seyn, so wird er doch zur Beruhigung meines Gewissens dienen.«

»Dann wollen wir gehen!« sagte der Hirt mit Entschlossenheit.

»Wie, Giuseppe, Ihr wollt mich begleiten?«

»Ja wohl, denn ich weiß, daß ich Ihnen von großem Nutzen seyn werde.«

»In welcher Beziehung?«

»In so mancher ... Ich habe meine eigenen Gedanken ... Und übrigens,« fügte er mit gegen Himmel erhobenen Armen hinzu, »kann ich dem Wetter trotzen.«

»Ich dachte, die Sorge für Eure Heerde ...«

»Meine Nachbarn werden so gut seyn, sie nach dem Dorfe zurückzuführen und nöthigenfalls würden auch meine Hunde damit fertig werden.«

Er rief Oliba herbei und übertrug ihm die Sorge für seine Ochsen; dann sagte er seinen beiden halbwilden Rüden einige Worte, welche seinen geringsten Wink befolgten und bellten, als versprächen sie ihm, seine Befehle vollziehen zu wollen. Unterdessen hatte Valentin den Wirth von seinem Vorhaben, noch einige Zeit mit dem alten Hirten am Montcalm bleiben zu wollen, in Kenntniß gesetzt; er empfahl ihm, sich jeder Sorge zu entschlagen, wenn er erst Abends nach dem Wirthshause kommen sollte, ließ ihn über diesen schnellen Entschluß ganz verwundert stehen und holte Giuseppen schnell ein.

IX.

Valentin und der alte Hirt zogen schweigend durch die Gebüsche und das Dorngesträuch, welches jenen Theil des Berges bedeckte. Von Zeit zu Zeit sah Giuseppe den jungen Mann von der Seite an, gleichsam als wollte er es ihm ansehen, wohin er ihn führte. Als er Valentin an einem Felsen halten sah, welcher höher und steiler war als alle übrigen, drückten seine Züge das tiefste Erstaunen aus, und als ihm sein junger Führer, das Gestrüpp bei Seite biegend, den Eingang jenes unterirdischen Weges zeigte, dessen Entdeckung er dem verwundeten Wolf verdankte, konnte der Alte einen Ausdruck der Verwunderung nicht unterdrücken.

»Ihr wußtet also nichts von diesem Durchgange?« sagte Valentin mit einem schwermüthigen Lächeln; »dieses Geheimniß hat bis jetzt das arme Mädchen vor ihren zudringlichen Besuchen und vielleicht auch vor ihren Feinden beschützt. Versprecht mir, daß Ihr, wenn das arme Geschöpf wider alle Vermuthung noch leben sollte, diesen Zugang zum Teufelsbrunnen Niemanden verrathen wollt.«

Allein der alte Hirt schien nicht geneigt zu seyn, seine Unwissenheit einzugestehen.

»Ich kenne den Montcalm und alle seine Schlupfwinkel,« sagte er lakonisch.

Er unterbrach sich selbst, um etwas, was einer leichten Flaumfeder ähnlich sah und auf den Aermel

seines Mantels niedergefallen war, mit unruhiger Miene zu beobachten.

»Nun, was gibt's?« frug Valentin ungeduldig und irgend eine neue Mummerei vermuthend.

»Sehen Sie es nicht?... es ist eine Schneeflocke ...«

»Nun, was ist's auch weiter?«

»Schon!« murmelte der Alte zu sich selber, »ich hätte ihnen empfehlen sollen, die Heerde tüchtig anzutreiben, doch die Anzeichen des Sturmes müssen ihnen eben so gut erschienen seyn, als uns; sie werden auf ihrer Hut seyn und sind schon ohne Zweifel nicht weit von der Ebene angelangt...«

»Bei Eurem Seelenheil, Giuseppe!« rief der Ingenieur aus, indem er sich anschickte, durch den Gang hindurch zu kriechen, »laßt uns die kostbare Zeit nicht nutzlos verlieren!«

Der Hirt blickte noch einmal nach dem schwarzen niedrig hängenden Gewölk und folgte dann dem jungen Manne nach.

Während des Restes ihres Weges bis zum Teufelsbrunnen hätten die Reisenden im Tannenwalde noch so manche Schneeflocke auflesen können; allein dieser Umstand, welcher Giuseppen so sehr beunruhigte, wurde von Valentin kaum bemerkt. In der That herrschte noch ringsum die tiefste Stille, und nicht das leiseste Lüftchen regte sich im Waldesdunkel. Allein eine einzige Nacht hatte in dem kleinen Thale, dem gewöhnlichen Aufenthalsorte des wilden Mädchens, die schrecklichsten Verheerungen angerichtet. Ein Nachtfrost hatte plötzlich die schönen Blumen, welche ihn noch gestern schmückten, vernichtet; schwarz und abgestorben hingen sie von ihren Stengeln herunter. Der Winter war mit einem Male in diesem bevorzugten Winkel des Gebirges eingezogen. Da gab es keine munteren Insecten mehr, keinen Vogelgesang, keinen Sonnenschein, der sich im Strahle des Wasserfalles abspiegelte. Der Teufelsbrunnen

war nunmehr ein schwarzer, durch einen Waldstrom aus-gehöhlter Felsschlund geworden, über welchem der bleigraue Himmel seine weißen Flocken in Hülle und Fülle aus-schüttete.

Doch Valentin nahm sich nicht Zeit, diese traurige Veränderung zu besichtigen; er lief ungeduldig und Antonia beim Namen rufend zum See, aber nichts antwortete auf seinen Ruf. Er ging in die Grotte, die Wilde schien seit dem vergangenen Tage nicht mehr in dieselbe zurückgekehrt zu seyn; alle Gegenstände waren auf demselben Platze, wo er sie bei seinem letzten Besuche gesehen hatte. Ueberall Einsamkeit und Verlassenheit.

Er ging verzweiflungsvoll hinaus und dem alten Hirten nach, welcher langsam herum ging und die Oertlichkeit ganz genau betrachtete.

»Ihr habt Euch geirrt, Giuseppe,« sagte er mit trauriger Miene; »das arme Kind ist ohne Zweifel in irgend einer Felsenkluft gestorben, wo sie eine Beute der Wölfe werden wird...«

Der Greis hielt mit der Antwort inne.

»Nein, nein,« sagte er endlich nachdenklich, »sie ist verwundet, sie kann gar nicht weit seyn.«

Dann wandte er sich zu seinem Begleiter.

»Wir wollen einen letzten Versuch machen, Herr Norbert,« sagte er; »wenn der nicht gelingt, dann ist wirklich keine Hoffnung mehr vorhanden.«

»Was wollt Ihr thun?« frug Valentin ganz erstaunt.

»Sie sollen es gleich erfahren... Als Sie noch ein Kind waren und mit der kleinen Antonia spielten, sangen Sie ihr da nicht, wie Sie selbst sagten, kleine Lieder vor, deren Endreime sie so gerne wiederholte?«

»Ja wohl,« flüsterte Valentin, bei dieser Erinnerung laut aufseufzend; »doch was soll diese Frage?«

»Und gab es unter diesen Liedern nicht ganz beson-

ders eines,« fuhr der Alte fort, »welches Sie öfters sangen als alle andern, und welches das Kind am liebsten hörte und mitsang?«

»Es ist in der That wahr. Ich hatte selbst ein kleines Lied in der Volksmundart gedichtet und einer spanischen Sangweise angepaßt... Dieses kaum gereimte und fehlerhafte Liedchen hieß die »Wintervöglein;« es war eine kindliche Klage über das Schicksal der armen kleinen Vögel, welche, nachdem sie unsere Gärten im Frühling mit Lust und Leben erfüllten, im Winter vor Kälte und Hunger zu Grunde gehen ... Antonia hörte das Lied besonders gern; sie wußte es auswendig, und doch wollte sie immer wieder, ich möchte es ihr vorsingen. Sie weinte, so oft sie es hörte, und dankte mir für meine Gefälligkeit mit einem freundlichen Lächeln.«

»Erinnern Sie sich noch des Liedes?«

»Ich werde es mein Leben lang nicht vergessen.«

»Wohlan denn, Herr Norbert, singen Sie das Lied ja recht laut, damit man es in der Ferne hören kann.«

Valentin machte bei diesem sonderbaren Vorschlage ordentlich einen Satz nach rückwärts. Einen Augenblick fürchtete er von Seite Giuseppe's einen neuerlichen Ausbruch seiner magischen Gewalt. Ja er hielt sogar das Ganze für einen groben Scherz; allein das ernste Aussehen des Greises ließ den letzteren Gedanken gar nicht zur Reife kommen. Uebrigens war es augenscheinlich, daß der Hirt, seitdem sie sich im Teufelsbrunnen befanden, sein geheimnißvolles Wesen ganz abgelegt hatte. Sey es, daß ihn Norbert's Spöttereien und seine Ungläubigkeit im Zaume hielten, sey es aus irgend einem andern Beweggrunde, er hatte einen einfachen, natürlichen, wiewohl ernsten und entschlossenen Ton angenommen. Sein in der Regel herumschweifender, unstäter Blick erglänzte von Verständigkeit und Bewußtseyn. Der junge Ingenieur unterdrückte seinen ersten Anflug von Unmuth.

»Zu was das, Giuseppe?« frug er; »ich verstehe Euch nicht ... Welches Ohr könnte mir in dieser Einöde zuhören!«

»Versuchen Sie es nur ... Bei der heiligen Mutter Gottes von Heas verlieren Sie nur keine Zeit ... Das Wetter kann von einer Minute zur andern kommen, und dann könnten Sie eine Stimme wie der Donner selbst haben, Sie vermöchten doch nicht durchzudringen. ... Sehen Sie nur!«

Und er wies auf den Schnee, der immer stärker fiel.

Valentin erfaßte mit einem Male die Absicht des klugen Greises.

»Ach, ich verstehe!« rief er aus; »wie konnte mir auch dieser Gedanke nicht gleich von selbst kommen?«

»Versuchen Sie es also und geben Sie sich vor Allem Mühe, denjenigen Ausdruck in Ihren Gesang zu legen, welcher damals Antonia bis zu Thränen rührte ... Doch warten Sie ... hier würde Ihre Stimme vom Wasserfalle übertönt werden.«

Er führte Valentin zu einer verkrüppelten Tanne, zwei Schritte vom Eingange in die Grotte; von diesem Orte aus mußte die Stimme durch das Abprallen von den Felsenwänden verstärkt, weithin in den Wald schallen.

Valentin wollte den sonderbaren Versuch anstellen, welchen ihm der Hirt gerathen hatte.

»Einen Augenblick!« sagte Giuseppe mit feierlicher Stimme, indem er auf einen bereits mit Schnee bedeckten Felsen zuging.

Er kniete nieder, verrichtete ein kurzes Gebet und stand dann wieder auf.

»Wohlan denn!« sagte er mit einem Seufzer.

Der junge Mann fing sofort zu singen an; das Lied war eine jener leichten Dichtungen im südlichen Dialect, von welchen die Erzeugnisse Despourriere's oder Jasmin's die beste und vollständigste Idee geben können. Die

Singweise war sanft, gezogen, vielleicht etwas eintönig; allein die Stimme des Sängers war schön, klangvoll und die Erinnerung die sich für ihn an diese Strophen knüpfte, machte sie noch ergreifender und verlieh ihr einen wehmüthigen Ausdruck.

Nach der ersten Strophe machte Valentin eine Pause. Die Anstrengung war für ihn sehr schmerzlich gewesen; seine Augen waren voll Thränen und er ließ seine Blicke umherschweifen.

»Noch nichts!« sagte Giuseppe mit Unruhe; »sollte ich mich getäuscht haben?«

»Es ist nur zu sehr wahr, Giuseppe! Ihr habt Euch getäuscht.«

»Fahren Sie fort, fahren Sie fort, denken Sie an Antonia von Villareal!«

Dieser Name gab dem jungen Manne alle seine Energie wieder. Er fuhr in seinem Gesange mit noch mehr Ausdruck und Gefühl fort. Seine ganze Seele lag in seiner Stimme. Der düstere Himmel, der dichte Schneefall, die wildromantische Umgebung, Alles das verlieh der ganzen Scene eine durchaus ursprüngliche Poesie.

Endlich fühlte Norbert, daß ihn der Greis bei der Hand faßte; er hielt inne und lauschte. In der Tiefe des Waldes versuchte es eine schwache und klagende Stimme die Schlußverse des Liedes zu wiederholen; es war, als ob einer jener Kobolde sänge, mit welchen die deutschen Legenden einsame Orte bevölkern und welche die menschlichen Laute durch eine ungeschickte Nachahmung verhöhnen.

Valentin war sehr bewegt; sein Herz pochte heftig; er hielt den Athem an. Giuseppe hingegen triumphirte.

»Sie kommt!« flüsterte er; »singen Sie noch einmal . . . Das ist der verhängnißvolle Augenblick.«

Valentin gehorchte.

Nun bewegte sich etwas im Tannenwalde und eine schlanke Gestalt wurde im Waldesdunkel sichtbar. Die Erscheinung näherte sich schrittweise, als würde sie durch eine unsichtbare Gewalt dem Sänger in die Arme getrieben. Im Augenblicke als Valentin schwieg, blieb sie am Rande des Waldes stehen und man erkannte das wilde Mädchen vom Montcalm.

Nichts war an ihrem Aeußeren verändert; nur war ihre Kleidung mit weniger Anmuth gefaltet, als Tags zuvor, und ihr sonnenverbranntes Gesicht zeigte selbst in der Entfernung eine auffallende Blässe. Ihre Bewegungen zeigten von Schwäche und Krankheit, mit der kindlichen Lebhaftigkeit und muntern Schelmerei verglichen, welche Valentin an ihr bei seinen früheren Besuchen im Teufelsbrunnen bemerkt hatte. Sie betrachtete die beiden Männer mit einer gewissen unruhigen Scheu und wandte öfter den Kopf zurück, gleichsam als wollte sie in den Wald zurückkehren; allein eine unsichtbare Macht hielt sie am selben Orte festgebannt und sie schien von den entgegengesetztesten Gefühlen bewegt zu seyn. Nachdem sie Miene gemacht hatte zu entfliehen, sah man sie gleich darauf wieder sich vorwärts neigen, um den Tönen des Gesanges zu lauschen. Sie versuchte es, dieselben zu wiederholen; doch da es ihr nicht gelingen wollte, so ärgerte sie sich über sich selbst und stieß eine Art Aechzen voll schmerzlichen Unmuthes aus.

»Sie ist nicht geflohen, als sie uns sah,« flüsterte Giuseppe mit Freudigkeit. »Sind Sie aber auch fest überzeugt, Herr Norbert, daß außer Antonia von Villareal Niemand auf der Welt das Lied von den »Wintervögelein« kannte?«

»Niemand weiter als sie und ihre zwei unglücklichen Brüder.«

»Das genügt . . . Ihre Aufgabe ist indessen noch nicht vollendet; fangen Sie also noch einmal an, doch ohne Ihre Stimme zu erheben, und gerade so wie zur Zeit wo

Sie im schönen Salon des Römerhauses sangen . . . Sehen Sie doch, sie selbst bittet Sie darum.«

Während dieser Unterredung schien die kleine Einsiedlerin in der That bald zu drohen, bald zu bitten. Jetzt nahm sie eine traurige und bittende Stellung an, jetzt wurde sie wieder böse und stampfte mit dem Fuße, wie ein verwöhntes Kind, dem man sein Lieblingsspielzeug vorenthält.

Valentin begann wieder, jedoch etwas weniger laut, zu singen. Je mehr die Stärke seiner Stimme zu ihrem gewöhnlichen Verhältniß zurückkehrte, desto mächtiger schien ihre Wirkung auf die Wilde zu seyn. Sie näherte sich allmälig und war bald nur noch wenige Schritte von Valentin entfernt. Sie zitterte am ganzen Körper vor innerer Aufregung; Thränen erfüllten ihre Augen und sie gab unzusammenhängende Töne von sich, als unvollkommene Versuche die menschliche Sprache nachzuahmen — nie hatte Valentin das junge Mädchen so nahe gesehen.

»Sie ist es,« sagte er mit leiser Stimme und mit Vermeidung einer jeden Bewegung, welche sie hätte verscheuchen können, »ich erkenne jetzt diese schwarzen Augen, dieses kühne Profil, diesen schelmischen Mund; mein erster Gedanke war eine Eingebung des Himmels! Endlich habe ich Antonia von Villareal wieder gefunden!«

Bei diesem Namen erbebte das junge Mädchen und wiederholte ihn einige Mal mit Heftigkeit.

»Arme Antonia!« sagte Valentin mit sanfter Stimme, »haben Sie auch Ihren Jugendfreund Valentin erkannt?«

»Valentin . . . Antonia . . .« wiederholte die Wilde mit einer Betonung, welche den beiden Worten die Bedeutung eines langen Gespräches gab.

Diese beiden Worte schienen bei ihr in der That das Wörterbuch der menschlichen Sprache zu bilden. Indem sie

dieselben aussprach, legte sie in ihre Stimme bald den Ausdruck der Bitte, bald denjenigen der Freude oder des Entsetzens. Endlich wurde ihre Aufregung so groß, daß ihre Knie wankten und sie einer Ohnmacht nahe zu seyn schien.

Valentin, der sie wanken sah, zögerte dennoch, sie zu unterstützen, denn er hatte die außerordentliche Reizbarkeit dieser ganz besonderen Organisation nicht vergessen. Indessen sprang er noch schnell genug hinzu, um sie in seinen Armen aufzufangen, als sie gänzlich in Ohnmacht sank.

»Sie ist unser! Sie ist unser!« rief er fast wahnsinnig vor Freude aus.

»Geben Sie Acht, sie ist verwundet!« sagte Giuseppe mit Lebhaftigkeit; »nur deshalb gelang es uns, sie zu fangen ... hätte sie noch alle ihre Kräfte beisammen, wäre unser Versuch wahrscheinlich mißglückt.«

Er strich die langen Haare, welche bei dem Mädchen eine Art Mantel bildeten bei Seite und zeigte eine tiefe, noch blutende Wunde an der linken Schulter. Die Wunde schien nicht gefährlich zu seyn, doch mußte das arme Kind sehr viel Blut verloren haben, wodurch der Zustand der Schwäche und der Erschöpfung, in welcher sie sich befand, erklärlich wurde.

»Sehen Sie nur,« sagte Giuseppe mit einem Kopfschütteln, »derjenige welcher diesen Schuß that, muß ein geschickter Schütze gewesen seyn, allein er hatte die hüpfenden Bewegungen dieses flinken Geschöpfes nicht berechnet, er zielte auf die Brust und traf nur die Schulter . . . Nun mögen Sie sich einen Begriff von der ungeheuer starken Natur unserer Gefangenen machen; ungeachtet des Blutverlustes hatte sie seit gestern nicht aufgehört, Felsen zu erklimmen, Bäume zu erklettern und Abgründe zu überspringen; nur die innere Aufregung vermochte sie zu bezähmen und zu überwältigen.«

Während er noch sprach, trat in der bis jetzt ganz ruhig gebliebenen Natur eine außerordentliche Veränderung ein. Ein dumpfes Rollen gleich demjenigen eines fernen Donnerwetters ließ sich hören; zu gleicher Zeit erhob sich gleichsam von einer unsichtbaren Macht mit fortgetragen, ein ungeheuerer Schneewirbel bis zum Gipfel des Berges. Im Teufelsbrunnen selbst war jedoch noch Alles ganz ruhig; der Schnee fiel ruhig und in großen Flocken zur Erde und der Wasserfall ließ noch immer sein einförmiges Geräusch ertönen.

»Der Wind ist hier!« rief Giuseppe mit starker Stimme aus. »Lassen Sie uns die Kleine nach der Grotte tragen, Herr Norbert . . . nur schnell vorwärts an einen sichern Ort, sonst sind wir sammt ihr verloren.«

Valentin verlangte keine weiteren Erklärungen; er kannte die Stürme in den Pyrenäen zu gut, um nicht vorauszusehen, welche entsetzliche Naturerscheinung sich vorbereitete und welche zerstörende Wirkung diese Windhose in Verbindung mit dem Schnee ausüben mußte, wenn sie sich in den kleinen Thalkessel des Teufelsbrunnens niederließ. Er nahm das noch immer besinnungslose Mädchen in seine Arme und stürzte mit seiner Last der Grotte zu.

Im Augenblicke wo er den Eingang derselben schon beinahe erreicht hatte, senkte sich der Orkan in's Thal herab. Das Geplätscher des Wasserfalles hörte sofort auf und Valentin welcher maschinenmäßig die Augen aufschlug, sah, wie der Wind das Wasser des Gießbaches in Gestalt eines weißen Gischts zugleich mit Schneemassen, mit phosphorescirenden Dünsten, mit Staubwirbeln, Tannenbäumchen, Steinen und entwurzelten Pflanzen mit sich in die Luft emportrug. Einer instinctartigen Eingebung folgend, drückte der junge Mann die arme Verwundete an seine Brust und klammerte sich am Erdboden fest. Giuseppe warf sich mit dem Gesichte auf die Erde, aber ungeach-

tet dieser Vorsichtsmaßregeln fühlten sie, wie sie die gewaltige Windhose emporhob.

Doch die ärgste Gefahr war noch nicht überstanden; nachdem sich der Wind mit dieser riesigen Last so zu sagen überladen hatte, ließ er dieselbe rasch wieder fallen; Eisschollen, Baumstämme, Massen schäumenden Wassers, Felsstücke, Alles stürzte mit Getöse in den Teufelsbrunnen hinunter. Man hörte wie die Bäume unter der fürchterlichen Last zusammenbrachen und wie die Felsen in ihren Grundfesten erzitterten, während das Wasser des Beckens schäumend aus seinen Ufern trat. Wären die beiden Männer und das junge Mädchen nicht durch einen Felsvorsprung geschützt gewesen, sie hätten unfehlbar zu Grunde gehen müssen. Zudem richtete sich die ganze Masse vorzugsweise auf den Tannenwald, so daß sie weiter keinen Schaden nahmen, als daß sie zur Hälfte im Schnee begraben waren.

Eine Todtenstille folgte auf dieses furchtbare Naturereigniß; der Sturm schien eben in Folge seiner Heftigkeit erschöpft zu seyn. Der Gießbach setzte seinen für einen Augenblick unterbrochenen Lauf wieder fort und griff die Hindernisse, welche den letztern hemmten, mit mächtigem Gebrause an.

»Vorwärts! vorwärts!« rief Giuseppe, »verlieren wir keine Minute . . . der zweite Windstoß wird vermuthlich noch entsetzlicher seyn, als der erste . . . Kommen Sie, kommen Sie!«

Diese Ermahnung war überflüssig, der junge Mann hob Antonia in die Höhe und trug sie in die Grotte. Giuseppe kam ihnen mit einer Schnelligkeit nach, welche man von seinem Alter kaum erwartet hätte und sie befanden sich endlich alle in der Felsenhöhle in Sicherheit.

Es war aber auch die höchste Zeit; der Sturm brauste

zum zweiten Male in den Teufelsbrunnen hernieder, dessen Benennung wohl niemals mehr gerechtfertigt erschien. Die von den Berggipfeln herunter rasenden Winde fingen sich in dieser trichterförmigen Vertiefung und brachten daselbst die sonderbarsten Verheerungen hervor. In einem Augenblicke waren die Tiefen zu Erhöhungen umgestaltet und die Hügel schienen in Abgründe verwandelt zu seyn. Die Formen und die Ansichten wechselten ohne Unterlaß, je nach den Launen des Ungewitters. Es war ein Chaos, eine fürchterliche Unordnung, durch welche sich die Wellen des fortwährend vom Winde gepeitschten Waldstromes mit Gewalt Bahn brachen.

Allein weder Valentin noch Giuseppe dachten mehr an die fürchterliche Verheerung von außen. Vor dem ohnmächtigen jungen Mädchen knieend gaben sie sich alle Mühe, ihr diejenige Sorgfalt angedeihen zu lassen, welche ihr Zustand dringend erheischte. Giuseppe in seiner Eigenschaft als »Zauberer« besaß einige praktische medicinische Kenntnisse; er untersuchte die Wunde mit Aufmerksamkeit. Die Kugel hatte die Schulter durchbohrt, ohne den Knochen zu verletzen und war hinten wieder herausgekommen. Giuseppe wusch die Wunde aus, während Valentin aus seinem Tornister Leinwand hervorholte, und Charpie zu einem Verband bereitete. Bald war das wilde Mädchen so gut verbunden, als es nur die Umstände erlaubten. Nun trugen sie die beiden Männer auf ihr Lager von dürrem Laub und versuchten es, sie wieder zu sich zu bringen.

Giuseppe benutzte eine zwischen zwei Windstößen eingetretene augenblickliche Ruhe, um frisches Wasser in einem ledernen Becher zu schöpfen: er goß einige Tropfen Branntwein hinein und setzte auf diese Weise eine Herzstärkung zusammen, welche er dem Mädchen einflößte. Durch den stärkenden Trank belebt, bewegte sie sich auf ihrem Lager und öffnete endlich die Augen.

Ihre Beschützer hatten sich vor diesem Momente sehr gefürchtet, denn es war leicht möglich, daß die Wilde, wieder zum Bewußtseyn erwacht, einen Versuch zur Flucht machte. Valentin und Giuseppe bereiteten sich zu einem Kampfe vor, der für Alle gleich gefährlich seyn konnte, allein ihre Befürchtungen waren grundlos. Sey es, daß der große Blutverlust ihre natürliche Wildheit gedämpft hatte, sey es, daß sie das Gefühl des verhältnißmäßigen Wohlbefindens, dessen sie sich nach einer unter heftigen Schmerzen zugebrachten Nacht in diesem Augenblicke erfreute, mit der Gegenwart der beiden Fremden in Verbindung brachte, die Kranke begnügte sich damit sie mit einem Ausdrucke der Verwunderung anzusehen. Sie versuchte es wohl, aufzustehen, doch drückte diese Bewegung mehr Ueberraschung als Furcht aus.

»Lassen Sie sie noch einmal Ihre Stimme hören,« sagte der Hirt.

Valentin gehorchte mit einer Geduld, welche in der Gewißheit des günstigen Erfolges Nahrung fand. Er setzte sich zu dem jungen Mädchen und stimmte das naive Liedchen an, das bereits eine so glückliche Wirkung hervorgebracht hatte. Die Kranke hörte ihm in einer Art von Verzückung zu. Mehre Male versuchte sie es, diese ihrem Ohr so köstlich klingenden Töne zu wiederholen; doch hörte sie, durch die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen entmuthigt sofort wieder auf. Von Zeit zu Zeit zwang sie auch ein schmerzliches, durch das Brennen ihrer Wunde hervorgebrachtes Aechzen, in ihren Versuchen inne zu halten. Endlich schien ihre Aufmerksamkeit, ohne noch ermüdet zu seyn, nachzulassen; ihrer Schwäche und Erschöpfung unterliegend, schlief sie, mit einem Lächeln auf den Lippen, wie ein Kind ein, welches von seiner Wärterin mit dem gewohnten Wiegenliede in Schlaf gelullt wird.

Aus Furcht, sie im Schlafe zu stören, zogen sich Valentin und Giuseppe nach dem Eingange der Höhle zurück. Der junge Ingenieur war voll Freude und Hoffnung; er glaubte Antonia von Villareal wieder gefunden zu haben, sie der Gesellschaft, dem civilisirten Leben wiedergeben zu können. Der Hirt hingegen war düster und schweigsam.

»Nun Vater Giuseppe, was wollen mir jetzt thun?« frug Norbert; »das arme Geschöpf bedarf einer wirksameren Pflege als der unsrigen. . . . Es wäre dringend nothwendig, die Kranke nach Suc oder nach irgend einem andern bewohnten Orte zu schaffen.«

»In der That,« versetzte der Alte mit trauriger Miene; »es scheint mir, das Fieber habe sie bereits gepackt. Durch Anstrengungen und Gemüthsbewegungen verschlimmert, dünkt mir der Zustand ihrer Wunde keineswegs gefahrlos zu seyn . . .«

»Wohlan! Giuseppe, können wir nicht aus Tannenzweigen eine Bahre machen, meine theure Antonia darauf legen und sie bis zum nächsten Dorfe tragen?«

Der Greis streckte die Hand nach dem Thale aus. Die Bäume brachen mit lautem Krachen zusammen; der Schnee ballte sich in großen Massen, welche der Wind in die Luft hob und dann wieder mit ungeheurem Getöse herunterfallen ließ, als ginge der ganze Berg zu Grunde.

Die Natur schien entweder berauscht oder toll zu seyn; wenn man den furchtbaren Kampf der Elemente in dieser engen von Felsen umschlossenen Vertiefung sah, konnte man glauben, der ganze Erdball gehe seiner Vernichtung entgegen.

»In einem solchen Sturme,« erwiederte Giuseppe mit feierlicher Stimme, »könnten zwei Männer, und wären sie Riesen an Kraft, keine zwanzig Schritte machen, ohne zu Grunde zu gehen.«

Die Wahrheit dieser Behauptung leuchtete selbst Valentin ein; doch versuchte er es noch, sich selbst zu täuschen.

»Der Sturm wird bald vorüber gehen,« sagte er; »und sobald er sich gelegt haben wird . . .«

»Kein Mensch kann sagen, wie lange er noch dauern wird. . . . Und wenn er übrigens auch sofort aufhörte, so könnten wir mit irgend einer selbst noch so kleinen Last nicht in die Ebene hinab . . . Die Bäume sind entwurzelt, die Abgründe mit Schnee ausgefüllt, die Felsblöcke umgeworfen . . . Stellen, über die wir noch vor einigen Stunden ohne alle Schwierigkeiten hinweg gekonnt hätten, sind jetzt nicht einmal für fünfzig Männer wegsam und wären sie auch noch so sehr abgehärtet und vom Willen beseelt, einander zu unterstützen.«

»Oh! Ihr übertreibt die Gefahr. Gewiß sind nicht alle Punkte des Gebirges so vom Orkane heimgesucht worden, wie dieser hier.

Der Alte bog sich zur Grotte hinaus, und hob eine Handvoll halb unterm Schnee begrabenen trockenen Grases auf.

»Sehen Sie dies hier?« frug er mit einem bittern Lächeln; »das ist das Farrenkraut und das Stroh, welches Ihnen vergangene Nacht in meiner Hütte in der Oule-Blanche als Lager gedient hat . . . Mein Traum ist also in Erfüllung gegangen . . . meine Hütte ist vernichtet, und der Sturm hat die Trümmer verweht!«

»Aber was sollen wir denn beginnen?« rief Valentin bestürzt aus; »hat mir denn der Himmel Antonia blos deshalb wiedergegeben, damit ich mich verurtheilt sehe, mit ihr zu Grunde zu gehen? . . . Laßt sehen, Giuseppe, Ihr habt eine genaue Kenntniß von diesem Gebirge, Ihr wißt, was wir zu hoffen und zu befürchten haben; welchen Entschluß sollen wir fassen?«

Der Alte antwortete nicht.

»Ihr wißt also kein Mittel, von hier fortzukommen? Sind wir ohne Rettung verloren?«

»Das wolle Gott verhüten. Es bleibt uns noch ein Ausweg übrig.«

»Welcher?«

»Bei dieser noch nicht so sehr vorgerückten Jahreszeit bleibt der Schnee zuweilen nicht sehr lange auf dem Montcalm liegen . . . Bei dem ersten Anzeichen von Thauwetter werden wir uns beeilen, das Dorf zu erreichen.«

»Wie lange werden wir hier warten müssen?«

»Den günstigsten Fall angenommen, daß der Sturm nemlich in der folgenden Nacht aufhört, müßten wir hier doch noch drei bis vier Tage zubringen . . . Und selbst nach dieser Frist hätten wir noch sehr vieles von den Lawinen und den verschneiten Abgründen zu befürchten.«

»Drei bis vier Tage!« rief Valentin entsetzt aus; »aber Antonia kann ja nicht so lange warten . . . Sagtet Ihr nicht soeben, sie habe das Fieber?«

Giuseppe ging die Kranke zu untersuchen bevor er antwortete. Eine lebhafte Röthe färbte ihre braunen Wangen, sie athmete schwer und warf sich unter krankhaften Zuckungen herum. Der Greis schüttelte den Kopf und setzte sich wieder neben Valentin nieder.

»Die heilige Jungfrau von Puycerda möge sich unser erbarmen!« sagte er mit dem Tone verzweiflungsvoller Resignation.

Doch Valentin wollte sich noch nicht vor der Nothwendigkeit beugen.

»Denkt ein wenig nach, Giuseppe,« begann er wieder; »Ihr habt die Möglichkeiten unserer Rettung ohne Zweifel noch nicht alle erwogen . . . Man weiß bereits in Suc, in welcher gefährlichen Lage wir uns befinden;

muthige Leute werden sich entschließen, uns zu Hilfe zu eilen . . .«

»Wie sollen Sie uns finden? Blos zwei Leute in der Welt kennen den unterirdischen Gang durch die Felsenwand, Sie und ich . . .«

»Ihr vergeßt, daß es noch einen anderen Weg durch den Wald gibt, denjenigen, den ich einschlug, als ich zum ersten Mal nach dem Teufelsbrunnen kam.«

»Aber diesen Weg, lieber Herr, kann von jetzt an bis zum nächsten Sommer keines Menschen Fuß betreten. Denken Sie nur an die Klüfte, die Abgründe, die Sie überschreiten, die steilen Felsen, die Sie erklimmen mußten, und zwar noch dazu in einer günstigen Jahreszeit.«

»Das ist wahr, mein Gott, das ist wahr!« seufzte Norbert zum Himmel blickend; »und doch will ich irgend etwas wagen, um meine theuere Antonia zu retten . . . Hört mich an, Giuseppe, die Gefahren, von welchen Ihr sprecht, flößen mir keine Furcht ein und ich bin bereit, denselben zu trotzen. Bleibt hier bei der Kranken, lasset ihr alle jene Pflege angedeihen, welche in Eurer Macht steht . . . Was mich anbelangt, so will ich es versuchen, mich nach Suc zu begeben, wo ich für Geld und gute Worte erfahrene Führer zu bewegen hoffe, mich hierher zu begleiten.«

»Das werden Sie nicht thun, junger Mann,« versetzte der Greis mit Heftigkeit; »nein, Sie werden es nicht thun, wenn Sie ein Christ sind und wenn Sie wollen, daß sich dereinst Gott Ihrer Seele erbarme. Sie würden schon auf Hörweite unfehlbar zu Grunde gehen; Sie würden in irgend einen Abgrund stürzen oder erfrieren. Ich bin dessen eben so gewiß, als ich an das Paradies glaube! . . . Selbst in dem Falle übrigens, daß Sie gesund und wohlbehalten im Dorfe ankämen, glauben Sie denn, es werde sich irgend ein Führer her-

beilassen, Sie in diesem Sturme auf den Montcalm zu begleiten . . . ? Nein, nein, lieber Herr! unsere Bergbewohner sind verwegen, aber sie würden sich nicht einem unvermeidlichen Untergange aussetzen, das hieße sich an Gottes Barmherzigkeit versündigen. Unsere gefahrvolle Lage ist ihnen bekannt, sobald es Menschen möglich ist, uns zu Hilfe zu eilen, werden sie es gewiß thun; dann werden auch wir von unserer Seite unser Möglichstes dazu beitragen und uns vielleicht auf diese Weise retten.«

»Ich habe nicht das Recht von Euch das Opfer zu fordern, welches zu bringen ich fest entschlossen bin,« erwiederte Valentin mit entschlossener Miene. »Bleibt hier Giuseppe, Ihr habt bereits genug gethan, um Euch meine ewige Dankbarkeit zu sichern. Was mich betrifft, so vermag mich nichts zurückzuhalten.«

»Noch einmal bitte ich Sie,« flehte der Greis mit erhobener Stimme, »verlassen Sie uns nicht . . . Ich ersuche Sie darum im Namen dieses jungen Mädchens, dessen einzige Stütze Sie sind, im Namen dieses armen Geschöpfes, welchem die Zukunft vielleicht noch manches Ungemach bringen wird. Hätte ein solcher Entschluß nur die geringste Wahrscheinlichkeit eines Erfolges für sich, so würde ich, dem alle Schlupfwinkel des Berges bekannt sind, es für meine Pflicht gehalten haben, den Versuch zuerst zu wagen. Glauben Sie denn, daß ich, als ich Sie diesen Morgen nach dem Teufelsbrunnen zu geleiten beschloß, nicht wußte, welcher Gefahr ich mich aussetzte? Ich sah den Sturm Schritt für Schritt näher kommen, ich konnte seine Wuth ermessen . . . ich ging aber dennoch mit . . . Als einen Preis meiner Aufopferung verlange ich von Ihnen, geduldig und gefaßt zu seyn, wie ich es bin. Warten wir es ab, die Vorsehung wird uns nicht im Stiche lassen.«

Valentin sah ein, daß der Alte Recht hatte und bestand nicht weiter auf seinem Vorhaben.

»Es sey, Giuseppe,« sagte er mit dumpfer Stimme, »ich vertraue auf Eure Klugheit und Erfahrung ... Möge es mir Antonia vergeben, wenn ich unthätig bleibe, da sie in Gefahr ist.«

»Schön, schön! das nenne ich wieder vernünftig sprechen,« sagte Giuseppe mit einem triumphirenden Lächeln; »aber die Nacht bricht ein, und eine Nacht, die man in dieser Höhe, bei diesem schrecklichen Wetter zubringen muß, macht einige Vorsichtsmaßregeln nothwendig ... Lassen Sie mich nur machen, ich werde sehen, daß sich unsere unglückliche Lage so erträglich als möglich gestalte.«

Valentin setzte sich neben dem jungen Mädchen nieder, welches noch immer in einem fieberhaften Schlummer lag. Er ließ den Kopf in seine Hände gleiten und überließ sich, den Blick auf die Kranke geheftet, trüben Betrachtungen.

Inzwischen traf der alte Hirt in aller Schnelligkeit seine Vorkehrungen für die Nacht. Er füllte seine Kanne mit frischem Wasser an, nahm eine gehörige Menge der überall herumliegenden Tannenzweige, und trug sie in die Grotte, um daraus ein Lager für sich und seinen jungen Gefährten zu bereiten. Er sammelte auch größere Stücke Holz, um das Feuer zu unterhalten, welches er am Eingange der Höhle in einer vor dem Winde geschützten Vertiefung anzündete. Mit diesen Vorbereitungen zu Ende gekommen zog er aus seinem Sacke einige Ueberreste von Brot und Fleisch hervor und lud Valentin ein, zuzugreifen. Der junge Mann wollte sich dessen weigern, allein der Alte veranlaßte ihn durch sanften Zuspruch, seinem Beispiele zu folgen. Sie hatten keine große Noth mit dem Mundvorrathe fertig zu werden.

»Glücklicherweise steht uns noch die Speisekammer unserer kleinen Freundin zu Gebote,« sagte Giuseppe mit einem etwas erzwungenen Lächeln, indem er auf die Früchte und Wurzeln wies, welche die Nahrung des wilden

Mädchens ausmachten; »sie wird uns von großem Nutzen seyn, wenn wir einige Tage hier bleiben müssen. Die Kost wird Ihnen mager vorkommen, allein in der Oule-Blanche hatten Sie eben auch keine bessern Mahlzeiten.«

Eine kalte, finstere, stürmische Nacht brach herein; draußen setzte der brausende Orkan sein Unwesen fort, und der Wind heulte mit gesteigerter Wuth durch die Felsen. Die Bäume des Waldes ächzten noch immer unter der Last des Schneefalles. Das am Eingange der Grotte angezündete Feuer schien für Augenblicke zu verlöschen, um dann sofort desto heller wieder aufzulodern. Zuweilen schleuderte der Luftzug Massen von Schnee und Eis bis in's Innere der Höhle.

Giuseppe forderte seinen Gefährten auf, ein wenig der Ruhe zu pflegen; was ihn anbelangte, so mußte er, in seinen Mantel gehüllt wachen, und an die Unterhaltung des Feuers so wie an die Pflege der Kranken denken. Bei seinem nomadischen und thätigen Leben hatte er sich die kostbare, nur gewissen kräftigen Organisationen gegebene Fähigkeit eigen gemacht, dem Bedürfniß nach Schlaf, dem dringendsten von allen Bedürfnissen widerstehen zu können. Valentin hätte ihn wohl gerne in seiner mühsamen Aufgabe unterstützt; allein die unerhörten Mühseligkeiten, welche er seit seiner Ankunft am Montcalm zu ertragen gehabt hatte, die starken Gemüthsbewegungen, durch welche sein Geist ohne Unterlaß aufgeregt worden war, hatten seinen Körper außerordentlich geschwächt, er empfand einen stechenden Schmerz in allen Gliedern, sein Kopf war schwer und eingenommen. Er glaubte, ein wenig Schlaf würde ihm seine frühere Kraft wieder geben. Nachdem er Giuseppen beauftragt hatte, ihn zu wecken, sobald das junge Mädchen aus seiner Bewußtlosigkeit erwachen würde, warf er sich auf sein Lager.

Er war schon lange in einer dem Schlafe ähnlichen Bewußtlosigkeit dagelegen, als mit einem Male ein fürch-

terliches Getöse ertönte. Der ganze Berg schien in seinen Grundfesten zu erbeben und beinahe gleichzeitig hörte er, wie Giuseppe ihn mit dem Ausdruck des Entsetzens wach rief und wie sich die Kranke convulsivisch bewegte. Valentin öffnete die Augen, doch die Höhle war finster. Er wollte sich erheben, aber tausend unsichtbare Bande hielten ihn an den Boden gefesselt, er wollte sprechen, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen.

»Herr Norbert,« sagte Giuseppe mit von Schrecken gelähmter Stimme, »wachen Sie auf, um Gotteswillen! Eine Lawine ist in den Teufelsbrunnen gefallen, und hat den Eingang zur Grotte verschlossen; unser Feuer ist ausgegangen; wir sind lebendig begraben.«

Diese schreckliche Nachricht schien auf Valentin keinen Eindruck zu machen; er antwortete blos mit einem dumpfen unverständlichen Ausrufe. Ganz erschreckt neigte sich Giuseppe zu dem jungen Manne und befühlte ihm Gesicht und Hände.

»Die heilige Jungfrau sey uns gnädig!« rief der Hirt aus, »das Unglück fehlte uns noch . . . Die Kälte hat den armen Jungen im Schlafe ergriffen. Auf, auf, Herr Norbert,« fuhr er fort, indem er ihn kräftig schüttelte und es versuchte ihn aufzuheben; »aus Erbarmung für sich selbst, wachen Sie auf, oder Sie sind rettungslos verloren.«

Valentin versuchte es, diesen Rath zu befolgen, allein es mangelte ihm an Kraft und er verfiel sogleich wieder in seine Betäubung.

Nun nahm Giuseppe seinen weiten Mantel ab, und wickelte damit seinen unglücklichen Gefährten ein. Er flößte ihm einige Schlucke Branntwein ein, und rieb ihm Arme und Beine, um den unterbrochenen Kreislauf des Blutes wieder herzustellen. Dank sey es dieser Sorgfalt, Valentin war bald im Stande, sich selbst zu helfen. Er stand auf, und brachte es endlich so weit, sich aufrecht zu erhalten.

»Und nun,« versetzte Giuseppe, »bleiben Sie keine Minute unbeweglich, bis das Blut wieder erwärmt ist; vor Allem aber geben Sie sich Mühe, den Schlaf fern zu halten, denn der Schlaf wäre Ihr Tod. Uebrigens ist er für Sie, wie für uns, nicht weniger nahe und unvermeidlich.«

Valentin gehorchte maschinenmäßig; die fortwährende Bewegung brachte in seinem Organismus eine heilsame Veränderung zuwege. Nach und nach kam Wärme in seine erstarrten Glieder, allein es war eine krankhafte von Kraftlosigkeit und Beklemmung begleitete Wärme. Giuseppe bemerkte es.

»Er hat das Fieber,« murmelte er. »Mein Gott! hast du denn deinen Diener noch nicht schwer genug heimgesucht! ... Legen Sie sich wieder nieder,« fügte er im traurigen Tone hinzu, »jetzt ist nicht mehr zu befürchten, daß sie erfrieren.«

Valentin sank ganz kraftlos auf seinem Lager von Tannenzweigen nieder.

»Antonia! Wo ist Antonia?« stammelte er.

»Antonia!« wiederholte eine klagende Stimme im Hintergrunde der Grotte.

Noch einige Stunden vergingen für Giuseppe in der tödtlichsten Angst, für die Kranken in lethargischer Betäubung. Allein die Kälte war, wie es der Alte vorher gesehen hatte, nicht mehr zu fürchten. Die Luft in dieser engen Höhle hatte durch die Ausdünstung von drei Personen jene laue Temperatur angenommen, welche gewöhnlich in einem verschlossenen Keller herrscht. Unglücklicherweise wurde dieselbe auch mit jedem Augenblick mehr verdorben, da der gänzlich versperrte Eingang der Grotte keine frische Luft zukommen ließ. Von außen ließ sich nicht das mindeste Geräusch hören; es war dies bereits die Stille des Grabes.

Während dieses Zeitraumes war das wilde Mädchen mehre Mal vom Fieberwahn befallen worden. Sie wälzte

sich auf ihrem Lager herum und stieß ein sonderbares Geschrei aus, indem sie den Gesang verschiedener Waldvögel nachahmte. Zuweilen bemühte sie sich auch, Töne hervorzubringen, welche ihrem Gedächtniß längst entschwunden waren. Ihre Verstandesthätigkeit schien durch die Wirkungen des Fiebers allmälig geweckt worden zu seyn, als hätte die Gegenwart von Menschen, ihre Sprache, der Anblick ihrer vernünftigen und wohlüberlegten Handlungen in ihr eine Reaction gegen den Instinct hervorgebracht. Sie sprach Worte ohne Zusammenhang aus, in die sie augenscheinlich keinen Sinn legen wollte, ihr Mund war nicht einmal im Stande dieselben deutlich hervor zu bringen. Die einzigen ganz genau verständlichen Worte in dieser verwirrten Anhäufung von einzelnen Sylben, waren ihr eigener Name und derjenige Valentins; für sie drückten dieselben alle Gefühle des Herzens aus, Schmerz und Freude, Furcht und Hoffnung. Doch diese aufblitzenden Funken von Verstand und Erinnerungsvermögen gingen schnell vorüber und bald verlöschte die Macht der Krankheit diese einzelnen Lichtpunkte.

Allein der Bergbewohner war nicht der Mann, der lange unthätig bleiben konnte. Da die Luft in der Grotte keinen frischen Zufluß erhielt, so verdarb sie zusehends und mußte bald ihre belebenden Eigenschaften einbüßen. Von dieser schrecklichen Wahrheit überzeugt und da er weiter nicht mehr auf Valentin zählen konnte, dessen Zustand von Stunde zu Stunde beunruhigender wurde, wollte Giuseppe einen Versuch machen, um sich und seine Freunde von dem bevorstehenden Tode des Erstickens zu bewahren. Ohne ein anderes Werkzeug als seinen langen, mit Eisen beschlagenen Stock, machte er sich daran, die Schneemauer welche sie von der übrigen Welt abschloß, mit dem Muthe und der Kraft der Verzweiflung anzugreifen.

So viel er es in der Dunkelheit zu beurtheilen vermochte, bestand das Hinderniß aus einem Schnee- und Steinhaufen von bedeutendem Durchmesser. Auf die Gefahr hin, durch ein Herabrollen der Masse zerdrückt zu werden, bemühte er sich, dieselbe mit seinem Stocke zum Weichen zu bringen. Der nasse und durch den Frost fest gewordene Schnee bildete eine Art Mörtel zwischen den anfänglich einzeln stehenden, dicht an einander gefügten Materialien. Durch seine Beständigkeit brachte es endlich Giuseppe dahin, am obern Rande des Einganges eine Oeffnung zu bewerkstelligen, durch welche, wie durch ein Kellerloch frische Luft eindrang.

Dieser Erfolg war wohl sehr ungenügend, allein er gab wenigstens den armen Gefangenen die Gewißheit, nicht ersticken zu müssen. So geringfügig er übrigens auch war, so wäre es dennoch unmöglich gewesen, ihn weiter auszudehnen. Die Steine waren schwer und durch das dazwischen befindliche Eis fest verbunden. Ein durch Arbeit, Schlaflosigkeit und Entbehrungen aller Art geschwächter Greis wäre nicht im Stande gewesen, sie allein zum Weichen zu bringen. Er mußte also auf diese augenscheinlich erfolglose Bemühung Verzicht leisten und begab sich nun auch auf einige Augenblicke zur Ruhe.

Die Nacht verging auf diese Weise. Ein blasser und schief auffallender Strahl, welcher sich durch die von Giuseppe mit so vieler Mühe angebrachte Oeffnung in die Höhle schlich, verkündigte den Anbruch des Tages. Dieser Strahl konnte die in der Grotte herschende Finsterniß nicht zerstreuen; doch so oft die Gefangenen ihr Haupt erhoben, glänzte ihnen dieser flimmernde und schwach leuchtende Stern wie ein letzter Hoffnungsstrahl entgegen.

Valentin und das wilde Mädchen waren nicht im Stande, das Schreckliche ihrer Lage zu begreifen. Aus verschiedenen Ursachen lagen sie beide an demselben Uebel darnieder; beide waren in einen tiefen, unruhigen, zeit-

weilig von Fieberphantasien unterbrochenen Schlaf versunken. Ein einziges Mal hatte Valentin einen lichten Augenblick.

»Nun Giuseppe,« frug er mit verzweiflungsvoller Stimme, »was gibt es Neues? Ist denn die arme Antonia dazu verurtheilt, mit uns zu Grunde zu gehen?«

»Muth gefaßt, mein Sohn,« versetzte der Greis mit fester Stimme.

»Ihr glaubt also, daß man uns retten, uns zu Hilfe kommen wird?«

»Ja wohl, ich glaube es.«

»Aber wer soll uns helfen, Giuseppe? die Menschen verlassen uns...«

»Gott!« sagte eine feste und deutliche Stimme.

Es war diejenige des wilden Mädchens.

War es eine zufällige Erinnerung an ein vordem oft ausgesprochenes Wort, oder sollte man in dieser so ganz zur rechten Zeit gegebenen Antwort das thatsächliche Erwachen des so lange im Schlummer begrabenen Verstandes begrüßen: Valentin und der Greis sahen beide, der eine durch das Fieber erhitzt, der andere durch seinen Hang zum Mysticismus geleitet, in diesem Ausspruche einen Fingerzeig der Vorsehung.

Der Tag ging indessen zu Ende, ohne irgend eine günstigen Veränderung herbeizuführen. Der Lichtfunke am Eingange der Grotte erlosch noch ein Mal und die Nacht brach wieder mit all ihren Schrecken und Gefahren herein. Gegen Morgen schien sogar der Greis von der Nothwendigkeit, sich zum Sterben vorzubereiten, durchdrungen zu seyn. Die Wilde weigerte sich irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, Valentin, seine brennenden Lippen mit dem schmutzigen Schneewasser zu befeuchten; die Eine und der Andere wurden von Stunde zu Stunde sichtlich schwächer. Giuseppe hatte selbst nicht mehr den Muth, einige trockene Früchte im Hintergrund der Grotte aufzulesen, um

sich in etwas zu stärken... Zu was sollte er auch seinen Todeskampf verlängern? War es nicht besser er starb gleichzeitig mit den beiden in dieser Höhle lebendig begrabenen jungen Leuten?

Als die ersten Stunden des dritten Tages herankamen, hatte das wilde Mädchen kaum Kraft genug, um vor Schmerz zu wimmern. Giuseppe faßte ihre Hand und fühlte jene unheilverkündende Feuchte, welche dem Tode vorherzugehen pflegt. Der Greis stieß einen tiefen Seufzer aus und näherte sich dem andern Kranken; Valentins Athem war kurz und zeitweilig unterbrochen; sein Puls kaum fühlbar, seine Glieder ungeachtet der lauen Temperatur der Höhle eiskalt.

Giuseppe begab sich traurig wieder auf seinen Platz zurück.

»Wohlan denn!« sagte er leise, »Alles ist zu Ende ... die Beiden jetzt, und ich heute Abends... Was liegt an mir? Aber sie, so jung, so schön, so kräftig...«

Nach einer Pause hob er wieder an:

»Die Menschen haben uns verlassen, allein ich hatte auf bessere Freunde gerechnet... sie haben mich aber auch verlassen... Nun will ich noch die hilfreiche Mutter Gottes für mich und für sie anflehen, die nicht mehr beten können!«

Er legte sich mit dem Gesichte auf die Erde und verblieb längere Zeit in dieser demüthigen Stellung.

Mit einen Male hob er seinen Kopf in die Höhe; er hatte ein leises Geräusch vor der Höhle vernommen. Das Geräusch näherte sich und wurde immer deutlicher; Giuseppe sprang empor; hätte nicht in der Höhle die dichteste Finsterniß geherrscht, man hätte sein Gesicht vor Freude glänzen sehen müssen.

»Muth gefaßt, Kinder!« rief er aus, »man kömmt uns zu Hilfe.«

Allein nichts antwortete diesem Hoffnungsruf. Die Stimme des Greises erstarb in der Todtenstille der Nacht.

Endlich huschte ein Schatten an der Oeffnung vorüber und ein wahnsinniges Geheul ertönte vor der Grotte.

»Ja, ja, ich bin es, Negrot, ich bin es Blanchette!« rief Giuseppe aus; »auf Euch wartete ich, meine treuen Hunde, und ihr habt mich nicht im Stiche gelassen!«

Das Gebell wurde immer stärker. Stücke von Schnee und Eis fielen in die Grotte hinein, als würde der Boden mit wüthender Anstrengung aufgekratzt. Sofort ließen sich auch menschliche Stimmen vernehmen, die Hunde wurden bei Seite geschoben und Jemand frug ängstlich im Dialecte des Landes:

»Sind lebende Christenmenschen in diesem Felsen?«

»Welche leben und welche sind vielleicht schon todt,« versetzte Giuseppe.

Diese Antwort schien den Fragenden zu erschrecken, denn er zog sich sofort zurück und das Gebelle nahm wieder seinen Anfang. Giuseppe kannte den Aberglauben seiner Landsleute; er fürchtete, sie durch seine unheilverkündenden Worte, deren Wirkung er nicht ermessen hatte, in die Flucht gejagt zu haben; allein seine Unruhe war nicht von langer Dauer. Bald frug eine feste Stimme auf Französisch durch die Oeffnung hindurch:

»Heißt Ihr nicht Giuseppe? Seyd Ihr nicht der Hirt von der Oule-Blanche?«

»Ja wohl,« erwiederte der Greis, ohne die Stimme des Fragenden zu erkennen.

»Seyd Ihr allein in dieser Höhle?«

»Wollte Gott! Aber ich habe den Herrn Ingenieur von Vic d'Essos und noch eine zweite Person bei mir.«

»Norbert! Valentin!« rief die Stimme mit dem Ausdrucke unsäglicher Freude; »so antworte doch, theurer Valentin!«

»Er kann Ihnen nicht antworten,« versetzte Giuseppe in traurigem Tone; »und wenn Sie ihm vielleicht

das Leben retten wollen, so machen Sie sich schnell an die Arbeit.«

»Was soll geschehen?«

Giuseppe erklärte mit wenigen Worten die ganze Sachlage.

»Es ist gut; entfernt Euch, um nicht durch das Herabrollen des Schnees erdrückt zu werden.«

Eine Minute später wurde über dem Haupte des Greises eine ungemeine Rührigkeit bemerkbar, und es schien, als würde der Schneehaufe mit eisernen Werkzeugen bearbeitet.

Giuseppe lief schnell nach dem Hintergrunde der Grotte.

»Man kommt, Ihr jungen Leute!« rief er mit lauter Stimme aus; »Muth! Muth! Noch einen Augenblick und wir sind gerettet!«

Dasselbe grauenhafte Schweigen folgte auf diese Worte; nicht einmal das unterbrochene Athmen der Kranken war mehr zu hören.

»Für die Beiden kommt die Hilfe zu spät!« murmelte Giuseppe in verzweiflungsvollem Tone.

Indessen wurde draußen mit verdoppelter Thätigkeit gearbeitet; die Arbeiter waren zahlreich und geübt und das Werk ging rasch vorwärts. Endlich ließ sich ein donnerähnliches Rollen vernehmen und ein blendender Lichtstrom drang in das Innere der Höhle. Die anfänglich schmale Oeffnung erweiterte sich zusehends und ein unerwartetes Schauspiel bot sich Giuseppens Augen dar.

Der vor zwei Tagen so frühzeitig gefallene Schnee war zum großen Theile verschwunden, nur hin und wieder sah man einen großen weißen Fleck oder einen Schneehaufen, ähnlich demjenigen, welcher den Eingang zur Höhle verstopft hatte. Der übrige Theil des Teufelsbrunnens war frisch und grün, wie im Frühling; die Tannen hatten von ihrem düstern, majestätischen Grün

nichts verloren; der Wasserfall plätscherte ruhig wie ehedem und die Sonne erleuchtete vom azurblauen Himmel herab die Felsen, die Bäume und das silberhelle Wasser. Hin und wieder sah ein Stückchen Rasen, gleich einer lachenden Oase, unter der Schneedecke hervor.

Dreißig bis vierzig Personen, Jäger und Hirten von Suc, belebten diese Scene. Die braven Bergbewohner in ihrer malerischen Tracht, ihren catalonischen Mützen, rothen Gürteln und Gamaschen, standen an verschiedenen Orten, Hacken und Schaufeln in den Händen, gruppenweise beisammen und erwarteten den Augenblick, um in die Höhle dringen zu können. Als der Zugang frei war, stießen sie ein lautes Freudengeschrei aus und liefen die Ueberreste der Lawine hinunter.

Ungeachtet ihrer Beweglichkeit kam ihnen dennoch ein alter Priester von ehrwürdigem Aussehen zuvor, welcher die gefährliche Expedition angeführt hatte. Er war an den Füßen eben so bekleidet, wie die Bergbewohner; sein seitwärts aufgeschürztes, mit Schnee und Koth bedecktes Priestergewand lieferte den Beweis, daß er nicht unthätig geblieben war. Er überstieg der Erste die ungeheuern Felsblöcke, welche vor dem Eingange der Höhle lagen, und drang ins Innere derselben, indem er ängstlich rief:

»Valentin! mein theurer Valentin, wo bist Du?«

Ein lautes Geheul übertönte seine Stimme. Negrot und Blanchette, die beiden Hunde Giuseppe's stürzten auf ihren Herrn los. Den beiden klugen Thieren hatte man die Entdeckung dieses unbekannten Ortes zu verdanken; sie waren es, welche der Truppe den unterirdischen Gang zum Teufelsbrunnen gezeigt hatten; ihr bewunderungswürdiger Instinct hatte den unterirdischen Aufenthaltsort des Hirten und seiner Gefährten errathen. Man kann sich daher ihre Freude vorstellen, als sie ihren

Herrn wiedersahen; sie weinten, sie krochen vor seinen Füßen herum, sie leckten ihm liebevoll beide Hände.

Allein Giuseppe erwiederte die Liebkosungen der treuen Thiere nicht, die ihm doch eben das Leben gerettet hatten. Er gebot ihnen durch eine ernste Geberde, sich ruhig zu verhalten; dann nahm er den Abbé Norbert bei der Hand, und führte ihn nach dem Lager hin, wo Valentin ohne Bewußtseyn ausgestreckt lag.

Der Priester fiel auf die Knie.

»Valentin, mein Kind, antworte mir doch,« rief er, indem er ihn sanft rüttelte, »ich bin es .... ich, dein alter Onkel! ... Ach, mein Gott, sollte er vielleicht ....«

»Nein,« unterbrach ihn Giuseppe mit freudigem Ausdrucke, »sehen Sie doch nur ... der Ton Ihrer Stimme hat ihn zum Leben gebracht.«

In der That hatten sich die Wangen des jungen Mannes geröthet; er öffnete die Augen und heftete seinen Blick auf den Anführer seiner Befreier.

»Mein Onkel! mein guter Onkel!« rief er im Tone des höchsten Glückes aus.

»Er erkennt mich, mein Gott! er erkennt mich.... Glücklicherweise haben wir vorausgesehen, Ihr würdet nach einem dreitägigen Aufenthalte auf dem Montcalm ohne Zweifel ärztlicher Hilfe bedürfen... Wo ist der Doctor?« frug er, gegen die Bergbewohner gewendet, welche sich in achtungsvoller Entfernung am Eingange der Grotte hielten.

»Hier bin ich, Herr Pfarrer!«

Ein flinker junger Mann drang durch die Menge; er trug einen Kasten in der Hand, welcher eine tragbare Apotheke enthielt.

»Retten Sie meinen Neffen,« sagte der Priester im flehenden Tone.

Der Arzt wollte den jungen Mann bei der Hand nehmen, um ihm den Puls zu fühlen, allein Valentin weigerte sich dessen.

»Nein, nein, nicht mich zuerst!« sagte er mit schwacher Stimme; »sie, vor Allem sie zuerst ... Ich bitte Sie, zuerst an sie zu denken!«

Und er wies nach einem finstern Winkel der Höhle hin.

Nun erst bemerkten der Abbé Norbert und der Arzt, daß noch eine andere Person am Schmerzenslager lag. Das wahrhaft ungewöhnliche Aeußere der Unbekannten erfüllte sie mit Erstaunen.

»Wer ist das?« frug der Priester, »wer ist dieses arme Geschöpf?«

»Das wilde Mädchen vom Montcalm,« erwiederte Giuseppe.

Alle Bergbewohner näherten sich voll Neugierde, das arme Mädchen zu sehen, welches eine so außerordentliche Berühmtheit erlangt hatte.

»Mein Onkel, eilen Sie...« begann Valentin wieder, indem er seine ganze Kraft zusammennahm, »sie hat ein Anrecht auf Ihre Aufopferung, so wie auf die meinige, es ist Antonia von Villareal.«

»Antonia von Villareal!« rief der Abbé erstaunt aus, »das ist unmöglich! bist Du dessen gewiß?«

»So gewiß, als ich das Licht der Sonne wieder sehe, das ich nie wieder zu erblicken glaubte,« versetzte Valentin mit Energie.

Und er erzählte dem Geistlichen mit kurzen Worten, an welch untrüglichen Zeichen er die Freundin seiner Kindheit wieder erkannt hatte.

Während dieser Unterredung blieb der Arzt keineswegs unthätig. Ohne Unterlaß von einem Patienten zum andern gehend, hatte er bald erkannt, das belebende Prin-

cip sey in diesen jungen und kräftigen Organisationen leicht wieder zu kräftigen. Nachdem er ihnen einige Herzstärkungen eingeflößt hatte, erklärte er, er bürge für ihr Aufkommen, und bat die Anwesenden, Tragbahren zu errichten, um sie nach dem Dorfe zu schaffen.

Der Abbé hatte Valentins oft unterbrochener Erzählung aufmerksam zugehört.

»Es ist ein Wunder! eine Fügung Gottes!« sagte er nach einem kurzen Schweigen.

Dann näherte er sich dem leblosen jungen Mädchen, ließ sich auf ein Knie nieder und streckte segnend seine Hand über sie aus.

»Sey mir gegrüßt, Du armes Kind!« sagte er mit tiefer Wehmuth, »sey mir gegrüßt, Du, die uns von der Vorsehung gesendet wird, um eine Schuld der Dankbarkeit gegen deine edle Familie an Dir abtragen zu können! .... Wir werden unsere Pflicht, die uns Gott auferlegt, erfüllen ... Du bist nun arm, schwach, dem Tode nahe, beinahe nackt; Du hast an Gott, die Menschheit, die natürlichen Gefühle vergessen; Du bist nur ein Gegenstand des Mitleides für Alle, welche sich Dir nahen. ... Mit Gottes Beistand werden wir deinen Geist aufklären, die Gefühle deines Herzens wecken, Dich in die gewöhnlichen Verhältnisse des geselligen Lebens einführen; wir werden Dir deinen Namen, deinen Rang, dein Vermögen wieder geben; ist unsere Aufgabe vollendet, dann werden uns die großmüthigen Märtyrer des Römerhauses vom Himmel herab segnen!«

Die Wilde stieß ein leises Aechzen aus, gleichsam als nähme sie diese Aufopferung und dieses Gebet entgegen.

Einige Augenblicke später bewegte sich ein langer Zug unter Anführung von mit Hacken und Beilen bewaffneten

Männern, welche den Weg zu bahneu hatten, nach dem Dorfe Suc zu. Hinter den Tragbahren, auf welchen die Kranken lagen, ging Giuseppe, seiner Gewohnheit nach ganz einsam einher, und brummte indem er den Kopf schüttelte:

»Sie wollen ihr ihren Namen und ihr Vermögen zurückgeben... Wird es ihnen gelingen? Sie wissen nicht, wessen der Mann mit der blutigen Hand fähig ist .... Doch ich kann nichts weiter thun .... Der Böse hat mir den Mund versiegelt .... Ich werde schweigen.«

X.

Wir wollen nun über einen Zeitraum von anderthalb Jahren, welcher auf die eben erzählten Ereignisse folgte, schnell hinweggehen.

Einem fast unausweichlichen Tode entgangen, waren Valentin und das wilde Mädchen sehr schnell genesen. Nach etwa vierzehn Tagen war der junge Ingenieur bereits im Stande gewesen, mit seinem Onkel nach Vic d'Essos zurückzukehren. Das wilde Mädchen hingegen hatte man, nachdem sie in etwas an die Gegenwart von Menschen gewöhnt war, nach Foix in ein Nonnenkloster gebracht. Auf die Weigerung Villareals, sich des armen Geschöpfes anzunehmen, hätte sie Valentin gerne zu sich genommen, wo sich der Abbé Norbert sehr gerne mit ihrer Erziehung beschäftigt haben würde; allein Schicklichkeitsrücksichten hatten die Ausführung dieses Planes verhindert. Der Eifer und die christliche Nächstenliebe der Nonnen sollten die Verstandesgaben ersetzen, die ohne Zweifel nöthig waren, um diese schwere und ganz besondere Aufgabe zu lösen.

Wir wollen uns nicht auf die Einzelnheiten des bei dem wilden Mädchen angewandten Erziehungssystems einlassen. Wir wollen blos bemerken, daß die Lehrerinen mit derselben wie mit einem kleinen Kinde vorgingen, dessen Einfalt und Naivität die junge Wilde im vollen Maße besaß.

Mögen nun die mit ihr vorgenommenen Uebungen von was immer für einer Art gewesen seyn, soviel ist

gewiß, daß ihre Verstandesbildung einen außerordentlich raschen Fortgang nahm. Die Ideen um deren Einimpfung es sich handelte, waren schon bei ihr vorhanden, wiewohl sie noch schlummerten. Sie hatte es weniger nöthig zu lernen, als sich blos zu erinnern. Ihr längere Zeit in seiner Entwicklung stehengebliebener Geist, nahm einen kräftigen Anlauf nach vorwärts. Es war wie mit einem guten, lange Zeit brach gelegenen Acker, welcher seine frühere Unfruchtbarkeit durch ein um so üppigeres Wachsthum ersetzt. Nach einigen Monaten verstand sie diejenigen welche mit ihr sprachen; sie hatte eine große Mühe sich selbst geläufig auszudrücken, doch brachte sie es endlich auch so weit. Es war dies ein ungeheurer Forschritt, das arme Mädchen trat damit wieder in die menschliche Gesellschaft ein, aus welcher sie außerordentliche Ereignisse gewaltsam vertrieben hatten. Sie dachte, sie hatte ein Mittel mit ihres Gleichen zu verkehren, Grundsätze der Religion und der Moral hatten in ihrem Herzen Wurzel gefaßt. Ihre Lehrerinen waren mit Recht auf diese Ergebnisse ihrer Bemühungen stolz. Ein mit Gelehrsamkeit vollgepfropfter Hofmeister wäre gewiß nicht im Stande gewesen, einen ähnlichen Erfolg zu erzielen.

Ein so außerordentliches Frauenzimmer mußte nothwendiger Weise die Aufmerksamkeit von Foix und der ganzen Umgebung in Anspruch nehmen. In der ersten Zeit war das Kloster, in welchem die Wilde eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, von Neugierigen, im wahren Sinne des Wortes belagert. Ihre Handlungen, ihre Bewegungen beschäftigten alle müßigen Köpfe, die albernsten Fabeln waren über sie im Umlaufe. Nach und nach hatte sich indessen, wie das gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, diese Neugierde gelegt. Einige besonders bevorzugte Damen, welche ins Kloster zugelassen wurden, waren erstaunt, ein schönes, ernstes, schweigsames junges Mädchen vor sich zu sehen, welches übrigens von anderen Personen ihres

Alters wenig verschieden war. Bald verlor sie den romantischen Zauber, welcher sie umgab und die Aufregung, welche ihre Gegenwart zuerst hervorgebracht hatte, fing an, einer gewissen Ruhe zu weichen. Die großen politischen Ereignisse, welche den Sturz des Kaiserthums begleiteten, trugen nicht wenig dazu bei, der allgemeinen Aufmerksamkeit eine andere Richtung zu geben.

Inzwischen war das Geheimniß ihrer Herkunft durchaus nicht aufgeklärt worden. Auf einige Aeußerungen Valentins und Giuseppe's hin, verbreitete sich anfänglich das Gerücht, das interessante Kind gehöre der unglücklichen Familie von Villareal an, deren tragisches Ende noch Jedermann im Gedächtnisse war. In der ersten Zeit hatte diese Vermuthung die Sympathie für das Mädchen vermehrt, doch fand dieselbe später durch nichts auch nur die mindeste Bestätigung. Die Familie der jungen Kostgängerin des Marienklosters hatte sich nicht gemeldet und sie selbst konnte keinen Aufschluß geben. Man wußte nicht einmal ihren wahren Namen und nannte sie, um sie von ihren Gefährtinen zu unterscheiden, nach der Patronin des Klosters Marie.

Mit Ausnahme einiger mitleidiger Damen der Stadt welche sich, von ihrer traurigen Lage gerührt, für ihr Schicksal interessirten, hatte sie weiter keine Gönner als Valentin und den Abbé Norbert. Der gute Pfarrer zahlte für sie das Kostgeld, und er und sein Neffe besuchten sie häufig von Vic d'Essos aus. Ein jeder solcher Besuch erfüllte das arme Kind, welches seine neue sitzende Lebensweise zuweilen in die tiefste Traurigkeit versetzte, mit außerordentlicher Freude.

So standen die Sachen, als an einem warmen Julitage des Jahres 1815 zwei Reisende zu Pferde vor dem Gasthofe zu »den zwei Kronen,« dem vorzüglichsten von Foix hielten.

Die ganze Stadt war in Folge der am Morgen eingelangten politischen Nachrichten in vollster Aufregung; man hatte so eben den Fall des Kaisers erfahren; auf den Plätzen und an den Straßenecken standen Gruppen von Einwohnern und besprachen sich mit Lebhaftigkeit. Bei der gereizten Stimmung der Bevölkerung genügte selbst das geringfügigste Ereigniß, um die Aufmerksamkeit rege zu machen, deshalb versammelte auch die Ankunft der beiden mit Schweiß und Staub bedeckten und anscheinend große Eile habenden Reiter, eine große Menge von Maulaffen vor dem Eingange des Gasthofes. Allein diese Neugierde fand sich bald getäuscht; der Gastwirth, welcher herbeigekommen war, um sie zu empfangen, grüßte sie mit einem Tone achtungsvoller Vertraulichkeit als längst bekannte Gäste; der Eine war ein Greis, welcher trotz seiner Reisekleider die Auszeichnungen des geistlichen Standes beibehalten hatte, der Andere war ein anständig gekleideter junger Mann, und jedenfalls ein Landeskind. Mit Einem Worte, es waren der Abbé Norbert und Valentin. Sobald die Menge erkannte, es sey hier weder von einem Courier der Regierung der mit Befehlen nach Spanien eilte, noch von einem diplomatischen, in europäischen Angelegenheiten reisenden Agenten die Rede, zerstreute sie sich sogleich, um anderwärts Nahrung für ihren Müßiggang zu suchen.

Valentin war rasch vom Pferde gesprungen, und während sein Onkel, nicht so gelenkig, mit Hilfe des Gasthofsbesitzers gleichfalls abstieg, frug er mit Hast:

»Ist nicht heute ein Reisender von Toulouse bei Ihnen angekommen, Herr Vitrac?«

»Nicht, daß ich wüßte, Herr Ingenieur.«

»Wie! es ist hier Niemand angekommen, der uns ein Stelldichein in Ihrem Hause gegeben hat und auf uns wartet?«

»Nein, mein Herr!«

»Sie hören es, lieber Onkel,« sagte der junge Beamte mit Verdruß, »er ist nicht gekommen . . . Er wird auch nicht kommen.«

Der Abbé war endlich mit vieler Mühe abgesessen.

»Geduld, nur Geduld!« sagte er in einem gleichzeitig grollenden und gutmüthigen Tone, »es ist ja noch keine Zeit verloren . . . Der Chevalier von Villareal hat versprochen, Abends hier seyn zu wollen und es ist kaum erst Mittag. Wir sind seit unserer Abreise von Vic d'Essos gar nicht aus dem Galopp gekommen, ich bin gerädert und mein armer Roland hier ist ganz lahm . . . Wenn Du auch kein Erbarmen mit dem Pferde hast, so solltest Du doch wenigstens Mitleid mit dem Reiter haben! Ich bin keineswegs böse darüber, noch eine Weile auszuruhen zu können, bevor ich an die Geschäfte gehe, wegen welcher wir nach Foix gekommen sind.«

Valentin antwortete nichts, allein man konnte an seiner fieberhaften Aufregung erkennen, wie sehr er durch die Langsamkeit des Greises litt. Dieser letztere empfahl die Pferde einem Stalljungen und ließ sich, nachdem er Befehl gegeben hatte, ihn sofort von der Ankunft der erwarteten Person zu benachrichtigen, in ein Zimmer führen, das er mit seinem Neffen während seines Aufenthaltes in Foix gewöhnlich bewohnte.

Vor einem Tische auf welchem einige Erfrischungen standen, bequem im Lehnstuhle sitzend, schien der Abbé Norbert seine gewöhnliche gute Laune wiedergefunden zu haben. Valentin ging mit verlegener Miene um ihn herum.

»Lieber Onkel,« sagte er endlich mit furchtsamer Stimme, »da Sie meiner Sorgfalt nicht weiter bedürfen, so bitte ich Sie um Erlaubniß, mich auf einen Augenblick entfernen zu dürfen.«

»Wohin willst Du denn gehen, mein Junge?«

»Errathen Sie es nicht? . . . Ich kann nicht so nahe bei Antonia seyn, ohne den Wunsch zu hegen, sie ohne Zeitverlust zu sehen.«

»Oh! was könntest Du unserer Schutzbefohlenen sagen? Wäre es nicht besser noch einige Stunden auf das Resultat unserer Unterredung mit dem Chevalier von Villareal zu warten? Gedulde Dich lieber Valentin, vielleicht gehen wir heute Abends insgesammt zu der lieben Kleinen, um ihr gute Nachrichten mitzutheilen.«

Valentin setzte sich in ruhiger Ergebung nieder.

»Sie haben Recht, lieber Onkel,« versetzte er, »verzeihen Sie mir, wenn ich meiner Sehnsucht und meiner Unruhe nicht Herr werden konnte . . . allein Sie wissen selbst, wie kritisch sich die Umstände für Antonia, für uns selbst gestalten.«

»Armes Kind!« sagte der Pfarrer in liebevollem Tone, »wie möchte ich Dir so lobenswerthe Gesinnungen zum Verbrechen anrechnen? Nur um das Eine bitte ich Dich, Valentin, sey deines Wortes eingedenk . . . im Falle wir den Chevalier von Villareal nicht so finden sollten, wie wir es erwarten, so bleibst Du ruhig, nicht wahr?«

»Ruhig! lieber Onkel!« rief der Ingenieur vom Stuhle aufspringend aus; »wie könnte ich ruhig seyn, wenn sich dieser Mensch hartnäckig weigert, seine Nichte anzuerkennen, seine einzige Nichte, welche wie durch ein Wunder der Niedermetzelung ihrer ganzen Familie entkam? Seit achtzehn Monaten weicht er jeder Erklärung durch nichtige Vorwände, durch leere Entgegnungen aus, oder er läßt unsere Briefe ganz unbeantwortet. Nachdem er mir so viel Vertrauen eingeflößt hatte, als ich ihn am Montcalm traf, nachdem er mir eine so hohe Idee von seiner Uneigennützigkeit beigebracht, zeigte er die abscheulichste, die strafwürdigste Gleichgiltigkeit hinsichtlich seiner unglück-

lichen Verwandten, seiner Pflegbefohlenen; man mußte ihm mit einer gerichtlichen Klage drohen, um ihn zu einem Entschlusse zu bringen . . . Endlich kündigt er in seinem letzten Briefe an, er werde sich heute hier einfinden und uns seinen Entschluß bekannt geben. Oh! er möge kommen; es bedarf einer Genugthuung, einer vollständigen Genugthuung. Zu was hätte ich denn Antonia dem Leben in der Wildniß entrissen, wenn sie in der menschlichen Gesellschaft als eine arme Verstoßene ohne Familie leben, der öffentlichen Mildthätigkeit zur Last fallen soll? . . . Nein, nein! das darf nicht so bleiben; sie ist die Tochter meines Wohlthäters und ich werde ihr zu ihrem Recht zu verhelfen wissen. Der Chevalier von Villareal soll kommen und wenn er sich noch ferner weigert, seine Pflicht zu erfüllen . . .«

»Nun, was wist Du dann thun, mein Sohn? Welches Mittel steht Dir zu Gebote um den Chevalier zu zwingen. nach deinem Willen zu thun? . . . Wenn ich mich an gewisse Erinnerungen halte, ist Montes von Villareal mehr daran gewohnt, Furcht einzuflößen, als sich selbst einschüchtern zu lassen.«

»Lieber Onkel,« rief Valentin mit Heftigkeit aus, »ich bitte Sie, sagen Sie mir gütigst, was Sie von ihm wissen . . . Sie haben sich stets geweigert, sich über ihn deutlich auszusprechen und in der That je mehr ich über meine Beziehungen mit Montes nachdenke, desto mehr nimmt meine Verlegenheit zu. Sein Betragen enthält sehr viel Zweideutiges und ich weiß noch immer nicht, soll ich ihn für einen rechtschaffenen Mann halten, oder für einen herzlosen Schurken.«

»Vielleicht ist er weder das Eine, noch das Andere so ganz unbedingt,« versetzte der Greis mit einem trüben Lächeln; »wenige Menschen sind ganz gut oder ganz schlecht, so sehr paart sich in unserer erbärmlichen Menschennatur Gutes mit Bösem . . . Ich weiß nicht viel vom Capi-

tain Montes; sein Bruder sprach von ihm nur mit dem äußersten Widerwillen. Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so war zwischen ihnen ein Zwiespalt theils wegen des Vermögens, theils wegen einer Herzensangelegenheit ausgebrochen, was den Aelteren veranlaßte Spanien zu verlassen und sich diesseits der Grenze anzusiedeln. Montes führte, wie es scheint, ein sehr zügelloses Leben in seiner Heimat und verpraßte sein Erbtheil in kurzer Zeit. . . Allein die christliche Liebe verbietet, Jugendsünden, welche vielleicht in reiferem Alter wieder gut gemacht wurden, zu streng zu beurtheilen.«

»Alles das zerstört den Verdacht nicht, den ich hinsichtlich Antoniens einzigem Anverwandten zu hegen berechtigt wäre . . . Lassen Sie einmal hören, mein vortrefflicher Onkel, und antworten Sie mir nach bestem Wissen und Gewissen: halten Sie den Capitain Montes für fähig, seine unglückliche Nichte blos deshalb nicht anzuerkennen, um nicht die reiche Erbschaft zurückstellen zu müssen, in deren Besitze er sich gegenwärtig befindet?«

»Gott allein sieht in die Herzen der Menschen, und es wäre schlecht, seinem Nächsten verbrecherische Absichten zuzumuthen, die er vielleicht gar nicht hat . . . Indessen habe ich, die Wahrheit zu gestehen, es stets gefährlich gefunden, die Menschen in Versuchung zu führen und ihre Interessen und Pflichten in Widerspruch zu bringen . . .«

»Ihrer Ansicht nach könnte also diese Versuchung für Montes von Villareal zu stark seyn?«

»Das wollte ich gerade nicht damit sagen . . . allein das ängstlichste Gewissen sucht zuweilen nach Gründen, um einem schmerzlichen Opfer auszuweichen; sind diese Gründe halbwegs stichhaltig und zahlreich, so kann man ganz unschuldig fehlen. Wenn es streng erwiesen wäre, unser Schützling sey wirklich Antonia von Villareal, so würde der Chevalier, wie ich glaube, seine Nichte nicht verläugnen; allein bei der Ungewißheit in welcher er sich

befindet, könnte er sich bei dem Abgange aller Beweise selbst ohne sein Wissen bestimmen lassen . . .«

»Was sprechen Sie von Ungewißheit!« unterbrach ihn Valentin; »kann dem Chevalier darüber auch nur der Schatten eines Zweifels übrig bleiben, daß die arme Wilde die Tochter unseres Wohlthäters ist? Glaubte nicht Montes selbst an diese Identität, als er mit ihr auf dem Montcalm zusammen traf? Habe ich nicht die Gefährtin meiner Kindheit an einem untrüglichen Zeichen erkannt? Ist nicht mein Zeugniß, mit dem ihrigen verbunden, hinreichend, um zu beweisen . . .«

»Unsere Meinung, mein liebes Kind, wäre vielleicht von einigem Gewicht; allein könntest Du es mit einem Eide bekräftigen, daß die Kostschülerin des Marien-Klosters wirklich die Tochter und die Erbin des Chevalier von Villareal ist? . . . Was mich anbelangt, so muß ich gestehen, daß ich es nicht wagen würde.«

»Und ich, ich würde es thun, lieber Onkel . . . würde es ohne Zögern thun . . . Woher um des Himmelswillen kommen Ihnen diese Bedenklichkeiten?«

»Gib Acht, Valentin, daß Du Dich nicht zu sehr deiner glühenden Einbildungskraft überlässest. Ich will einmal einen Augenblick mit Dir annehmen, daß in Folge noch nicht aufgeklärter Umstände, das, wie es heißt dem Blutbade im Römerhause entronnene Kind, eben dasselbe wilde Mädchen sey, welches man sieben Jahre darnach in einem so traurigen Zustande auf dem Montcalm wieder findet, wie willst Du nun diesen Fall vor Gericht beweisen? Zwei mit Mühe ausgesprochene Namen, die Endreime eines im Gedächtniß behaltenen Liedes, eine flüchtige Aehnlichkeit mit der kleinen Antonia, sind das hinreichende Beweise, um zum Anspruche auf ein großes Vermögen, einen edlen Namen zu berechtigen? Hätte unsere Freundin seitdem sie die Sprache wiedererlangt hat, selbst einige Einzelnheiten über ihre Familie angeben, das Dun-

kel lichten können, welches ihr früheres Daseyn umhüllt, so hätten sich schon längst starke Vermuthungen zu ihren Gunsten erhoben. Allein Du weißt es ja, daß das gute Kind, so oft es wegen dem seinem Aufenthalte im Gebirge vorangegangenen Ereignisse befragt wird, zittert und blaß wird und noch unter dem Einflusse eines Schreckens zu seyn scheint, der ihr Besinnung und Sprache raubt. Was bleibt nun bei dem gänzlichen Mangel an Aufklärungen von ihrer Seite übrig? Deine Ueberzeugung? Sie mag eine ganz aufrichtige und feste seyn, allein man wird Dich fragen, auf welche Thatsachen sie sich gründet und diejenigen welche Du anführen kannst, werden Leuten, die bei der Ausübung ihrer Amtsobligenheiten kalt und unparteiisch seyn müssen, nicht sehr beweiskräftig erscheinen. Man wird Dir vorwerfen, Du gebest einem übrigens sehr natürlichen Interesse für ein armes Geschöpf, welches Du aus seiner traurigen Lage befreitest, allzuviel Gehör. Vielleicht wird man — denn es ist Alles möglich — so weit gehen, bei Dir eine geheime Leidenschaft für deine Pflegbefohlene zu vermuthen, welche Dich hinsichtlich der Ansprüche der letztern irre führt!«

Valentin ließ den Kopf sinken und erröthete. Doch bald blickte er wieder mit einem enthusiastischen, hartnäckigen Ausdrucke in die Höhe.

»Also hat Antonia nur noch an mir eine Stütze,« hob er an; »Ihre Ansichten, lieber Onkel, sind ohne Zweifel sehr vernünftig und ich will sie nicht weiter bestreiten; allein ich kann durchaus nicht gegen meine Ueberzeugung handeln und nichts wäre im Stande, dieselbe wankend zu machen. Ich habe zu lange mit der kleinen Antonia gelebt, ich habe ihre kindlichen Launen zu sehr studiert, meine Jugenderinnerungen sind meinem Geiste zu sehr gegenwärtig, als daß ich mich in der Person irren könnte, wiewohl ein Zeitraum von sieben Jahren nothwendiger Weise die wesentlichsten Veränderungen in ihrem Aeußern hervorbrin-

gen mußte . . . Was Sie hinderte, sie gleichfalls wieder zu erkennen, lieber Onkel, das ist Ihre außerordentliche Zaghaftigkeit, das zu große Mißtrauen, das Sie in sich selbst setzen. Ihre Ungewißheit kömmt von einer übertriebenen Wahrheitsliebe . . . Was den Chevalier Montes anbelangt, so sucht er nur einen Vorwand, um die Waise ihres Erbes zu berauben.«

»Du bist sehr vermessen in deinen Ansichten,« sagte der Greis in strengem Tone; »ich habe durchaus keinen Grund, von diesem Manne eine allzu günstige Meinung zu hegen, allein es steht Niemanden zu gegen ihn eine ähnliche Anklage zu erheben . . . Erinnere Dich Valentin . . . Gibt es nicht noch eine Person, welche uns vielleicht sehr werthvolle Aufschlüsse geben könnte?«

»Wer wäre das, lieber Onkel?«

»Jener alte Hirt, der Dir und dem wilden Mädchen im Teufelsbrunnen das Leben rettete . . . Als wir nach deiner Genesung Suc verließen, nahm er mich bei Seite, und bat mich, deiner Tollkühnheit zu mißtrauen; er verkündigte mir in prophetischem Tone, Du würdest auf deinem Lebenswege gefährlichen Feinden begegnen, vor denen Du auf deiner Hut seyn sollst. Allein diese Eröffnungen waren so unbestimmt und so geheimnißvoll gehalten, daß ich nicht recht wußte, was ich davon denken sollte. Ich ersuchte ihn um eine nähere Aufklärung, allein er verließ mich, ohne weiter ein Wort zu verlieren.«

»Sie sprechen vom alten Giuseppe. Ich bin dem würdigen Manne den größten Dank schuldig und es thut mir unendlich leid, mich ungünstig über ihn äußern zu müssen; allein er ist denn doch nur ein . . .«

»Ein Narr, willst Du sagen? Je nun, Valentin, ich bin in dieser Hinsicht nicht ganz deiner Meinung. Du gestehst selbst, daß Ihr in jenem fürchterlichen Sturme im Teufelsbrunnen ohne die Klugheit und Kaltblütigkeit des Alten, sämmtlich verloren gewesen wäret. Sein

Betragen zeigte bei dieser Gelegenheit durchaus nicht von Geistesverwirrung; was Du mir anderseits von seinen sonderbaren Vorhersagungen erzähltest, beweist ganz klar, daß Giuseppe den Capitain Montes, den Zigeuner Viroben und vielleicht auch Dich sehr gut kannte; wäre es nun nicht leicht möglich, daß er, um sich nicht durch eine zu große Aufrichtigkeit bloß zu stellen, bei Ertheilung seiner Rathschläge diese mystische Redeweise in Anwendung brachte? Diese alten Landleute sind schlau; übrigens kann dieser hier auch allen Ernstes den Glauben hegen, daß er seine ganz gewöhnliche Erkenntniß übernatürlichen Mitteln verdankt. In diesem einzigen Punkte könnte seine Narrheit stecken; doch würde dieselbe nicht hindern, Giuseppe's Zeugniß mit Vertrauen entgegen zu nehmen.«

Valentin dachte einen Augenblick nach.

»Sie haben Recht, lieber Onkel,« versetzte er; »und mir selbst ist schon einmal dieser Gedanke gekommen; allein andere Ideen verhinderten mich, dabei stehen zu bleiben . . . Warum verhinderte mich Ihre allzu große Schweigsamkeit, schon früher daran zu denken, welchen Nutzen man aus Giuseppe's Aussagen ziehen könnte? Ich hätte ihn schon längst aufgesucht; ich hätte ihn gebeten, ihm gedroht, und besäße vielleicht schon jetzt ein Mittel, die verbrecherische Hartnäckigkeit des Herrn von Villareal zu besiegen!«

Der Abbé Norbert lächelte.

»Nicht so eilig, mein Lieber! dadurch, daß ein alter Gebirgsbewohner, den Du für ganz närrisch hieltst, es blos zur Hälfte ist, sind noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt... fassen wir uns in Geduld und warten wir das Ergebniß unserer bevorstehenden Unterredung mit Herrn von Villareal ab; sollte, wie ich beinahe befürchte, dasselbe für unsere arme junge Freundin ungünstig ausfallen, so werden wir schon Giuseppe zu zwingen wissen, daß er die Wahrheit gestehe.«

»Meinetwegen, lieber Onkel, wir wollen diesen Gegenstand noch nachher besprechen ... Indessen,« fuhr Valentin vom Stuhle aufstehend fort, »indessen vergeht eine Stunde nach der andern und Herr von Villareal läßt sich nicht sehen. Wie, wenn er am Ende gar nicht käme!«

»Fürchte Dich nicht, lieber Freund ... Ich müßte mich sehr irren, wenn Montes von Villareal dieser Unterredung nicht ebenso viel Werth beilegt als wir; er wird kommen, er wird kommen, ich stehe Dir gut dafür.«

Während der Abbé noch sprach, rollte eine Postkutsche in den Hof des Hôtels. Valentin lief zum Fenster; aber dieses Fenster ging nicht auf den Hof hinaus: der junge Mann konnte blos nach dem Tumulte der sich im Hause erhob, auf die Ankunft eines vornehmen Gastes schließen.

»Er ist es ... er muß es seyn!« rief er aus.

»Ja, er ist es!« sagte der Greis, die Hand seines Neffen heftig drückend; »überlege Dir es, Valentin, so lange wir allein sind, wie sehr Beleidigungen und Drohungen der Sache schaden müßten, welche Du zu vertreten gedenkst.«

»Ich werde mein Möglichstes thun, es nicht zu vergessen, lieber Onkel, ich verspreche es Ihnen?«

Tritte wurden auf der Treppe hörbar; der Gastwirth öffnete die Thüre, führte zwei Personen ein, welche hinter ihm kamen und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung. Von diesen beiden Personen war die eine der Capitain Montes von Villareal, die andere ein junges reich gekleidetes Mädchen von wahrhaft bewunderangswürdiger Schönheit.

Der Onkel und der Neffe waren aufgestanden, um sie zu empfangen; beim Anblicke dieses unbekannten Frauenzimmers konnte Valentin eine Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken; der Abbé Norbert, der sich

besser beherrschen konnte, erwiederte die Begrüßungen des Capitains aufs Artigste und bot den Neuangekommenen Sitze an. Von der langen Reise in der großen Hitze und auf der staubigen Straße angegriffen, nahmen sie Platz, und Valentin konnte sie endlich mit mehr Muße betrachten.

Eine vollkommene Veränderung hatte in dem Aeußern des Chevaliers von Villareal stattgefunden. Sein langer Schnurbart war verschwunden, sein noch jugendliches Gesicht schien, ohne den gewohnten Ausdruck der Härte ganz verloren zu haben, offener und freundlicher zu seyn. Er trug einen einfachen Anzug, der gleichwohl einen an den Genuß des Reichthums gewöhnten Mann von Welt verrieth. Das Band eines fremden Ordens schmückte sein Knopfloch, sein würdevolles Betragen flößte Achtung ein. Selbst auf Valentin machte diese Erscheinung einen tiefen Eindruck und die Gegenwart von Antoniens Onkel drängte seine stürmischen Gefühle für einen Augenblick in den Hintergrund zurück.

Das junge Mädchen, welches mit Montes gekommen war, fesselte gleichfalls seine sowie des Abbé's Aufmerksamkeit. Sie war höchstens fünfzehn bis sechzehn Jahre alt, von mittlerer Größe, doch schlank, schmiegsam und kräftig. Ihre vollkommnen regelmäßigen Gesichtszüge hatten jenen den Creolinen und Spanierinen eigenthümlichen gelbbraunen Teint, ihre schwarzen Augen sprühten Feuer. Ihr dichtes braunes Haar war an den Schläfen niedergekämmt, etwas gewellt und kraus, doch dabei auch weich und seidenartig. Ihr Anzug zeigte von einem wunderlichen Geschmacke; er war aus lauter Stoffen von lebhafter schreiender Farbe verfertigt. Die Unbekannte hatte alles Geschmeide an sich gelegt, was nur immer nach damaliger Mode ein junges Mädchen tragen konnte: Ringe, Armbänder und goldene Kreuze und die Vorliebe für derlei Schmuck schien bei ihr einen hervorragenden Charakterzug

zu bilden. Besonders aber zeichnete sich dieses schöne Mädchen durch ein stolzes und freies Betragen aus; sie schlug ihr kühnes Auge vor Valentins Blicken nicht nieder, das verächtliche Lächeln verschwand keinen Augenblick von ihren etwas aufgeworfenen, doch frischen und rosigen Lippen. Die genaue Besichtigung, deren Gegenstand sie war, machte sie nicht im geringsten erröthen; sie schien es gewohnt zu seyn die Blicke von Männern ohne Scheu zu ertragen.

Die beiden Norbert wußten indessen nicht, ob sie vor dieser Person den Gegenstand ihrer beabsichtigten Unterredung zur Sprache bringen sollten. Der Chevalier bemerkte ihre Verlegenheit und machte sich ein boshaftes Vergnügen daraus, dieselbe zu verlängern.

»Meiner Treu, meine Herren!« begann er im Tone der vollsten Unbefangenheit, »es hat gewichtiger Gründe bedurft, um mich zu einer Reise in diesen unruhigen und revolutionären Zeiten zu veranlassen . . . Auf dem Wege von Toulouse nach Foix wurden wir mehr als zehn Mal von bewaffneten Leuten angehalten, welche von uns Neuigkeiten wissen wollten. In einem Dorfe nicht weit von hier sollten wir sogar festgenommen werden; ein Dummkopf von Maire hielt uns für verdächtige Bonapartisten und wollte uns durchaus in einen Stall einsperren, der in jenem Dorfe als Gemeindegefängniß dient.«

»Diese Maßregel,« sagte der Pfarrer lächelnd, »hätte für Sie Herr Chevalier und besonders für diese junge Dame sehr unangenehme Folgen nach sich ziehen können.«

»Den Teufel auch! Ich war ja bewaffnet,« erwiederte das junge Mädchen mit einer raschen und drohenden Bewegung.

Der Geistliche fuhr bei dieser amazonenhaften Antwort auf seinem Stuhle in die Höhe; Montes lachte laut auf.

»Sie sehen, die Nationalgarde und die Behörde von

Z*** hätten es mit einem tüchtigen Gegner zu thun gehabt!« rief er voll Lustigkeit aus; »die Leute gingen aber auch in sich und ließen uns weiter ziehen.«

Valentin brannte vor Ungeduld und keine Rücksicht der Schicklichkeit und der Höflichkeit war im Stande ihn zu einem längeren Stillschweigen zu vermögen.

»Sie wußten wohl, mein Herr,« sagte er mit Bestimmtheit, »daß Sie eine heilige Pflicht hierher rief und durften sich deshalb durch kein Hinderniß abschrecken lassen.«

»Nicht einmal durch den Stall des Herrn Maire von Z***...?« bemerkte Villareal mit ironischer Betonung; »doch ich begreife Ihre Ungeduld, Herr Norbert,« fuhr er fort, indem er seine scherzende Redeweise fahren ließ, »und ich will mir nicht das Vergnügen machen, dieselbe zu verlängern, da es sich in der That um ernste Angelegenheiten handelt. . . . Sie können vor diesem Fräulein ganz ohne Scheu sprechen; sie ist von dem Zwecke meiner Hieherkunft unterrichtet und sogar dabei nicht ganz unbetheiligt.«

»Wenn es so ist,« sagte Valentin, »so wollen wir sofort zur Sache schreiten. Wohlan denn, Herr Chevalier von Villareal, wollen Sie endlich Ihrer einzigen Anverwandten den Namen, den Rang, das Vermögen, die väterliche Zärtlichkeit zukommen lassen, welche Sie ihr schuldig sind? Es wäre dies das einzige Mittel, das Andenken an gewisse Zögerungen zu verwischen, welche zu dem Glauben führen könnten . . .«

»Valentin!« fiel der Abbé in vorwurfsvollem Tone ein.

»Lassen Sie ihn doch sprechen, Herr Pfarrer, ich bitte Sie darum,« sagte Montes mit einem gutmüthigen Lächeln. »Ich liebe diesen Enthusiasmus, diesen edlen Unwillen eines jungen Mannes, eines Mannes von rechtlicher Gesinnung. . . . Herr Norbert,« fuhr er mit gewohnter Herzlichkeit zu Valentin gewendet fort, »ich

werde alle Ihre Fragen beantworten, oder vielmehr nur Ein Wort zu sagen haben, damit Sie das Ungerechte Ihrer Vorwürfe einsehen, damit Sie über einen Verdacht erröthen, der mich nicht zu treffen vermag.«

Valentin war sprachlos vor Verwunderung.

»Herr Norbert,« fuhr Montes fort, »Sie beschuldigen mich der Theilnahmlosigkeit, ja sogar der Härte gegen meine Verwandte und Pflegbefohlene . . . Ich wollte, daß sie selbst mich rechtfertige, und habe sie eben deshalb mitgebracht.«

Er stand auf und nahm das junge Mädchen bei der Hand.

»Herr Pfarrer, Herr Valentin Norbert,« sagte er mit fester Stimme, »ich stelle Ihnen hier meine Nichte Antonia von Villareal vor.«

XI.

Der alte Priester war vielleicht auf diese Vorstellung gefaßt, und begnügte sich mit einer Verbeugung; allein Valentin war wie niedergedonnert.

»Sie?« stotterte er; »dieses junge Mädchen . . . dieses Fräulein? Unmöglich!«

Diejenige, welche man Antonia von Villareal nannte, warf ihm einen hochmüthigen Blick zu, welcher zu sagen schien: »Und warum nicht?«

Montes beobachtete den Onkel und den Neffen mit gespannter Aufmerksamkeit.

»Meine Herren,« begann er, »Sie, die Sie sonst in so naher Beziehung zu meinem unglücklichen Bruder standen, waren Sie nicht sofort von der Aehnlichkeit Antoniens mit ihrem Vater und mir selbst überrascht? . . . Sehen Sie sie einmal an, Herr Norbert, befragen Sie doch Ihr Gedächtniß, Herr Pfarrer, finden Sie nicht in dem Gesichte dieses Mädchens die Züge Ihres Freundes Ferdinand von Villareal wieder?«

»Ich bemerke in der That eine entfernte Aehnlichkeit,« erwiederte der Pfarrer, »zwischen Ihren Gesichtszügen und denjenigen des Fräuleins, aber . . .«

»Antonia sah besonders ihrer Mutter ähnlich!« rief Valentin mit Heftigkeit aus; »sie besaß ganz den sanften melancholischen und bei allem den leidenschaftlichen Ausdruck der Frau von Villareal.«

»Ich gestehe,« bemerkte Montes mit Ruhe, »daß Sie in dieser Angelegenheit ein competenterer Richter sind, als ich, Herr Norbert, denn durch meine militärischen

Obliegenheiten in Spanien zurückgehalten, setzte ich nie den Fuß nach Frankreich, bevor jenes unglückliche Ereigniß im Römerhause stattfand; ich habe also meine Nichte Antonia nie gesehen.«

»Wie konnten Sie denn eine so wichtige Frage so leichthin abfertigen?« frug Valentin. »Auf welche Beweise stützt sich Ihre Annahme?«

»Auf Thatsachen, Herr Ingenieur, auf unabweisliche Aussagen unverdächtiger Zeugen, auf logische Schlüsse welche beinahe die Kraft der Gewißheit haben . . . Solche Argumente haben, wie mir der Herr Abbé zugeben wird, einen weit höhern Werth, als eine flüchtige Aehnlichkeit mit diesem oder jenem Gliede der Familie von Villareal.«

»Der Herr Chevalier hat Recht,« sagte der Geistliche, »die Aehnlichkeit kann mit zunehmendem Alter verschwinden, und ein solcher Beweis ist seiner Natur nach nichts weniger als entscheidend. Bevor man so schnell abspricht, Valentin, muß man sich wohl erst erkundigen, auf welche Anzeichen hin der Herr Chevalier seine Nichte erkannt hat.«

Der Ingenieur erwiederte nichts und setzte sich mit düsterer Miene nieder.

»Ich habe nicht erst nöthig, Sie zu versichern,« begann Montes inmitten einer allgemeinen Stille, »mit welch' lebhaftem Interesse ich stets den Spuren des auf eine so unbegreifliche Weise verschwundenen Kindes nachforschte. Meine gleichzeitige Ankunft auf dem Montcalm mit Herrn Norbert hat also durchaus nichts Wunderbares an sich. Durch die Gerüchte, welche über das wilde Mädchen im Umlauf waren, hatten wir Beide denselben Gedanken und vielleicht hegte auch Viroben, dieser elende Zigeuner, den wir dort trafen, dieselbe Vermuthung . . .«

»Nun, mein Herr,« unterbrach ihn Valentin, nicht länger im Stande sich zu mäßigen, »beweist diese gleichzeitige Handlung dreier Personen, die sämmtlich, wenn auch aus verschiedenen Ursachen an Antonia von Vil-

lareal Antheil nahmen, durchaus nichts zu Gunsten der Bergbewohnerin?«

»Ich läugne es nicht; ich gebe sogar zu, wenn Sie wollen, daß das Verbrechen jenes schurkischen Zigeuners ein Beweis mehr zu Gunsten unserer Freundin ist. Ich wünsche durchaus nicht, die Wichtigkeit der Gründe zu bestreiten, welche bei Ihnen eine so innige, so vollkommene Ueberzeugung hervorgebracht haben, allein es wird mir wohl gestattet seyn, Ihnen nun auch die Beweggründe der meinigen auseinander zu setzen.

»Die Ereignisse sind Ihnen bekannt; als das wilde Mädchen vom Zigeuner Biroben verwundet worden war, hielt ich meine Nichte für todt. Ich beweinte ihren Tod mit gleicher Aufrichtigkeit wie Sie, als ein Brief anlangte, ein Brief, der von Ihnen, Herr Abbé, an Herrn Valentin Norbert gerichtet war. Er benachrichtigte den letztern, es sey eine Zigeunerin von Biroben's Bande in Foix festgenommen worden. Dieses Weib, die Saltarella genannt, hatte ein kleines Mädchen bei sich, welches wie sie dem sie verhörenden Beamten sagte, eigentlich ein Haus so schön wie eine Kirche bewohnen und wie ein Muttergottesbild gekleidet seyn sollte. Sie weigerte sich, etwas Näheres mitzutheilen, allein diese Worte genügten, um weitere Entdeckungen möglich zu machen. Der Umstand daß die Zigeunerin bei dem im Römerhause begangenen Verbrechen gegenwärtig gewesen seyn mußte, die wohlbekannte Gewohnheit dieser Zigeunerinen, welche Kinder stehlen, um mit denselben das öffentliche Mitleid rege zu machen, das Alter des jungen Mädchens, welches mit dem muthmaßlichen Alter Antoniens übereinstimmte, alle diese Umstände gaben Veranlassung zu bedeutsamen Zusammenstellungen. Der Richter schrieb an Herrn Norbert und an mich, um uns seine Vermuthungen mitzutheilen. Ich erhielt das Schreiben nicht, weil ich abwesend war; allein

der Herr Abbé beeilte sich uns dasjenige mitzutheilen, welches an ihn gerichtet worden war.

»Ich muß gestehen, daß ich dieser Entdeckung im ersten Augenblicke eine sehr geringe Wichtigkeit beimaß; ich glaubte, Antonia sey am Montcalm erschossen worden. Darum war es auch nur um mein Gewissen zu beruhigen, daß ich sie verließ, und mich hieher begab.

»Der Beamte setzte mir nun auseinander, auf welchen Anzeichen seine Vermuthungen beruhten, er legte mir die Verhörsprotokolle der Saltarella vor, so wie diejenigen des jungen Mädchens selbst; ich fing an der Ansicht des Beamten beizupflichten. Ich begab mich ins Gefängniß; dort fand ich ein durch Entbehrungen aller Art abgezehrtes Weib und ein armes junges mit verblaßtem Flitterwerk bedecktes Mädchen. Ich befragte die Saltarella und hatte große Mühe, ihr ein vernünftiges Wort zu entlocken; gewisse fixe Ideen nahmen ihren Geist ein, und hinderten sie aufrichtig zu antworten. Da sie mit zu Biroben's Bande gehört hatte, so fürchtete sie wegen der Ermordung der Familie von Villareal zur Rechenschaft gezogen zu werden, und es wurde mir sehr schwer, ihr Vertrauen zu gewinnen; erst nach vielen Versprechungen und Drohungen, nachdem sie lange gezögert und gegebene Aufschlüsse eben so schnell wieder zurückgenommen hatte, gelang es mir einige positive Andeutungen zu sammeln.

»Aus diesen letztern schien hervorzugehen, daß die Saltarella sich nicht bei der Zigeunerbande befand, als diese die Gastfreundschaft des Herrn von Villareal in Anspruch nahm; sie war in einem nahen Dorfe zurückgeblieben, um in einem Bauernhause, dessen Eigenthümer seine Vermälung feierte, zu singen und Castagnetten zu spielen. Am nächsten Morgen wollte sie sich mit Tagesanbruch wieder zu ihrer Bande begeben, noch ehe dieselbe das Römerhaus verlassen hatte. Sie schritt eben durch Gonac, als sie plötzlich in einem dichten Gebüsch, wenige

Schritte von der Straße entfernt, ein leises Wimmern hörte. Sie blieb erschreckt stehen, denn sie war eben so abergläubisch als die Bewohner des Landes selbst. Indessen gewann sie es doch über sich, in das Dickicht zu dringen, wo sie ein armes kleines Mädchen auf dem Grase liegen sah, das mit dem Tode zu ringen schien. Das Kind, etwa fünf bis sechs Jahre alt, war nur mit einem leichten zerfetzten Nachtgewande bekleidet, seine Füße waren aufgerissen und bluteten, Schrecken, Müdigkeit und Erschöpfung malten sich auf seinem hübschen Gesichtchen, seine Augen waren matt und starr. Die Saltarella wollte die Kleine befragen, doch diese antwortete nur mit einem leisen Wimmerm....

»Bevor ich jedoch weiter erzähle, Herr Valentin Norbert,« sagte Montes, indem er sich zu dem jungen Ingenieur wandte, »so will ich Ihnen nur zu bedenken geben, wie sehr alle diese Andeutungen mit den von Ihnen selbst aufgestellten Behauptungen übereinstimmen, deren Richtigkeit vordem von Seite der Behörde selbst in Zweifel gezogen worden war.«

Valentin ließ den Kopf sinken, wie Jemand der wider seinen Willen überzeugt worden ist, und einem verhaßten Gegner den Anblick seines Triumpfes nicht gönnen mag.

»Die Saltarella,« fuhr Montes in seinem Berichte fort, »nahm das Kind auf den Arm, wickelte es in ihren Mantel ein, und wollte es nach dem Römerhause tragen, da ihr der Wohlthätigkeitssinn der Besitzer desselben sehr gut bekannt war... Doch als sie ihren Weg weiter fortsetzte, bemerkte sie in der Dämerung mehre Personen von Biroben's Bande welche eilig nach verschiedenen Richtungen flohen. Sie rief ihnen zu, allein sie antworteten ihr nicht und setzten ihre Flucht nur noch schneller fort. Ein einziger der ihr gerade in den Weg

kam, konnte ihr nicht ausweichen; die Saltarella erkundigte sich nach der Ursache dieses panischen Schreckens.

»Es ist im Römerhause etwas vorgefallen,« gab der Mann in barschem Tone zur Antwort. »Mach Dich aus dem Staube wie die Andern, wenn Dir dein Kopf lieb ist... In einigen Stunden wird es hinter allen Zigeunern des Gebirges heiß hergehen.«

»Und fort war der Mann ohne weiter etwas gesagt zu haben.

»Anfänglich wußte die Saltarella gar nicht, um was es sich handle, und sie behauptet, erst später in die Kenntniß des begangenen Verbrechens gelangt zu seyn. Doch hatte sie eine zu üble Meinung von gewissen Individuen ihrer Bande, um sich nicht die erhaltene Warnung zu Nutzen zu machen. Sie schlug den Weg nach dem Gebirge ein, und fand bei einem Grenzbewohner Aufnahme, dessen Namen und Wohnort zu bezeichnen sie sich beharrlich weigerte. Dort blieb sie verborgen, während man das ganze Land durchsuchte und erst mehre Monate später, nachdem die Nachforschungen der Gerechtigkeit in etwas nachgelassen hatten, wagte sie es nach Spanien hinüber zu gehen.

»Die Saltarella hätte das Kind gerne in dem Hause ihres Beschützers zurückgelassen, allein da sie fürchtete, diesen letztern bloßzustellen, so entschloß sie sich es nach Catalonien mitzunehmen und zu ihrem Broterwerb zu verwenden. Sie lehrte es singen und mit Begleitung der Castagnetten tanzen, und als die Kleine hinlänglich unterrichtet war, führte sie dieselbe von Dorf zu Dorf. Dieses herumziehende Leben führte sie etwa sieben Jahre; durch die Noth dazu getrieben, und fest überzeugt, es seyen bei der Grazie und dem hübschen Aeußern ihrer Schülerin in Frankreich gute Geschäfte zu machen, entschloß sie sich endlich wieder trotz der drohenden Gefahren, die französische Grenze zu überschreiten. Die Sache bekam

ihr sehr übel, denn sie wurde bald darauf mit ihrer Zieh-tochter, welche nicht dazu geboren war, um so tief zu sinken, als Landstreicherin festgenommen.

»So etwa lautete der Bericht der Saltarella, meine Herren, allein diese Geständnisse mußten ihr allmälig, so zu sagen Stück für Stück, entrissen werden. Die Schwierigkeiten mehrten sich, als es sich darum handelte, ihre Wahrheit und Echtheit zu beweisen. Die noch immer furchtsame Zigeunerin nahm vor Gericht Alles das zurück, was sie mir noch Tags zuvor unter vier Augen gestanden hatte. Endlich gelang es mir, sie durch gute Behandlung zu einem formellen Geständniß zu vermögen, welches ein vollständiges Licht über die bis jetzt unerklärlich gewesene Vergangenheit verbreitet.

»Ihre Gegenwart, meine Herren, wäre mir bei diesen Verhandlungen von sehr vielem Nutzen gewesen; ich wußte wohl, durch welch ernste Hindernisse Sie zurückgehalten wurden. Herr Valentin wäre bald in Folge seiner Aufopferung auf dem Montcalm zu Grunde gegangen, und brauchte lange Zeit, ehe er sich von seiner Krankheit erholt hatte; natürlich war der Platz seines vortrefflichen Onkels am Krankenbette des geliebten Neffen, und ich war daher Ihrer Einsicht und Ihres Scharfsinnes gerade in dem Augenblick beraubt, wo ich ihrer am meisten bedurft hätte. Andererseits glaubten Sie der armen Einsiedlerin vom Montcalm alle Sorgfalt und alle Rücksichten angedeihen lassen zu müssen, deren Lage, wie ich gerne gestehe, wahrhaft bedauernswerth war. Auf diese Art kam es, daß Sie von meinen stufenweisen Entdeckungen nichts wußten und mit ihrer Pflegebefohlenen nach Foix kamen, als ich bereits die Stadt mit der meinigen verlassen hatte.

»Ich selbst wollte, ich muß es aufrichtig gestehen, Ihr Zeugniß nicht eher in Anspruch nehmen, bis ich eine vollkommene Gewißheit erlangt hatte. Ich befragte

nun auch das arme Mädchen, welches Sie hier sehen, ihre Erinnerungen waren dunkel und verwirrt, allein sie sagte auch nichts aus, was mit den Geständnissen der Saltarella im Widerspruche stand. Uebrigens hatte die Kleine die wilden Sitten, das kecke Wesen, das freie Benehmen der Landstreicher an sich, unter denen sie ihr Leben zugebracht hatte. In der Hoffnung von ihr wichtige Aufschlüsse zu erlangen, sobald ich sie nur erst von den Vorurtheilen und den Irrthümern einer bodenlosen Unwissenheit befreit haben würde, versuchte ich es, ihr in einer Kostschule von Toulouse die Elemente der Erziehung beibringen zu lassen. Bisher haben diese Bemühungen noch keinen besondern Erfolg gehabt, und ich schämte mich, sie Ihnen so ganz roh und ungehobelt vorzuführen; allein Herrn Norbert's leidenschaftliche Vorwürfe erlaubten mir nicht noch länger zu warten und ich glaubte, seinen Anschuldigungen am besten dadurch zu begegnen, daß ich ihm die wirkliche Antonia von Villareal vorführte.«

Während dieser Auseinandersetzung ließ Valentin mehr als ein Mal die lebhafteste Ungeduld blicken; doch frug er in einem ziemlich ruhigen Tone:

»Könnte ich diese Zigeunerin, diese Saltarella welche sich selbst des Kindesraubes anklagte, nicht vielleicht sehen und selbst befragen?«

»Leider nein,« erwiederte Montes, mit einiger Verlegenheit. »Um sie zu noch freimüthigern Geständnissen zu vermögen, verlangte ich vom Gerichte ihre einstweilige Freilassung: es lag keine schwere Anklage gegen sie vor, und mein Verlangen wurde ohne Schwierigkeiten gewährt; allein, gegen meine Bürgschaft aus dem Gefängnisse entlassen, blieb das Weib nur zwei Tage bei mir. Ohne Unterlaß von der Furcht gequält, wegen des im Römerhause begangenen Verbrechens in Anklagestand versetzt zu werden, wußte sie meine Wachsamkeit zu täuschen, und entfloh.«

»Wahrhaftig, mein Herr,« versetzte Valentin in trockenem und ironischem Tone, »Sie sind in der Bewachung von Gefangenen, welche über diese traurigen Angelegenheiten einiges Licht verbreiten könnten, nicht sehr glücklich.«

Montes fühlte den Hieb, denn sein Auge blitzte vor Wuth.

»Still, Valentin, keine Leidenschaftlichkeit!« rief der alte Priester in befehlendem Tone aus. »Die Aufklärungen des Herrn von Villareal wollen mit kaltem Blute und mit Vernunft geprüft seyn ... Was mich betrifft, so gestehe ich gerne, daß ich den Raub des Kindes durch eine Zigeunerin von Viroben's Bande weit wahrscheinlicher finde, als die sonderbaren Vermuthungen, zu denen das wilde Mädchen vom Montcalm Veranlassung gab . . .«

»Wie, mein Onkel, auf die bloße Aussage einer Zigeunerin hin wollten Sie zugeben . . .«

»Verwirf nichts leichtsinnig, junger Mensch; die Wahrheit gibt sich nicht immer in der Gestalt eines blendenden Blitzes kund, denn dann würde sie leicht in die Augen fallen; man erkennt sie oft an gewissen Zeichen, die nicht minder sichtbar, gewiß und unzweifelhaft, wenn auch nicht so glänzend sind ... Gedulde Dich, sie wird bald an's Tageslicht kommen!«

»Ich schätze mich glücklich, Herr Pfarrer,« bemerkte Montes mit einem Anfluge von Bitterkeit, »daß Ihr gesundes und vernünftiges Urtheil den beleidigenden Verdacht verdammt, zu dessen Gegenstand mich Herr Norbert auserkoren zu haben scheint ... Ich erwartete nach seinen freundschaftlichen Versicherungen am Montcalm kein solches Benehmen von seiner Seite ... allein,« fügte er mit einem feinen Lächeln und Augenzwinkern hinzu, »ich fange nun an, seinen Eifer für die Interessen des wilden

Mädchens erklärlich zu finden, und wundere mich nicht mehr über seinen Eifer, sie zu vertheidigen.«

Valentin wagte es nicht zu antworten.

»Lassen wir meinen Neffen aus dem Spiele,« versetzte der Pfarrer mit Ernst, »und kommen wir auf eine Angelegenheit zurück, die ich als ehemaliger Freund der Familie von Villareal gerne nach Recht und Gerechtigkeit geschlichtet sehen möchte . . . Kann ich nicht in Ermanglung der Zigeunerin, deren Aufschlüsse so werthvoll wären, die Erinnerungen dieses Fräuleins befragen?«

»Sie wird Ihnen wenig sagen können,« antwortete Montes, indem er sich gegen seine Begleiterin wandte, welche sich während der ganzen Unterredung mit gleichgiltiger, unaufmerksamer Miene fern gehalten hatte, gleichsam, als langweile sie der ganze Vorgang; »fragen Sie sie indessen ... Sie werden an ihr noch die ursprüngliche Rohheit bemerken; die Erziehung hat nicht Zeit gehabt, diese ungebildete Natur zu ändern; allein gerade diese Fehler verbürgen die Wahrheit ihrer Aussagen.«

»Ich beabsichtige nicht, sie einzuschüchtern,« versetzte der Pfarrer, indem er dem Mädchen einen freundlichen Blick zuwarf, »ich will sie blos fragen, ob sie denn wirklich glaubt, sie sey Antonia von Villareal?«

Montes mußte diese Frage wiederholen, denn das halsstärrige, ungelehrige Kind hatte nicht einmal darauf gehört.

»Man hat mir es gesagt, man will es, und ich glaube daran!« antwortete sie mit Sorglosigkeit.

»Wie, meine Tochter? Können Sie sich gar nicht mehr Ihrer Kindheit entsinnen? Haben Sie gänzlich vergessen, wo Sie die ersten Jahre Ihrer Kindheit zubrachten?«

Die Zigeunerin rümpfte die Nase und kehrte dem Geistlichen den Rücken zu. Montes wurde verwirrt und richtete ganz lei se einige Worte an sie.

»Ich langweile mich, ich will hinausgehen,« versetzte das Mädchen, indem es nacheinander die Thüre und das Fenster anblickte.

Montes wiederholte seine Bitte und schien dem ungefügigen Geschöpfe die glänzendsten Versprechungen zu machen, um sie zur Folgsamkeit zu veranlassen. Sie wurde etwas schmiegsamer.

»Zum Teufel denn, wenn es seyn muß, aber schnell,« antwortete sie, »das Wetter ist schön und ich will mir die Leute auf dem großen Platze ansehen.«

Und sie setzte sich mit Widerwillen nieder.

Montes wiederholte die Frage des alten Priesters.

»Als ich noch ganz klein war,« sagte das junge Mädchen mit Geläufigkeit, »hielten wir uns nirgends lange auf... Die Saltarella ließ mich in den Dörfern durch die wir kamen, singen und tanzen. Ich hatte ein goldenes Haarnetz und ein weißes Kleid mit kleinen Quasten, ein weit schöneres Kleid als dieses hier... Die Zuseher fanden mich hübsch und gaben der Saltarella Scus und Maravedis.«

»Erinnern Sie sich nicht noch vor diesem Zeitraume ein großes Haus bewohnt zu haben, wo sich eine hübsche Dame mit einem schönen Herrn befand, von denen Sie mit Liebkosungen überhäuft wurden; erinnern Sie sich nicht an kleine muntere Knaben, deren Schwester Sie waren?«

»Nein.«

»Denken Sie wohl nach... Entstand nicht eines Nachts plötzlich ein großer Lärm in Ihrer Nähe? Es wurde ein herzzerreißendes Hilfgeschrei ausgestoßen; Sie fürchteten sich und liefen in die Felder hinaus...«

»Ich habe mich nie gefürchtet.«

»Wenigstens erinnern Sie sich... Sehen Sie uns doch an, liebes Kind, mich und meinen Neffen Valentin; glauben Sie wohl uns schon früher einmal gesehen zu haben?«

»Bah! ich weiß nichts davon.«

»Ich habe mich seit der Zeit etwas verändert,« sagte der Abbé mit liebreichem Tone; »ich hatte damals noch nicht diesen Kranz von grauen Haaren und diese Runzeln, die jetzt mein Gesicht durchfurchen. Valentin, der jetzt ein Mann ist, war damals ein junger Bursche der Ihnen schöne baskische Lieder vorsang, die Ihnen so sehr gefielen.«

»Ich habe die kleinen Jungen und die Schwarzröcke nie leiden können; die Schwarzröcke verhinderten andere Leute daran, mir zuzusehen und der Saltarella Geld zu geben, und die kleinen Jungen warfen mit Steinen nach mir, wenn ich durchs Dorf ging, wofür ich ihnen mit meinem Messer drohte.«

Der gute Priester erhob die Augen zum Himmel, indem er diese mit einem naiven Stolze erzählten Einzelnheiten vernahm.

»Wohlan denn, lieber Onkel,« sagte Valentin mit halblauter Stimme, »sind Sie endlich überzeugt? Dieses Mädchen in seiner groben Natürlichkeit war nicht im Stande, die Wahrheit zu verheimlichen.«

»Einen Augenblick, meine Herren,« fiel Montes eilig ein; »ist es wunderbar, daß Antonia in Folge der traurigen Katastrophe, welche sie ihrer Familie beraubte, jede Erinnerung an ihre erste Kindheit verloren hat? Sie selbst sagten es, Herr Norbert, als es sich um das wilde Mädchen handelte, dieser Gedächtnißfehler müsse eine Folge des von einem so kleinen Kinde ausgestandenen Schreckens seyn... Fragen Sie nur Antonien, ob ihr nicht ihre Pflegemutter oft gesagt hat, sie sey für den Reichthum und eine hohe Stellung geboren?«

»Warum fragen Sie nach Dingen, die Sie schon wissen?« lautete die barsche Antwort des Mädchens.

Sie stand auf und ging abermals mit mürrischer Miene zum Fenster. Montes hatte viele Mühe, sie wieder auf ihrem Platz zurückzubringen.

»Also, mein Fräulein,« fuhr der Pfarrer mit Sanftmuth fort, »Sie haben weder Ihren Vater noch Ihre Mutter gekannt?«

»Ich glaubte, die Saltarella wäre meine Mutter.«

»Hatten Sie sie lieb?«

»Ich weiß nicht.... Allein sie gab mir zuweilen schöne Kleider, wenn ich ihr recht viel Geld einbrachte und ich hätte sie nicht verlassen; allein dieser da (sie zeigte auf Montes) hat mit ihr gezankt, worauf sie abgereist ist.«

»Hat sie Ihnen nie etwas von Ihrem Vater gesagt?«

»Von meinem Vater? Ich kannte ihn nicht und kümmerte mich auch nicht um ihn.«

Eine tiefe Betrübniß überzog das Gesicht des Abbé's.

»Unglückliches Kind!« fuhr er fort, »die reinsten und schönsten Genüsse der Menschheit sind Ihnen unbekannt... wenigstens hat man doch mit Ihnen von Gott gesprochen?«

»Von Gott!« wiederholte das Mädchen mit einem spöttischen Lächeln; »die Frömmler dort unten in der großen Stadt wollten mir mit ihm Schrecken einjagen, aber ich fürchtete mich vor nichts. Unterwegs zeigte mir zuweilen die Saltarella die Nischen der Madonnen und der Heiligen und befahl mir ein Kreuz zu machen; allein sie konnte mir nicht erklären, was das zu bedeuten hätte und ich lachte sie aus.«

»Die religiösen und die natürlichen Gefühle sind ihr gleich fremd,« sagte der Priester mit einer Art Verzweiflung. »Du guter Gott, wie konnte nur ein nach deinem Ebenbilde erschaffenes Geschöpf so tief sinken!«

»Und das sollte jenes fromme Kind seyn,« sagte Valentin leise, »das wir so oft des Abends niederknien, die Händchen falten und zu dem großen Christusbilde von Elfenbein im Römerhause beten sahen?«

Montes studierte mit sichtlicher Unruhe die verschie-

denen beim Onkel und beim Neffen hervorgebrachten Eindrücke.

»Mein Herr,« sagte er mit traurigem Tone, »ich empfinde gleich Ihnen eine tiefe Betrübniß über den verwahrlosten Zustand, in welchem ich meine Nichte wiedergefunden habe... Indessen beweist diese traurige Verworfenheit durchaus nichts gegen ihre rechtmäßigen Ansprüche. Man kann sie wohl beklagen, allein es scheint mir nicht erlaubt zu seyn, sie deshalb zu verstoßen.«

»Sie verdient bemitleidet zu werden,« erwiederte der Pfarrer, und es wäre grausam, sich nicht alle Mühe zu geben, um ihre in tiefer Finsterniß schmachtende Seele zu erleuchten; in Ermanglung eines Würdigeren würde ich mich äußerst iglücklich schätzen, an diesem Werke zu arbeiten.«

»Wohl, wohl, ich vertraue sie Ihnen mit Vergnügen an,« rief Montes mit Eifer aus; »wo sollte ich auch einen vernünftigeren und religiöseren Mann finden?... Sie haben also in diesem jungen Mädchen Antonia von Villareal erkannt, Herr Abbé?«

»Ich wage nicht, zu behaupten, daß sie es nicht ist; allein viele Gründe verbieten mir anzunehmen, sie sey es wirklich ... Mit Rücksicht auf sie, wie auch auf die Wilde vom Berge werde ich warten, bis Gott die Wahrheit mit mehr Genauigkeit zu Tage gefördert haben wird.«

»Mithin,« sagte Montes mit sichtlichem Unmuthe, »würden weder Sie noch Herr Valentin geneigt seyn, die Anerkennungsurkunde zu unterzeichnen, welche ich in der Voraussicht eines andern Ergebnisses aufsetzen ließ und mitgebracht habe?«

Valentin blickte seinen Onkel fest an, der letztere versetzte in einem ruhigen und gefaßten Tone:

»Erklären Sie sich deutlicher, mein Herr; Ihr Verlangen ist mir nicht ganz klar.«

»Das ist eine sehr einfache Sache, Herr Abbé ... Ich zweifle nicht im geringsten daran, daß dieses Mädchen

die Tochter und Erbin meines Bruders Ferdinand ist . . . Indessen genügt meine persönliche Ueberzeugung nicht, um ihr die Vortheile des ihr gebührenden Ranges und Vermögens zu sichern; sie muß durch einen öffentlichen Act gesetzlich anerkannt seyn, und zu diesem Behufe haben zwei ehrenhafte Personen, welche ehedem zu der Familie in inniger Beziehung standen, eine Art authentischer Erklärung, ein Zeugniß über die Identität der Person zu unterzeichnen. Von allen denjenigen, welche ehemals das Römerhaus besuchten, sind Sie und Herr Valentin die Einzigen, deren Zeugniß von großem Gewicht seyn kann. Ich hoffte daher, Sie würden sich nicht weigern, diese Förmlichkeit zu erfüllen.«

Der Geistliche schwieg still.

»Was sollen wir thun, lieber Onkel?« frug Valentin.

»Die Sache ist jedenfalls nicht thunlich,« versetzte der Pfarrer mit Festigkeit; »Ihre Hartnäckigkeit, Herr von Villareal, ist aller Ehren werth, und zwar um so mehr als sie uneigennützig zu seyn scheint . . . Allein da die erwähnten Thatsachen nicht hinlänglich erwiesen sind, so wäre es mit meinem Gewissen unverträglich . . .«

»Recht, recht so, mein Onkel,« rief der junge Mann mit Wärme aus, »und fügen Sie noch hinzu, Herr von Villareal lasse sich täuschen, wenn er sich nicht selbst täuscht; sagen Sie ihm, daß diejenige von welcher er es vermuthet, Antonia von Villareal nicht ist, daß die wahre Antonia . . .«

»Wieder die alte Geschichte,« sagte Montes mit einem unwilligen Achselzucken; »ich habe schon bemerkt, wie hartnäckig Herr Valentin Norbert in seinen Ansichten ist . . . Allein ich lege auf die erwähnte Förmlichkeit einen so hohen Werth, daß ich mich durch die erste Weigerung nicht abschrecken lasse. Es schmerzt mich als

liebenden Verwandten, es verletzt mein Ehrgefühl als Vormund, meiner Nichte nicht vom Rechtswegen den Namen ihres Vaters geben, die ihr in der Welt gebührende Stellung anweisen zu können, und ich möchte um jeden Preis dieser sowohl für mich als auch für sie gleich peinlichen Lage ein Ende machen.«

»Das sind die Gefühle,« sagte Valentin mit einem Anfluge von Melancholie, »welche Ihnen eine andere noch weit unglücklichere Person einflößen sollte.«

»Ich bin gegen ihr Schicksal nie theilnahmlos oder gleichgiltig gewesen; allein meine Verwandte hatte vor Allem ein Anrecht auf meinen Schutz, meine Zärtlichkeit. Wohlan denn, wiewohl mir diejenige, von welcher Sie sprachen, ganz fremd ist,« fügte er mit einem herzlichen Ausdrucke hinzu, »so werde ich mich ihrer annehmen, wenn Sie mit meiner theuern Antonia ein Gleiches thun. Unterzeichnen Sie diese Anerkennungsurkunde und Antonia wird der jungen Wilden eine Jahresrente aussetzen, die sie für immer vor jedem Mangel schützen soll.«

Der alte Priester hob den Kopf stolz empor.

»Ein Handel!« sagte er kurz und trocken.

»Mein Herr!« rief Valentin ganz roth vor Unwillen aus, »so lange Gott meine Arbeit segnet, wird diejenige, die Sie verstoßen, weder die öffentliche Mildthätigkeit noch die Ihrige in Anspruch nehmen müssen; ich werde an ihr meine Verpflichtung gegen ihren edlen Vater nach Kräften abtragen!«

Montes fühlte, er sey zu rasch gewesen und zu weit gegangen.

»Es thut mir sehr leid, wenn ich Ihnen zu nahe getreten bin,« sagte er in einem fast flehenden Tone; »aber urtheilen Sie selbst, wie schrecklich meine Lage ist; hier ist meine Nichte Antonia, die Tochter meines Bruders, der letzte Sprößling meiner Familie und es ist mir nicht gestattet, es laut zu erklären, für sie zu handeln,

meine Autorität über sie geltend zu machen! Ist es also unverzeihlich, wenn ich alle Mittel anwende, um aus dieser schwierigen Lage herauszukommen?«

Ein augenblickliches Stillschweigen trat ein; der Abbé Norbert war nachdenklich, Valentin auf's Heftigste bewegt. Das junge Mädchen spielte mit seinen langen Haarflechten und sah gähnend in den Hofraum hinunter.

»Mein Herr,« sagte endlich der Ingenieur, »es bleibt noch ein Versuch zu machen. Wir haben so eben Ihre junge Pflegbefohlene gesehen und befragt; nun mögen auch Sie die unsrige sehen und befragen. Nach dieser Untersuchung wollen wir dann noch alle geheimnißvollen Umstände besprechen, die Ungewißheit zu zerstreuen suchen und wenn Sie dann noch darüber im Zweifel sind, Antonia und das wilde Mädchen seyen nicht eine und dieselbe Person, wenn ich selbst die Möglichkeit eines von meiner Seite unterlaufenen Irrthums anerkenne, dann, ich schwöre es Ihnen, nehme ich durchaus keinen Anstand alle diejenigen Acten zu unterzeichnen, die Sie mir vorlegen werden.«

Dieser ganz natürliche Vorschlag schien Montes ungelegen zu kommen.

»Wozu das?« sagte er mit Ungeduld.

»Mein Neffe hat Recht,« bemerkte der Abbé Norbert; »Sie kennen erst den einen Theil des schwierigen Räthsels, man muß auch die andere Hälfte kennen, bevor man seine Lösung versucht . . . Wir wollen nach dem Marienkloster gehen und möge sich die arme Kleine mittheilsamer zeigen, als sie es bis jetzt war! . . . Vielleicht bedürfte es nur eines Wortes von ihr, um unsere Unentschlossenheit zu beendigen, und dieses Wort wird ihr hoffentlich Gott in den Mund legen! In jedem Falle müssen Sie aus Rücksicht für sich selbst und zur Beruhigung

Ihres Gewissens noch diesen letzten Versuch unternehmen!«

»Ihre augenscheinliche Weigerung, dieses junge Mädchen zu sehen,« fügte Valentin mit ironischer Betonung hinzu, »könnte sonst zu sonderbaren Vermuthungen Veranlassung geben.«

Montes fuhr zusammen.

»Es genügt, meine Herren,« sagte er mit Sicherheit, »ich will mit Ihnen nach dem Kloster gehen; allein ich erkläre Ihnen im Voraus . . .«

»Keinen Vorbehalt, keine zuvor gefaßte Entschlüsse, Herr von Villareal, Sie mögen entscheiden, nachdem Sie gehört und gesehen haben.«

»Sie haben Recht,« erwiederte Montes mit einem leichten Lächeln, »ich stehe Ihnen zu Diensten, meine Herren . . . wenn ich einen Augenblick zögerte, so war es blos deshalb, weil ich mich fürchtete, das junge Mädchen hier, dessen wilde Laune mir vielen Verdruß macht, allein im Wirthshause zu lassen; sie kümmert sich, wie ich Ihnen versichern kann, sehr wenig um die Ehre einer reichen und edlen Familie anzugehören; es ist eine kleine wilde Löwin, die mich oft zur Verzweiflung bringt. Ich will einige Vorkehrungen treffen, damit sie uns mittlerweile nicht entwische. Ich bin gleich wieder hier.«

Er sagte einige Worte zu der Schülerin der Saltarella und zog sie mit sich fort. Einen Augenblick später hörten die beiden Norbert ein heftiges Strampfen mit den Füßen, ein gellendes Geschrei und dumpfe Scheltworte, die aus einem benachbarten Zimmer kamen. Als Montes wieder erschien, war er roth und ganz außer Athem.

»Sie wollte sich nicht einsperren lassen,« sagte er, indem er sich zu beruhigen suchte; »ihr Widerstand hat lange gedauert . . . Sie ging sogar so weit, mir mit ihrem Messer zu drohen . . . Endlich fügte sie sich. Ich

habe sie dem Wirth anvertraut, der mich im Kloster aufsuchen wird, wenn sich das Jüngferchen wieder etwas in den Kopf setzen sollte . . . Kommen Sie, wir wollen keine Zeit verlieren . . . Wir können ganz glücklich seyn, wenn sie uns eine Stunde Ruhe läßt! Oh! meine Herren, mein Amt als Vormund wird kein leichtes seyn, und nur meine Hinneigung zu meiner Familie konnte mich zu diesem Opfer vermögen.«

Während er noch sprach, hatte er sich zum Ausgehen bereit gemacht. Im Augenblick, wo er zum Hause hinaustreten sollte, blieb er stehen.

»Da fällt mir gerade ein, meine Herren,« begann er wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, »wäre es nicht möglich, daß sich die junge Kostgängerin des Marienklosters weigerte, in meiner Gegenwart eine Erklärung abzugeben? . . . Sie kennt mich nicht, und wenn Sie mich als einen bei diesen Geständnissen Betheiligten vorstellen . . . .«

»Wohin soll das hinaus, Capitain?«

»Daß es vielleicht vernünftig wäre, wenn Sie mich nicht sogleich Ihrer Freundin vorstellten . . . Ich würde mich so verborgen halten, daß ich sie hören könnte, während sie von Ihnen befragt wird . . . Auf diese Weise würde sie durch die Gegenwart eines Unbekannten nicht eingeschüchtert und mithin weit freimüthiger reden können.«

Dieser wiewohl in einem ganz unbefangenen Tone vorgebrachte Antrag machte sofort den Verdacht des Geistlichen rege.

»Ich weiß nicht, ob es möglich seyn wird, Ihren Wunsch zu befriedigen,« sagte er, »allein diese Vorsicht scheint mir mindestens überflüssig zu seyn.«

»Ach, was liegt daran, lieber Onkel,« unterbrach ihn Valentin mit Heftigkeit; »gehen Sie auf alle Lau-

nen des Herrn von Villareal ein, wenn er nur mit uns geht . . . Er soll Antonia sehen und hören, und Gott wird das Uebrige thun!«

Der Priester sah zum Himmel empor, als flehe er ihn um seine Unterstützung an und die drei Männer schlugen alsbald den Weg nach dem Marienkloster ein.

XII.

Das Marienkloster war ein altes in unsern Tagen bereits zerstörtes Gebäude, das sich am Wasser, nicht weit vom Zusammenflusse der Large und der Arriege erhob. Seine schönen Gärten bildeten eine köstlich gelegene, mit Bäumen bepflanzte Terrasse; es wäre nicht möglich gewesen einen entsprechenderen Zufluchtsort für das arme Geschöpf zu finden, das seine Jugend im Walde zugebracht hatte und für welches die Luft, der Sonnenschein und ein durch nichts beengter Gesichtskreis nothwendige Lebensbedürfnisse waren.

Die Besucher wurden im Sprachzimmer von der Oberin selbst empfangen, einer hübschen, frischen, noch jungen Frau, mit einem freundlich lächelnden Gesichte, die in sich allein alle weltliche Anmuth der Klosterbewohnerinen zu vereinigen schien. Drei Schritte hinter ihr stand eine Laienschwester, eine Art Adjutantin in Nonnenkleidung mit gelbem, pergamentartigen Gesichte, deren graue Augen stets mit heuchlerischem Ausdrucke zur Erde sahen. Vielleicht war es nicht allein das Werk des Zufalls, daß dieses garstige widerwärtige Geschöpf die lebhafte und hübsche Oberin begleitete. Dem sey wie ihm wolle, der Contrast war schneidend und ganz zum Vortheile der Letzteren. Ihre einnehmende Miene, ihr leutseliges Aeußere stach von demjenigen ihrer Begleiterin seltsam ab, welche unbeweglich, mit vorgebeugtem Oberleib dastand, und einen ungeheuren mit Medaillen und elfenbeinenen Todten-

köpfen reichlich verzierten Rosenkranz lautlos durch die Finger gleiten ließ.

Die Oberin grüßte die Fremden sehr anmuthig und lächelte, um ihnen zwei Reihen der schönsten Zähne zu zeigen, während sich ihre Acolytin sehr tief verneigte, ohne nur eine Miene zu verändern. Nach den ersten Begrüßungen beeilte sich der Geistliche, sich nach dem Befinden der jungen Kostgängerin zu erkundigen.

»Ihre Gesundheit ist so ziemlich gut, Herr Pfarrer,« erwiederte die Klosterfrau in gemessenem Tone, »aber was müssen wir für Geduld haben! Man muß dem lieben Kinde Alles beibringen, das Gehen, das Stehen und das Sprechen. Würden Sie es glauben, daß ich drei volle Tage damit zubrachte, sie eine anständige Verbeugung zu lehren! . . . Drei Tage, Herr Pfarrer! fragen Sie einmal Schwester Ursula.«

Die andere Nonne verbeugte sich mit demüthiger Miene.

»Je mehr Mühe Sie haben, desto verdienstlicher ist Ihr Werk,« versetzte der Abbé mit Sanftmuth; »fahren Sie in der begonnenen Aufgabe fort, meine Schwester, Ihr Zögling verdient Ihre ganze Liebe, Ihre ungetheilte Sorgfalt.«

»Das ist wahr, Herr Pfarrer; sie ist gelehrig und für den ihr ertheilten Unterricht dankbar . . . Aber Du heilige Mutter Gottes! wenn Sie hören könnten, was sie zuweilen für sonderbare Fragen an uns stellt! Bei jeder andern Person würden wir ein Aergerniß daran nehmen . . . Nur die Schwester Ursula, eine heilige und erfahrene Frau, weiß ihr gehörig zu antworten.«

Ursula's Bescheidenheit machte sich durch eine dritte Verbeugung und durch ein unverständliches Brummen bemerkbar.

»Indessen werden Sie wohl nicht vergessen haben,« versetzte der Abbé Norbert, »Ihrer Schülerin eine

Idee von der Welt beizubringen und ohne Zweifel wird sie wohl ungeachtet ihrer naiven Unschuld im Stande seyn, ein Gespräch über ihre gegenwärtige Lage zu führen?«

»In der That, ich weiß nicht, Herr Pfarrer, es gibt gewisse Dinge, die sich so schwer erklären lassen ... Uebrigens ist Schwester Ursula ganz besonders mit der Ueberwachung der Kostgängerinen beauftragt und wird Ihnen in dieser Hinsicht die besten Aufschlüsse geben können.«

Der Pfarrer und die übrigen Anwesenden wandten sich nun zu der Nonne, deren Name ohne Unterlaß in den Reden der Frau Oberin vorkam. Ursula war, sagen wir es nur gleich heraus, die unsichtbare und doch unumschränkte Macht, welche das Kloster beherrschte. Wiewohl von niedriger Herkunft, ohne alle Bildung und nach den Regeln der Hierarchie eine sehr niedrige Stellung einnehmend, hatte sie es doch in Folge einer gewissen Gewandtheit und des Zurschautragens einer sittlichen Strenge dahin zu bringen gewußt, daß sich ihr Einfluß nach und nach über das ganze Kloster erstreckte. Die andern Schwestern fürchteten und verachteten sie und sie war endlich die rechte Hand der Oberin geworden, deren Schwächen sie anfänglich geschmeichelt hatte. Was die Kostmädchen anbelangt, so sahen sie in ihr eine wachsame, unbarmherzige Späherin, sie haßten sie so sehr, als nur immer heitere junge Mädchen hassen können.

Schwester Ursula mit der von ihr ausgeübten Autorität zufrieden, fühlte nicht das Bedürfniß, dieselbe zur Schau zu tragen. Eben deshalb hatte sie es gewünscht, im Dunkeln zu bleiben, nicht etwa aus angeborner Demuth, sondern aus Lichtscheu, wie die Nachteule. Als sie sich indessen so geradezu aufgefordert sah, trat sie ein klein wenig vor, und verkündete in einem frömmelnden Tone, mit einer Menge Seufzer und zum Himmel erhobener Blicke, Fräulein Marie (so hieß das wilde Mädchen

im Kloster) sey in Dingen der Religion und der Moral besser unterrichtet, als in irdischen Angelegenheiten, doch sehe sie, die Schwester Ursula, darin kein Hinderniß, daß man diese Kostgängerin, natürlich mit gewissen Vorsichtsmaßregeln befrage.

»Nun denn, lieber Onkel,« fiel Valentin durch das Geschwätz der Nonnen ungeduldig geworden ein, »beeilen wir uns . . . Sie wissen, daß die Augenblicke des Herrn von Villareal gezählt sind . . . Wo ist in diesem Augenblicke Fräulein Marie?«

»Im Garten, mein Herr,« erwiederte Ursula.

Valentin wollte seine Begleiter mit sich fortziehen; allein der Pfarrer hielt ihn zurück und setzte den Klosterfrauen Montes' Absicht auseinander, der beabsichtigten Unterredung ungesehen beizuwohnen. Die Oberin lächelte.

»Nichts ist leichter als das,« antwortete sie, »der Herr hat Recht . . . Die junge Marie ist noch so furchtsam und trotz unserer Vorstellungen so scheu, daß sie die Gegenwart eines Fremden zur Flucht treibt oder ungemein verwirrt macht . . . Allein es gibt ein Mittel, dies zu verhindern und Schwester Ursula wird es Ihnen zeigen.«

Schwester Ursula erklärte den Fremden, es gebe im Garten einen kleinen Pavillon zu welchem man vom Hause aus durch einen Gang von Weinreben gelangen könne. Von dort aus sey es leicht Alles zu sehen und zu hören, was auf der Terrasse vorgehe. Die fromme Schwester benutzte den Ort sehr oft, um die Kostgängerinen während ihrer Erholungsstunden insgeheim zu beaufsichtigen. Sie machte Montes den Vorschlag ihn hinzuführen, während der Abbé und Valentin Marien abholen und ohne etwas merken zu lassen zum Pavillon führen sollten.

Bei jeder andern Gelegenheit hätten sich Norbert und sein Onkel Vorwürfe darüber gemacht, ihrer Pflegbefohlenen auf eine solche Weise Schlingen zu legen; allein es handelt sich um ihre theuersten Interessen und sie schreckten vor nichts zurück. Montes hatte sich beeilt, den Vorschlag der Schwester Ursula anzunehmen.

„Vorwärts!" rief der junge Mann mit Ungeduld.

Und ohne auf seine Begleiter zu warten, stürzte er zum Sprachzimmer hinaus. Da er die sämmtlichen Gemächer des Hauses kannte, so gelangte er schnell in den Garten, während der Abbé bei den Nonnen zum Schlusse noch einige Erkundigungen einzog.

Der Garten war groß, gut gehalten und mit Blumen und prachtvollen Bäumen geschmückt. Hin und wieder erinnerten Kreuze und Madonnenbilder an das Kloster zu dem der Garten gehörte Einige muntere Kostmädchen gingen unter Aufsicht einer Nonne in den geraden mit dem goldhaltigen Sande des nahen Stromes bestreuten Gängen plaudernd auf und nieder. Doch Valentin schenkte den hübschen Spazirgängerinen keine Aufmerksamkeit; er hatte von weitem eine weiße schlanke Gestalt auf der Terrasse bemerkt und war einen Augenblick darauf in ihrer Nähe.

Es war wirklich das junge Mädchen vom Montcalm. Am Fuße desselben Pavillons, dessen unedle Bestimmung wir kennen, an einem Baume lehnend, war sie in trübes Nachdenken versunken. Eine weite Landschaft zog sich vor ihren Blicken hin. Oberhalb ihres Kopfes erblickte sie durch das dichte Laub der Ulmen das auf einem Felsen erbaute Schloß von Foix; der große Thurm schien sich in der azurenen Bläue des Himmels zu verlieren. Zu ihren Füßen liefen die durchsichtigen Wasser des Flusses hin, dessen Ufer mit malerischen Häuschen und grünenden Gärten bedeckt waren. Ueber diesen Fluß hinaus erhoben sich die hohen Felsenwände, welche die Stadt beherrschen und in weiter blauer Ferne die schneebedeckten

Gipfel der Berge, welche die junge Wilde so viele Jahre bewohnt hatte.

Auf diesen fernen Bergen ruhte ihr Blick am häufigsten. Waren es glückliche oder traurige Erinnerungen, welche dieser Anblick in ihrer Seele hervorrief? Dachte sie mit freudiger Wehmuth oder mit bitterem Schmerz an ihre grause Vergangenheit? Dem sey wie ihm wolle, zwei stille Thränen liefen über ihre Wangen herunter.

Aber Valentin war vor Allem über die Veränderung betroffen, welche in dem Aeußern des unglücklichen Mädchens während kaum anderthalb Jahren vor sich gegangen war. Der starke Sonnenbrand, der sonst ihr Gesicht und ihre Hände bedeckte, war vollkommen verschwunden. Ihr weißer Teint zeigte die Zartheit, ihre regelmäßigen Züge die Feinheit, welche Frauenzimmern eigen ist, die in Städten, gegen alle schädlichen Einflüsse der Witterung geschützt, aufwachsen. Sie war sogar so blaß, so hager, daß man bei ihr nicht ohne Grund das Vorhandenseyn einer auszehrenden Krankheit befürchten konnte. Ihr Auge hatte seine frühere Lebhaftigkeit beibehalten, dagegen aber seinen stieren Ausdruck verloren. Ihre männliche Entschlossenheit war einer melancholischen Naivität und Sanftmuth gewichen. Sie war noch immer schön; allein zwischen ihrer früheren und ihrer jetzigen Schönheit war derselbe Unterschied, der zwischen einer wilden, am Rande des Abgrundes in Wind und Wetter aufgewachsenen Blume und zwischen einer exotischen Pflanze besteht, die ihre zarte Blumenkrone in der duftenden Atmosphäre eines Treibhauses nur schüchtern öffnet.

Ihr einfacher bescheidener Anzug hatte eine leichte Excentricität an sich, die allein daran erinnerte, was für eine außergewöhnliche Lebensart das arme Geschöpf geführt hatte. Ein Kleid von weißem Wollstoffe schloß sich an ihre Gestalt, durch ein Band zusammen gehalten, eng an; ihr Wuchs selbst war gerade und schmiegsam, und schien bei

seiner Schmächtigkeit ordentlich gebrechlich zu seyn. Ein silbernes, an einer schwarzen Schnur hängendes Kreuz fiel auf ihre Brust herab. Ihr Haar, das ihr sonst als Mantel gedient hatte, war an den Schläfen glatt gekämmt und bildete oben am Kopfe eine üppige Krone. In dieser Kleidung, welche so ziemlich mit derjenigen der andern Kostmädchen übereinstimmte, bot die junge Wilde ein reizendes Bild schüchterner und wahrhaft rührender Anmuth dar.

Valentin sah sie während einiger Secunden an, und konnte sich einer gewissen Besorgniß nicht erwehren, als er wahrnahm, was die Civilisation aus diesem kräftigen Naturkinde gemacht hatte. Allein seine Beobachtung war von keiner langen Dauer; Marie hatte noch immer die frühere Schärfe ihrer Sinne bewahrt. Ein leises Geräusch verrieth ihr Norbert's Gegenwart und sie drehte sich rasch herum.

Beim Anblicke ihres Freundes überfiel sie eine jener heftigen Gemüthsbewegungen von ehemals, und sie schien auf den jungen Mann losstürzen zu wollen; doch die Macht der Erziehung trug sofort über den natürlichen Trieb den Sieg davon; sie unterdrückte die Regung ihres Herzens, und anstatt Valentin entgegen zu laufen, verbeugte sie sich schweigend, schlug die Augen nieder und erröthete.

Norbert, der sich weniger beherrschen konnte, ging rasch auf sie zu und ergriff ihre Hand, die er mit Innigkeit an die Lippen drückte.

»Antonia, oder vielmehr meine theure Marie,« sagte er mit Wärme, »erkennen Sie mich denn nicht, mich, Ihren Freund, Ihren Bruder?«

»Ich habe Sie gleich erkannt, Herr Valentin,« versetzte das junge Mädchen mit sanfter Stimme; »es freut mich sehr, Sie zu sehen ... es freut mich außerordentlich!«

Ihr Blick bestätigte dieses aufrichtige Geständniß.

Aber Valentin schien mit diesem Empfange nicht zufrieden zu seyn.

»Marie,« sagte er in vorwurfsvollem Tone, »Sie haben mich diese Frostigkeit vordem nicht sehen lassen ... Wenn ich Sie sonst besuchte, empfingen Sie mich mit einer weit größeren Herzlichkeit.«

»Man sagte mir, es schicke sich nicht,« versetzte das Mädchen mit anbetungswürdiger Herzenseinfalt, »und haben Sie mir nicht aufgetragen, mein theurer Freund, Alles zu thun, was die guten Nonnen von mir verlangen würden?«

Dabei schlug sie ihr feuchtes Auge zu Valentin auf, wie ein Kind, das für seine Folgsamkeit Lobsprüche zu ernten hofft.

»Gewiß, gewiß,« bemerkte der Ingenieur mit einiger Bitterkeit, »und vielleicht ist in der That dieses frostige Betragen gegen mich ein Zeichen Ihrer Fortschritte im Sinne der erhaltenen Anleitung. Aber um Gotteswillen, Marie, woher kommt diese Traurigkeit, die noch vor einer Weile Ihr Antlitz umflorte? Und was dachten Sie? Fühlen Sie sich in diesem Hause nicht glücklich?«

»Ich weiß nicht, was es heißt, glücklich zu seyn; allein ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Valentin.«

»Doch vorhin weinten Sie. Was war die Ursache dieser Thränen?«

»Ich weiß es nicht. Ich sah mir den hohen Berg dort drüben an und mußte unwillkürlich weinen.«

»Mein theures Kind, Sie vermissen wohl Ihren frühern Aufenthalt? Sie möchten wohl wieder ins Gebirge zurückkehren?«

Das junge Mädchen erbebte; ihre Gesichtszüge belebten sich und nahmen sofort einen heitern Ausdruck an.

»Nein,« versetzte sie langsam, »man hat mir auseinander gesetzt, wie sehr ich zu bedauern sey, so lange auf dem Montcalm gelebt zu haben, ohne etwas von

Gott, von meinen Pflichten als Christin zu wissen . . . Dann mußte ich auch zu viel Kälte, Hunger und Durst ertragen und endlich . . .«

»So sprechen Sie doch aus, Marie!«

»Je nun, ich sah Sie nicht, Valentin.«

Norbert drückte einen heftigen Kuß auf die Hand des Mädchens, das sein Gesicht wegwandte, als schämte es sich, zu viel gesagt zu haben.

»Also Sie sind mit Ihrer jetzigen Lage zufrieden?« begann der junge Mann nach einer kurzen Pause.

»Ich glaube es, Valentin... Wenn Sie indessen fern sind, so habe ich viele traurige Stunden... Aber ich bin viel zu unwissend und darf meinen eigenen Ansichten keinen Werth beimessen.«

Valentin erschrack; er errieth das Daseyn eines tiefen Schmerzes unter dieser scheinbaren Ruhe, dieser geduldigen Ergebung. Er wollte in seinen Fragen weiter fortfahren, als er seinen Onkel die Stufen zur Terrasse heraufkommen hörte. Marie wurde es gleichfalls inne und ohne Zweifel war ihr dem Abbé Norbert gegenüber keine solche Zurückhaltung empfohlen worden, denn sie sprang ihm rasch wie ein junges Reh entgegen. Der Greis begrüßte sie mit Herzlichkeit, drückte ihr einen Kuß auf die Stirne und richtete einige Worte voll väterlicher Zärtlichkeit an sie.

»Wie blaß und krank Sie aussehen meine Tochter!« sagte er, indem er sie näher in's Auge faßte; »bei jedem Besuche kommen Sie mir mehr leidend vor.«

»Ich... ich weiß nicht, mein Vater...«

»In der That, lieber Onkel,« bemerkte Valentin mit Besorgniß, »der lange Aufenthalt in diesem Kloster ist Mariens Gesundheit keineswegs zuträglich. Die Veränderung ihrer Lebensweise kam zu plötzlich, sie welkt hin und geht zu Grunde. Ihre Erziehung ist nun so weit gediehen, daß sie das Kloster verlassen kann.«

»Du vergissest, mein lieber Valentin, daß wir noch nicht wissen, ob wir auch ein Recht haben, über sie zu verfügen,« versetzte der Pfarrer, indem er Marien in die Nähe des Pavillons führte; »doch beeilen wir uns, wir haben noch viel zu besprechen und es wäre gefährlich die Geduld einer gewissen Person auf die Probe zu stellen.«

Das Kostmädchen unterwarf sich willig der Leitung des Geistlichen. Die drei Personen ließen sich auf roh gearbeiteten Gartenstühlen in der Nähe des kleinen Gebäudes nieder.

Der Abbé Norbert wies seinem Neffen mit einer beinahe unmerklichen Handbewegung ein von Weinreben umranktes Fenster einige Fuß über Mariens Haupte; dann faßte er das über die feierliche Miene des Onkels und des Neffen einigermaßen verwunderte Mädchen bei der Hand und begann in einem liebevollen, herzgewinnenden Tone:

»Der Augenblick ist gekommen, mein Kind, wo an Ihre Zukunft gedacht werden muß. Wiewohl Sie bereits in die menschliche Gesellschaft wieder eingetreten sind, so bilden Sie doch noch inmitten derselben eine schmerzliche Ausnahme. Sie müssen nun selbst Ihre Freunde in den Stand setzen, ihre Aufgabe vollenden zu können. Hören Sie mich also, ich bitte Sie darum, mit Aufmerksamkeit an, denn ich werde in Ihnen unwillkürlich dunkle Ideen wachrufen... Besonders aber dürfen Sie keinen Anstand nehmen, uns bestimmte in Ihrem Gedächtniß zurückgebliebenen Erinnerungen mitzutheilen, selbst wenn dieselben alte und schmerzliche Wunden aufreißen sollten.«

»Es fällt mir nicht bei, mein Vater, Gott mit einer Lüge beleidigen zu wollen,« versetzte Marie in trübem Tone.

»Ich zweifle durchaus nicht an Ihrer Aufrichtigkeit,« erwiederte der Priester, »ich wollte Sie blos auffordern... Doch ich werde noch mehr als ein Mal von Ihnen miß-

verstanden werden. Ich werde mir alle Mühe geben, klar und deutlich zu sprechen und frage Sie vor Allem, meine Tochter, ob Sie sich bereits ein Urtheil über die Gesellschaft gebildet haben, in welcher Sie fortan einen Rang einzunehmen berufen sind.«

»Es scheint mir, daß alle Welt gut ist und man hat mir, der armen Wilden, die früher so boshaft und so ungebildet war, viele Beweise von Zuneigung gegeben.«

»Leider! ist dies nicht so ganz wahr, meine Tochter ... Doch wenn Sie diese Meinung von der Menschheit haben, warum flohen Sie denn vordem den Umgang von Ihres Gleichen mit solcher Hartnäckigkeit?«

»Ich fürchtete mich... Ich sah in allen Menschen Feinde.«

»Und erinnern Sie sich nicht,« fuhr der Pfarrer fort, indem er einen raschen Blick nach dem Fenster warf, an welchem eine Gestalt in unbestimmten Umrissen sichtbar wurde, »erinnern Sie sich nicht irgend einer Thatsache, welche geeignet wäre, Ihre Menschenscheu zu erklären?«

»Ja... nein!« stotterte das Mädchen sichtlich verwirrt; »ich will Ihnen und Valentin Alles sagen; allein ich wage es nicht, Ihnen Träume mitzutheilen...«

»Nur zu, meine Tochter; was Ihnen ein Traum zu seyn dünkt, ist vielleicht nur eine halbverwischte Erinnerung an Ihre Kinderjahre.«

Marie legte die Hand an die Stirne, als wollte sie ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kommen.

»Nein, nein,« sagte sie endlich, »es ist ein Spiel meiner Phantasie, und Schwester Ursula wird mich ausschelten ... Wenn ich übrigens daran denke, so empfinde ich ein Unwohlseyn, einen Schmerz ... es summt mir im Kopfe und ich werde dann schlimm und möchte fliehen.«

In der That befiel sie ein heftiges Zittern und alle ihre Nerven geriethen in Aufregung. Der Pfarrer begriff,

er sey zu schnell vorgeschritten, und versuchte es nun, seinen Zweck auf Umwegen zu erreichen.

»Wie ich bereits bemerkte, meine Tochter,« hob er wieder an, »ist die menschliche Gesellschaft nicht zum größern Theile aus guten, großherzigen, durch die Bande der allgemeinen Bruderliebe vereinigten Menschen zusammengesetzt. Die bösen Menschen bilden bei weitem die Mehrzahl und eine in diesem Chaos egoistischer Leidenschaften einzeln dastehende Person würde unfehlbar zu Grunde gehen. Um den Menschen gegen solche Angriffe zu verwahren, hat ihm Gott an gewissen Personen, die voll Liebe, Aufopferung und Selbstverleugnung sind, natürliche und feste Stützen gegeben. Diese freundlichen Personen, welche jedes Individuum umgeben und es von Geburt an beschützen, bilden das, was man Familie nennt . . . Haben Sie eine Familie, arme Marie?«

Der Priester hielt inne, um dem jungen Mädchen Zeit zu lassen, seine Worte aufzufassen. Sie dachte nach und frug dann mit rührender Einfalt:

»Entschuldigen Sie meine Unerfahrenheit, mein Vater; verzeihen Sie mir, wenn ich mich falsch ausdrücke; allein umgeben mich nicht auch Personen, welche mich lieben, mich beschützen? Wer sind denn sie Alle, wenn sie nicht meine Familie sind?«

Der Abbé Norbert ließ ein trübes Lächeln blicken.

»Sie irren sich, meine theure Marie, Sie verwechseln die christliche Liebe, die Anhänglichkeit Ihrer Freunde mit den natürlichen Gefühlen ... Marie, theures, unglückliches Mädchen, gehen Sie in Ihrem Gedächtnisse so weit zurück als Sie nur können ... In einer edlen Seele, wie die Ihrige ist, müssen die ersten Regungen des Herzens trotz aller Ereignisse tiefe Spuren zurückgelassen haben; Sie können diejenigen, welche Sie in Ihrer Kindheit mit Zärtlichkeit überhäuften, nicht vergessen haben! ... Hören Sie mich wohl an: eine Mutter ist eine besorgte, auf-

merksame, gute Frau, welche Sie in Ihren Armen getragen hat; sie hat ihre ersten Thränen gestillt und ihre ersten Schritte unterstützt; sie hat Sie geliebkost, noch ehe Sie im Stande waren, diese Liebkosungen zu erwiedern . . . Ein Vater ist ein kräftig auftretender, herrischer Mann, der sich ganz klein gemacht hat und freundlich war, um Ihnen Freude zu machen, er hat seine von Sorgen gefurchte Stirne geglättet, um Ihnen zuzulächeln. Sie waren gewohnt, ihn als eine sichtbare Vorsehung anzusehen, stets bereit, Sie zu vertheidigen und auch das Unmöglichste zu vollbringen ... Sagen Sie doch, Marie, können Sie sich gar nicht erinnern, diese beiden Engel an Ihrer Wiege gesehen zu haben, von denen der eine die Kraft und die Sicherheit, der andere die Liebe und Sanftmuth vorstellte?«

Marie hörte in athemloser Spannung zu.

»Warten Sie, warten Sie,« flüsterte sie, indem sie sich die Augen zuhielt.

Nach einem kurzen Stillschweigen hob sie, ohne ihre Stellung zu verändern, mit verwirrter Miene wieder an:

»Ja, ja, hier ist sie, ich finde sie wieder, ich erkenne sie . . . Ich befand mich in einem großen Zimmer, mit kostbaren Tapeten und Fenstern, die oben rund waren... Sie saß an meiner Seite, ihr Antlitz lächelte, ihre Augen sahen mich freundlich an; sie war schöner, als die Muttergottes am großen Bilde, welches die Kirche ziert . . . Sie nahm mich auf die Kniee, ihre Hand spielte mit einer meiner Haarlocken, und sie sang ganz leise, um mich einzuschläfern ... Doch ich träume, mein Gott! ich träume,« rief das junge Mädchen aus, indem es rasch aufstand, »glauben Sie es ja nicht, das war nicht meine Mutter!«

Und sie zerfloß in Thränen.

»Sie träumen nicht, mein Kind,« sagte der Priester mit Wärme, »fahren Sie fort, ich bitte Sie darum . . . Erinnern Sie sich nicht auch an Ihren Vater?«

»Nein, nein, fragen Sie mich nicht weiter.«

»Hören Sie mich an . . . Ehedem sah ich in diesem Gebirge sehr oft einen schlank gewachsenen Mann von Ehrfurcht gebietendem Aussehen, in einer malerischen Tracht, welcher ein kleines Mädchen an der Hand führte. So oft sie an einem Kreuze ankam, deren es in den Pyrenäen so viele gibt, knieten sie beide nieder, um zu beten.«

»Ja, das ist wahr!« rief diejenige aus, welche man Ma ie nannte.

»Eines Tages,« fuhr der Priester fort, »waren sie bis an's Hirten-Kreuz gekommen, welches in einem öden Thale unweit von Gonac steht. Am Piedestal des Kreuzes fanden sie eine arme, noch junge, mit Lumpen bedeckte Reisende, deren Füße bluteten; ein ganz kleines, halbnacktes Mädchen hockte ihr nach Zigeunerart am Rücken.

»Der Vater reichte der armen Frau von Mitleid bewegt ein Almosen und lud sie ein, in seinem Hause auszuruhen; sie weigerte sich das Almosen anzunehmen und verwarf den Vorschlag mit Verachtung. Die kleine Antonia bot nun auch ihrerseits dem Kinde der Fremden ihr Frühstück an, und trat vor, um es zu küssen . . .«

»Aber es biß mich in die Wange, und ich stürzte mich weinend in die Arme meines Vaters!« rief das Mädchen mit zitternder Stimme aus.

Bei dieser positiven Enthüllung konnte Valentin einen Triumphschrei nicht zurückhalten.

»Noch einen Augenblick Geduld,« versetzte der alte Priester, »ich beschwöre Dich, Dich zu mäßigen.«

»Was bedarf es noch weiterer Fragen? Nie hat sie sich noch in so bestimmter Weise ausgesprochen . . . Hat Sie Ihnen nicht den Salon des Römerhauses ganz genau beschrieben? Ist es möglich, das Bild, das sie von ihrer vortrefflichen Mutter entwarf, zu verkennen? Kann wohl Jemand anderem der kleine Vorfall mit dem Zigeunermädchen bekannt seyn?«

»Meine Ueberzeugung ist nun, wie ich gerne gestehe, eine vollkommene,« sagte der Priester, »allein Du vergissest,« fuhr er mit einem Blicke nach dem Pavillon fort, »daß ich nicht allein zu überzeugen bin.«

Inzwischen schien das junge Mädchen von diesem Verhör außerordentlich angegriffen zu seyn. Gleich einer im magnetischen Schlafe liegenden Person konnte sie auf gewisse Fragen nur um den Preis unsäglicher Schmerzen antworten.

»Meine Tochter,« sagte der Abbé Norbert mit einem Ausdrucke des Mitleids, »verzeihen Sie mir, daß ich meine Grausamkeit so weit treibe; allein ich muß Sie bitten, noch einen Versuch zu machen, um den geheimnißvollsten und wahrscheinlich auch den traurigsten Theil Ihrer Vergangenheit aufzuklären . . . Wissen Sie auf welche Weise die glückliche Periode Ihres Lebens endigte, wo Sie mit Ihrem Vater zum Hirten-Kreuze spaziren gingen?«

»Ich . . . ich weiß es nicht.«

»Denken Sie nach,« fuhr der Priester mit Beharrlichkeit fort, »ich will Ihnen dabei behilflich seyn . . . Wurden Sie nicht eines Nachts in Ihrem kleinen Bettchen durch ein schreckliches Geschrei aufgeweckt?«

»Oh, und was für ein Geschrei das war, was für ein Geschrei!« sagte das Mädchen halblaut vor sich hin, indem es entsetzt zusammenfuhr.

Der Abbé Norbert setzte sein Verhör schonungslos fort.

»Durch dieses Geschrei erschreckt, liefen Sie in den Salon von wo es herkam . . .«

»Ich sah etwas, das in Blut gebadet am Boden zuckte. Ich blieb unbeweglich stehen; ich wollte rufen, aber ich konnte nicht . . . Er hatte meine Mutter bei den Haaren gefaßt und schlug mit seinem Beile auf sie zu. Das Blut spritzte bis zu mir herüber, ich fiel,

nieder, und wiewohl ich mich nicht erheben konnte, so sah und hörte ich doch Alles . . . Er trat in das anstoßende Zimmer, wo meine Brüder waren und aus welchem bald darauf ein klägliches Geschrei ertönte, dann war es ganz still . . . er kam in den Salon zurück und sah sich lächelnd um. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber ich stand wieder auf; nun bemerkte er mich und seine Augen sprühten Feuer . . .«

»Aber von wem sprechen Sie denn, liebes Kind?«

»Vom schwarzen Manne.«

»Wer war der schwarze Mann?«

»Jetzt kann ich es Ihnen sagen . . . es war der Teufel . . . Als mir Schwester Ursula die Hölle und den Bösen beschrieb, erkannte ich ihn sogleich.«

»Du lieber Gott,« sagte der Pfarrer mit schmerzlicher Betonung und indem er Valentin einen Blick zuwarf, »ich glaubte endlich der Wahrheit auf der Spur zu seyn und ihr Verstand geräth abermals auf Abwege.«

»Keineswegs, lieber Onkel,« versetzte der junge Mann, »ich habe in meinem Verhör erklärt, der eine der Bösewichter, welche ich am Abende durch den Hof des Römerhauses gehen sah, habe ein geschwärztes Gesicht gehabt, weshalb ich ihn für einen Kohlenbrenner hielt. Das ist jedenfalls jenes Ungeheuer, welches das Verbrechen beging.«

»Du hast Recht, ich dachte nicht mehr daran, doch fahren wir fort.«

Er wandte sich wieder zu Antonien, denn wir können fortan der Kostgängerin des Marien-Klosters wohl nur diesen Namen geben. Es schien fast unmöglich zu seyn, das Verhör weiter fortzusetzen. Der ganze Körper des jungen Mädchens zitterte; die Augen waren zu den Höhlen herausgetreten, die blassen Lippen fest auf einander gepreßt und mit einem leichten Schaume bedeckt.

Der Abbé Norbert stählte sein Herz gegen das Gefühl des Mitleids.

»Muth gefaßt, meine Tochter,« sagte er, »nur zu Ihrem Vortheile geschieht es, daß ich Sie so quäle . . . Sagen Sie mir nur, wären Sie im Stande den sogenannten schwarzen Mann wieder zu erkennen, wenn Sie ihn heute sähen? Oder könnten Sie mir sein Aussehen beschreiben?«

»Nein, nein, das war kein Mensch! Er hatte durchaus nichts Menschliches an sich, es war der Teufel!«

»In dieser Hinsicht werden wir nichts aus ihr herausbringen,« sagte der Greis mit einem Seufzer. »Nun, und wie entkamen Sie dem abscheulichen Mörder?«

»Als er meiner ansichtig wurde, stieß er eine Art Gebrüll aus und stürzte auf mich los . . . Ich wollte fliehen . . . In der Eile stieß ich mit der Stirne an die Thürkante und brachte mir eine Wunde bei, von der Sie noch jetzt das Mal sehen können.«

Sie wies bei diesen Worten nach einer über dem linken Auge befindlichen leichten Narbe.

»Dieser Stoß machte Sie ohne Zweifel besinnungslos und zwang Sie, stehen zu bleiben?«

»Im Gegentheil, es erfaßte mich eine Art Wahnsinn, der Kopf drehte sich mir und ich lief mit vergrößerter Schnelligkeit. Meine nackten Füße machten kein Geräusch und ich war mit einem Satze die Treppe hinunter. Er verfolgte mich. Ich kam bei mehren Leuten vorbei, die starr und unbeweglich am Fuße der Treppe lagen, gelangte in den Hof, lief zum offenen Gitterthore hinaus und befand mich sofort im Freien. Er lief mir stets auf dem Fuße nach und ich hörte ihn schnauben . . . Aber ich floh weiter, immer weiter; meine Füße waren von den spitzen Steinen am Wege verletzt, die Dornhecken zerfetzten mir das Gesicht, das herabrinnende Blut machte mich halb blind . . . Er kam immer näher, er war schon da . . .«

»Nein!« fuhr das junge Mädchen sich mit Hast erhebend fort, »er wird mich nicht einholen! Lassen Sie mich fort, ich will nicht, daß er mich berühre . . . er soll mich nicht erreichen! ... ich kann Felsen ersteigen, Bäume erklettern, kann im Flusse untertauchen ... er bekömmt mich nicht! ... Da ist er, lassen Sie mich fort! . . .«

Und sie suchte sich mit ungeheurer Kraftanstrengung den Armen Valentins und des Pfarrers zu entwinden, welche es versuchten, sie zurückzuhalten. Das war nicht mehr das sanfte fromme Mädchen, der ungezähmte Instinct der Wilden war unter dem Einflusse der schrecklichen Erinnerung wieder erwacht. Ihr aufgelöstes Haar fiel über die Achseln herab; ihr Gesicht war krampfhaft verzerrt. Die Verzweiflung des Wahnsinns verdreifachte ihre Kräfte und sie entriß sich den Händen der beiden Männer, welche sich Mühe gegeben hatten, ihrer Bewegungen Herr zu werden. Sie lief nach der Terrasse zu, sie wollte sie überspringen und sich in's Wasser stürzen . . . Außer sich vor Entsetzen rief ihr Valentin in verzweiflungsvollem Tone nach:

»Antonia! unglückliche Antonia!«

Diese Stimme, welche stets auf sie eine große Macht ausübte, beschwichtigte sofort die Aufregung der armen Unglücklichen. Sie blieb im Augenblicke, wo sie einen Anlauf nehmen wollte stehen, wandte sich um, sandte Valentin einen freundlichen Blick zu und brach ohnmächtig auf dem Sandwege zusammen.

XIII.

Auf das Hilferufen Valentins und seines Onkels waren sämmtliche Nonnen, darunter auch die Oberin des Klosters und die unermüdliche Schwester Ursula von allen Seiten herbeigeeilt. Die Oberin befahl das ohnmächtige junge Mädchen in sein Zimmer zurückzubringen und sofort den Klosterarzt zu suchen. Valentin wollte, ganz außer sich vor Schmerz, Antonia in seine Arme nehmen; allein Ursula stieß ihn mit gebieterischer Miene zurück, indem sie erklärte, es sey nicht schicklich, daß ein Mann ein Kostmädchen des Klosters berühre; übrigens dürfe er bei Strafe der Excommunication das Innere des Klosters ohnedies nicht betreten.

Der Ingenieur wurde über die Vorbringung dieser erbärmlichen Bedenklichkeiten in einem solchen Augenblicke beinahe wüthend; allein die Oberin beeilte sich den Ausspruch ihrer geliebten Rathgeberin durch ihre Autorität zu unterstützen.

»Schwester Ursula ist stets ein Muster der Bescheidenheit und Schicklichkeit,« bemerkte sie, »denn in der That ist es nicht erlaubt, daß eine fremde Person die liebe Kleine begleite . . . Indessen,« fügte sie in einem freundlichen Tone hinzu, gleichsam um diese harte Maßregel in etwas zu ersetzen, »wenn der Herr Pfarrer noch einen Augenblick verweilen will, so werde ich mich beeilen, ihm bekannt zu geben, wie es der Kranken geht, sobald sie nur zu sich gekommen und ärztliche Hilfe nahe seyn wird.«

»Wir wollen warten, Madame,« sagte der Pfarrer; »aber um des Himmelswillen, beeilen Sie sich.«

Zwei Laienschwestern trugen das junge Mädchen fort.

»Madame,« sagte Valentin zur Oberin in dem Augenblicke wo sich der Trauerzug entfernte, »Sie sind gut, Ihnen vertraue ich sie gerne an. Oh, geben Sie auf die arme Antonia wohl Acht!«

»Antonia!« wiederholte die Oberin ganz erstaunt.

»Antonia!« rief Schwester Ursula aus, indem sie ihr neugieriges und boshaftes Gesicht hinzusteckte; »sollte die sonderbare Geschichte von der man ehedem so viel sprach, wirklich wahr seyn? Wäre es möglich, daß unsere Kostgängerin wirklich so hieße?«

»Sie heißt Marie,« sagte der Pfarrer mit Bestimmtheit, »und sie wird diesen Namen so lange tragen, bis es Gott anders beschlossen haben wird.«

Der Onkel und der Neffe blieben allein auf der Terrasse zurück. Sie waren zu tief bewegt, um ihre Gedanken über den eben stattgefundenen außerordentlichen Auftritt austauschen zu können. Zwischen der Freude, Antonia von Villareal wieder gefunden zu haben und zwischen dem Schmerz, sie in einem so beklagenswerthen Zustande zu wissen, getheilt, hatten sie sich noch nicht von ihrer Bestürzung erholt, als Montes von Villareal aus dem Pavillon trat.

»Nun, mein Herr?« frug der Abbé Norbert.

»Ich habe Alles gehört.«

»Und Sie sind nicht länger in Ungewißheit, nicht wahr?« rief Valentin aus.

»Ich muß gestehen, daß ich sehr wankend geworden bin, allein ich weiß noch nicht, was ich für einen Entschluß fassen soll, ich verirre mich in einem Labyrinth von Dunkelheiten und Widersprüchen und werde etwas Zeit brauchen, um diese wirren Ideen zusammen zu stellen.«

»Wie, mein Herr, die fürchterlichen Leiden Ihrer armen Nichte sind nicht im Stande, Sie zu rühren? Sie

wollen sich noch weigern, eine Wahrheit anzuerkennen, die auf der Hand liegt?«

»Ich bin lebhaft gerührt, Herr Norbert,« erwiederte Montes mit bewegter Stimme, »und mehr als ein Mal sind mir während dieser schmerzlichen Scene Thränen in die Augen getreten .... Bedenken Sie indessen, daß das, was für Sie eine augenscheinliche Wahrheit ist, es nicht auch schon für mich seyn muß. Ihre vormaligen Beziehungen zu meinem Bruder erlauben Ihnen, eine Menge Kennzeichen und Wahrscheinlichkeiten zu finden, die für mich, der ich meiner Familie durch so lange Zeit entfremdet war, gar nicht vorhanden sind.«

»Das mag in der That der Fall seyn, Herr von Villareal,« bemerkte der Pfarrer; »doch wenn Sie auf das Wort eines Priesters, dem sein geheiligter Charakter verbietet, dasselbe leichtsinnig zu verpfänden, einigen Werth legen, so glauben Sie mir, wenn ich Ihnen hiermit vor Gott erkläre, daß das Mädchen vom Montcalm in der That Ihre Nichte Antonia ist.«

»Genug, mein Herr, ich werde die Sache prüfen und mir Alles überlegen ... Noch weiß ich nicht recht, was ich namentlich hinsichtlich der Saltarella und ihrer Tochter denken soll.«

»Capitain Montes,« rief Valentin mit Heftigkeit aus, »ohne Zweifel wurden Sie von den beiden Frauenzimmern betrogen. Wegen des im Römerhause begangenen Verbrechens mit der Verurtheilung bedroht, wollte sich die Zigeunerin wahrscheinlich dadurch an Ihnen eine Stütze erwerben, daß sie Ihnen eine kostbare Fabel erzählte. Was die Tochter anbelangt ...«

»Sie waren ja selbst im Stande zu beurtheilen, ob diese letztere von der Art ist, um sich zu einem solchen Betruge herzugeben.«

»Gerade ihr barsches, wildes Wesen gibt mir die Versicherung, es sey irgend ein Irrthum unterlaufen. Nichts

wäre im Stande gewesen, Antoniens sanftes, schüchternes, zartes Gemüth so sehr zu verändern.«

»Sie mögen vielleicht Recht haben,« versetzte der Capitain nachdenklich; »ich werde die Ansprüche dieses phantastischen Geschöpfes einer näheren Prüfung unterziehen. Ein Gleiches werde ich mit Ihrer Pflegebefohlenen thun; ich werde sie noch einmal und zwar vor der zuständigen Behörde befragen.«

»Wie, Herr von Villareal, unsere Erklärung und die Ihrige sollten nicht genügen, um die Rechte Ihrer Nichte vollkommen darzuthun? Wäre es nicht möglich, ihr dieses zweite, noch peinlichere Verhör zu ersparen?«

»Ich bezweifle es, Herr Pfarrer; es handelt sich um einen großen Namen, um ein großes Vermögen und die Behörde wird jedenfalls wissen wollen . . . Doch wir wollen warten, bis das arme Mädchen wieder etwas gesund und kräftig geworden ist.«

Im selben Augenblicke erschien Schwester Ursula am andern Ende des Gartens und kam langsamen Schrittes mit gesenkten Augen und in den Aermeln versteckten Händen herbei. Valentin lief ihr entgegen.

»Nun, gute Schwester?«

»Die Engel des Paradieses seyen gepriesen!« antwortete die Frömmlerin, indem sie die Augen verdrehte; »sie befindet sich besser, sie ist wieder zu sich gekommen.«

Ungeachtet des nichts weniger als anziehenden Aeußern der Nonne, hatte doch Valentin sehr viele Mühe sich zu enthalten und ihr nicht um den Hals zu fallen.

»Und was sagt der Arzt zu ihrer Krankheit?« frug der Pfarrer.

»Der Arzt schüttelte mit dem Kopfe, allein er versicherte, für den Augenblick sey durchaus keine Gefahr vorhanden.«

»Für den Augenblick? Was wollen Sie damit sagen? Sollte für die Zukunft etwas zu befürchten seyn?«

»Wie Herr Pfarrer, Sie wissen nicht, daß die Gesundheit unsers Zöglings sehr stark angegriffen ist? . . . Möge sie unsere heilige Schutzpatronin vor allem Uebel bewahren, aber man befürchtet, sie sey brustkrank.«

Der Pfarrer und Valentin waren wie vom Blitz getroffen. Villareal besonders schien durch diese traurige Nachricht sehr ergriffen zu seyn.

»Wäre es möglich?« frug er; »ist man dessen so gewiß?«

»Nur zu gewiß, mein Herr; indessen hofft man noch es werde möglich seyn, sie durch Schonung und besondere Sorgfalt zu heilen ... und an Beidem soll es von unserer Seite nicht fehlen.«

»Möge der Himmel Ihren Wunsch erhören, gute Schwester,« seufzte Valentin.

»Inzwischen,« fuhr die Nonne fort, »hat der Arzt ganz besonders angeordnet, jede heftige Gemüthsbewegung von der lieben Kleinen fern zu halten. Eine ähnliche Scene wie die heutige würde sie unfehlbar tödten oder zum Wahnsinn bringen?«

»Sie hören es, Capitain?«

»Diese Behauptung der frommen Schwester wird nicht so ganz richtig seyn,« sagte der Pfarrer.

»Der Arzt hat sich in meiner Gegenwart ganz deutlich ausgedrückt,« versetzte die Nonne; »Wahnsinn oder Tod stehen für Marien in Aussicht, wenn man sie noch länger quält.«

Ein augenblickliches Stillschweigen trat ein.

»Lieber Onkel,« versetzte Valentin mit Innigkeit, »es wäre besser, sie leistete auf den ihr gebührenden Namen und Rang Verzicht, wenn sie beide nur um den Preis ihres Lebens oder ihres Verstandes erlangen könnte . . . Niemand und am allerwenigsten Herr von Villareal wird dieses Opfer fordern können.«

Der Name Villareal erregte Ursula's Aufmerksamkeit.

»Mein Herr,« sagte sie zu Montes, »entschuldigen Sie, daß ich einen mir gegebenen, Sie betreffenden Auftrag nicht früher besorgte . . . Sie wurden durch eine volle Stunde im Sprachzimmer erwartet.«

»Von wem, liebe Schwester?«

»Von Jemanden, der wie er sagte, Ihnen sehr wichtige und dringende Mittheilungen zu machen hatte... Doch in der durch das Unwohlseyn unseres Zöglings verursachten Verwirrung hat man ganz darauf vergessen und vielleicht ist der Mann schon fortgegangen. Doch Gott vergebe mir, ich bin im Irrthum, denn hier kömmt er selbst...«

In der That näherte sich ein Mann der Terrasse mit einigem Zögern.

»Das ist der Gastwirth zu den zwei Kronen!« rief Montes aus; »ohne Zweifel kommt er, um mir irgend einen tollen Streich der Gefangenen zu erzählen.«

»Ein Gastwirth hat es gewagt, das Innere des Klosters ohne Erlaubniß zu betreten!« rief die Nonne ganz erzürnt aus; »welche Schmach, welches Scandal für dieses heilige Haus . . . Allein es ist nicht zu verwundern, daß der Erste Beste die Hausregeln zu überschreiten wagt, wenn man sie so leichtsinnig von Andern überschreiten läßt . . .«

»Liebe Schwester,« bemerkte der Pfarrer lächelnd, »Sie sagten ja selbst, der Mann habe über eine Stunde gewartet.«

Ursula hielt es nicht für angemessen, auf diese Bemerkung geradezu zu antworten; sie warf dem Eindringling noch einen zornigen Blick zu, dann zog sie sich zurück, indem sie erklärte, sie wolle über die Sache ihrer Oberin Bericht erstatten.

Inzwischen war Montes rasch zum Gastwirth getreten.

»Was ist geschehen?« frug er; »aus welchem Grunde haben Sie das Mädchen verlassen, das ich Ihrer Obhut anvertraut hatte?«

»Meiner Treu, lieber Herr,« versetzte der Wirth mit Verlegenheit, »blos deshalb, weil meine Obhut nicht mehr nothwendig ist.«

»Was soll das heißen?«

»Je nun mein Herr, ich will Sie nicht lange in Ungewißheit lassen . . . sie ist entflohen!«

»Entflohen!« wiederholte Montes ganz erschrocken, »Sie meinen doch nicht Zerbinen, meine junge Begleiterin?«

»Wen sollte ich sonst meinen? Das ist gar kein Mädchen, es ist der Teufel im Unterrock.«

»Sie ist davon gelaufen!« hob Montes in größter Unruhe wieder an; aber wie? mit wem? . . . Verheimlichen Sie mir nichts, mein Herr; es wird dies das einzige Mittel seyn, Ihre Schuld zu veringern.«

»O, meine Schuld ist es nicht, Capitain, ich schwöre es Ihnen . . . Ich war mit ihr in meinem Zimmer geblieben, wie Sie es mir anempfohlen hatten; mehre Male waren Leute in Geschäftsangelegenheiten gekommen, und wollten mich abholen, allein ich verließ sie nicht und sie schien ziemlich ruhig zu seyn, bis ein Charlatan und Balsamverkäufer vor dem Gasthause hielt. Er machte einen großen Lärm, um Neugierige anzulocken. Beim Schmettern der Trompete stellte sich das Mädchen, welches sich sehr zu langweilen schien, an's Fenster, so wie ich und mehre Reisende . . . Der Charlatan saß in einem alten Wagen, an dem ein schäbiges Maulthier und ein jämmerlicher kleiner Esel angespannt waren. Er hatte einen rothen bordirten Frack an, einen ungeheuren Schnurbart und sprach mit einer nicht zu ermüdenden Geläufigkeit. Ein Weib, das hinter ihm stand, theilte den Käufern die Waare aus . . . Das junge Mädchen betrachtete diese

Leute mit einer unbegreiflichen Aufmerksamkeit; ich glaubte das Schauspiel würde sie noch eine Zeit lang unterhalten und huschte fort, um einigen Reisenden aufzuwarten, die eben angekommen waren und schleunigst zu Mittag speisen wollten. Sie wissen, meine Herren, daß wenn der Herr vom Hause selbst abwesend ist, Alles darunter und darüber geht . . .«

»Was soll das ganze Geplauder?« unterbrach ihn Montes voll Unmuth; »die junge Person hat mit Einem Worte Ihre Abwesenheit benützt, um zu entwischen, nicht wahr?«

»Das sollen Sie gleich erfahren, mein Herr; das was ich Ihnen noch zu erzählen habe, ist besonders unglaublich . . . Ich war kein Augenzeuge des Vorganges, denn ich hatte bei meinen Gästen zu thun, aber eine meiner faulen Mägde erzählte mir nach der Hand, was sich zugetragen hatte . . . Das Weib des Charlatans hatte zufällig die Augen erhoben und wurde beim Anblicke des jungen Fräuleins ganz verwirrt; sie besprach sich mit dem Quacksalber und die Beiden kümmerten sich nun so wenig um ihre Kunden, daß sich alle Anwesenden nach und nach zerstreuten. Endlich sagte das Mädchen einige Worte in einer unbekannten Sprache zu ihnen; die Leute antworteten ihr in gleicher Weise, das Weib weinte und breitete die Arme nach ihr aus . . . Plötzlich trat das Fräulein schnell vom Fenster weg und saß zwei Minuten darauf an der Seite der Gauklerin im Wagen, welche sie vor Zärtlichkeit aufaß; der Mann im rothen Rocke hieb in sein Zugvieh und das Fuhrwerk rollte zum großen Erstaunen der Müßiggänger davon. . .«

»Und Sie haben sie nicht verfolgt?«

»Gerade in diesem Augenblicke trat ich vor den Gasthof hinaus. Als ich Ihre Pflegebefohlene bei diesen Landstreichern sah, wollte ich meinen Augen nicht trauen . . . ich lief ihnen indessen nach, und rief ihnen zu, anzu-

halten. Am Ende der Straße holte ich sie ein; allein der Charlatan drohte mir mit seiner Peitsche, sobald ich mich dem Wagen zu nähern wagte; sein Weib weinte und drückte das junge Mädchen an ihre Brust. Endlich wandte sich diese Letztere zu mir und sagte in einem barschen Tone:

»Lassen Sie mich ungeschoren ... ich will nicht mit Ihnen zurückkehren.«

Ich war ganz außer mir; doch versuchte ich es, ihr in kurzen Worten auseinander zu setzen, wie böse Sie über Ihre Abreise seyn würden.

»Was geht mich das an?« gab sie zur Antwort, »sagen Sie dem Sennor von Villareal, daß ich anderer Meinung geworden bin und keine vornehme Dame seyn will ... den Teufel auch, die Geschichte ist langweilig ... Es gefällt mir besser, mit der Saltarella im Lande herum zu ziehen!«

»Mit der Saltarella!« rief Montes aus; »die Saltarella ist in Frankreich, ungeachtet ... Ah, nun ist mir Alles klar!«

»Die Saltarella!« wiederholte Valentin, »diese Betrügerin, welche eine Landstreicherin für Antonia von Villareal ausgeben wollte!«

»Dieses Weib war Zeuge, vielleicht auch eine Mitschuldige an dem im Römerhause begangenen Verbrechen,« fügte der Pfarrer hinzu.

»Man darf sie nicht entwischen lassen; sie muß ihren Betrug gestehen.«

»Man muß sie der Gerechtigkeit überliefern.«

»Ruhig, meine Herren,« versetzte Montes; »lassen Sie mich vor Allem den Thatbestand erheben .... Sie widersetzten sich also ihrer Abreise nicht?« fuhr er zum Gastwirth gewendet fort.

»Was konnte ich thun? Der Mann im rothen Rocke drohte mir mit seiner Peitsche, das junge Mädchen hatte sogar ihr Messer hervorgeholt, um sich zu vertheidigen ...«

»Sie hätten schreien, die Vorüberhehenden zu Hilfe rufen sollen.«

»Ja wohl, aber das hätte zu viel Lärm gemacht, einen Scandal hervorgebracht, in dem zwei ehrenwerthe Namen, der Ihrige und der meinige geglänzt hätten ... Ich dachte, es könnte Ihnen unangenehm seyn und zog es vor, sie ruhig weiter ziehen zu lassen und Ihnen das Geschehene zu erzählen.«

»Vielleicht haben Sie Recht gehabt ... Ist es schon lange her, daß sich Alles das zutrug?«

»Zwei Stunden, mein Herr; denn man hat mich hier sehr lange warten lassen.«

»Und haben Sie gesehen, welchen Weg der Charlatan einschlug?«

»Er fuhr nach den Bergen zu; ich sah den Wagen den Weg in's Hochland nehmen... Indessen können sie noch nicht weit seyn, da ihr Gespann nichts weniger als kräftig ist.«

»Ganz wohl... Und nun sagen Sie mir, Herr Wirth, ob Sie mir nicht sogleich ein Pferd verschaffen können? Ich will es um den doppelten Preis kaufen, wenn es seyn muß.«

»Nichts leichter als das; wollen Sie nur mit mir gehen, in einer Viertelstunde können Sie unterwegs seyn.«

Montes dachte einen Augenblick nach und näherte sich dann den beiden Norbert.

»Meine Herren,« sagte er mit bewegter Stimme, »das was sich so eben zutrug, öffnet mir vollends die Augen; die undankbare Landstreicherin, die mich so schmählich verlassen konnte, kann unmöglich Antonia von Villareal seyn!... Ich sehe endlich meinen Irrthum ein, und reise blos deshalb ab, um in dieser Hinsicht die vollste Bestätigung zu erlangen. Sobald ich diese elende Saltarella zur Rücknahme ihrer Aussage gebracht haben werde, komme ich sofort zurück...«

»Und dann,« unterbrach ihn Valentin mit Wärme, »werden Sie wohl keinen Anstand nehmen, das arme Mädchen vom Montcalm als Ihre Nichte anzuerkennen?«

»Nicht den mindesten, ich schwöre es Ihnen.«

»Möge Sie Gott für diesen guten Vorsatz segnen, Herr von Villareal,« versetzte der Pfarrer.

»Was mich anbelangt, Capitain von Villareal,« sagte Valentin mit herzlicher Betonung, »so bitte ich Sie meines gegen Sie ausgesprochenen Verdachtes wegen um Vergebung...«

»Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, meine Herren .... meine guten Freunde! Ihre lobenswerthe Zuneigung für meine Anverwandte hat diesen übermäßigen Eifer verursacht und ich muß gestehen, daß meine hartnäckige Weigerung in der That im Stande war, Sie unmuthig zu machen und Ihren Verdacht zu erregen... Ich will nun mein Unrecht wieder gut machen... Vielleicht werde ich einige Tage ausbleiben; Sie mögen aber über meine Abwesenheit ganz ruhig seyn. Ich will meine ganze Thätigkeit aufbieten, und bald wird, wie ich hoffe, das Recht den Sieg davon getragen haben.«

»Wohlan denn, Chevalier von Villareal,« versetzte Valentin, »gewähren Sie mir eine Bitte und erlauben Sie mir, Sie zu begleiten... Ich bin gleich Ihnen bei der Lösung dieses Räthsels betheiligt; reisen wir zusammen, zwei muthige Männer werden wohl nicht zu viel seyn, um dieses Unternehmen glücklich zu Ende zu führen.«

»Nehmen Sie meinen Dank für Ihren freundlichen Vorschlag, mein theurer Valentin, allein Ihr im Grunde genommen gerechter Haß gegen die Zigeuner läßt mich so Manches befürchten. Uebrigens ist Ihre und des Herrn Pfarrers Gegenwart bei unserer kranken Freun=

din dringend nothwendig... Gedenken Sie sich lange in Foix aufzuhalten?«

»Nur noch wenige Tage,« antwortete der Abbé, »es wäre denn, daß sich der Zustand unserer Kranken sichtlich verschlimmerte... Wichtige Amtsobliegenheiten rufen meinen Neffen und mich nach Vic d'Essos zurück.«

»Was kann es wohl für mich Wichtigeres geben, als Antoniens Schicksal?« sagte Valentin mit Leidenschaft; »oh, wie glücklich, wie stolz bin ich, ihr endlich ihren Familiennamen wiedergeben zu können. Ich brenne vor Ungeduld, es ihr mitzutheilen.«

»Seyen Sie auf Ihrer Hut, Norbert,« sagte Montes mit trauriger Miene; »den fürchterlichen Ausspruch des Arztes sollten Sie ebenso gut im Gedächtnisse behalten, als ich: die geringste Unvorsichtigkeit kann das arme Mädchen um ihren Verstand, oder ums Leben bringen.«

»Das ist wahr, mein Gott, das ist wahr!... Ich muß mir sogar die Freude versagen, ihr unsere Hoffnungen mitzutheilen!«

»Bringen Sie ihr auch noch dieses Opfer; eines mehr darf Ihnen nicht schwer fallen und vielleicht wird sie Antonia, sobald sie wieder gesund geworden, reich und glücklich ist, alle auf ein Mal zu erkennen wissen.«

Diese in einem geheimnißvollen Tone ausgesprochenen Worte machten Valentin erröthen.

»Was wollen Sie damit sagen, Herr von Villareal,« stammelte er.

»Nichts, als daß Ihnen Antonia von Villareal sehr vielen Dank schuldig ist und daß ihr Vormund in einer großen Verlegenheit seyn wird, sich für Ihre außerordentlichen Dienste erkenntlich zu bezeigen, wenn sie ihn nicht ein wenig unterstützt... Ihr vortrefflicher Onkel versteht mich ganz gut... Und nun leben Sie wohl, meine theuern Freunde! Auf baldiges Wiedersehen.«

Er drückte den beiden Norbert die Hand und ging mit seinem Begleiter zum Garten hinaus.

Die letzten Worte des Capitains hatten den jungen Ingenieur außerordentlich verwirrt gemacht.

»Mein theurer Onkel,« flüsterte er, indem er dem Greise um den Hals fiel; »was wollte er damit sagen? Ich wage es nicht zu glauben... ich wage es nicht zu hoffen....«

»Er hat errathen, was ich selbst errathen habe,« bemerkte der Pfarrer mit einem Lächeln.

»Und was haben Sie errathen?«

»Daß Du Antonien liebst.«

»Und Sie tadeln mich nicht meiner Kühnheit wegen? Ich der arme, von einer edlen Familie mit Wohlthaten überhäufte Plebejer wage es meine Augen zu einer reichen Erbin zu erheben!... Der Chevalier von Villareal hätte mich das ganze Gewicht seiner Verachtung fühlen lassen sollen!«

»Im Gegentheil, mein Freund, er scheint deine Gefühle zu billigen.«

»Und Sie, mein Onkel?«

»Ich?... Ich möchte Dich gerne glücklich sehen, Valentin.«

Der junge Mann drückte seinen väterlichen Freund mit Innigkeit an sein klopfendes Herz.

»Armer Junge! Hoffe nicht zu früh,« sagte der Priester mit einem Seufzer; »Gott braucht so wenig Zeit, um am heitersten Himmel Gewitterwolken zusammen zu ziehen.«

XIV.

Während sich das eben Erzählte im Kloster zu Foix ereignete, fuhr der im vorigen Capitel besprochene Wagen mühsam einige Lieues den von der genannten Stadt gelegenen Berg hinan.

Der Gastwirth hatte das elende Aussehen des Fuhrwerkes nicht übertrieben. Der Wagen war mit einer abgenützten Wachsleinwand überzogen; das Maulthier und der Esel, die ihn fortbrachten, zeigten trotz ihrer rothen Federbüsche und der Schellen, mit denen sie nach catalonischer Weise behängt waren, sehr wenig Stolz und Feuer. Der Charlatan ging zu Fuße, um es den armen Thieren leichter zu machen, und sparte die Peitschenhiebe nicht, um sie anzutreiben; allein die armen athemlosen, vor Staub und Hitze verschmachtenden Thiere konnten nicht einmal im gewöhnlichen Schritte auf dem steilen, vielfach gekrümmten Fahrwege vorwärts kommen.

Diese Langsamkeit schien die eine der im Wagen befindlichen Personen zur Verzweiflung zu bringen. Alle Augenblicke wurde ein Frauengesicht am Wagenfensterchen sichtbar, um zu sehen, ob die Flüchtlinge nicht verfolgt würden. Der Wagenlenker selbst sah sich häufig um und untersuchte den Hintergrund des bereits zurückgelegten Weges. Dann und wann blickte er nach einem mit Korkeichen und Buchen bewachsenen Engpasse, in den die Straße einmündete, und dann wieder nach der Sonne, gleichsam um zu berechnen, ob es möglich sey, diesen Zufluchtsort noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Inzwischen schienen die

angestellten Betrachtungen zu keinem beunruhigenden Ergebnisse geführt zu haben, denn er pfiff ganz wohlgemuth die Weise eines Maulthiertreiberliedes vor sich hin.

Das eben erwähnte Individuum sah beiläufig so aus, wie es der Wirth zu den zwei Kronen beschrieben hatte. Er trug wirklich einen rothen Rock und einen mit Hahnenfedern geschmückten Hut; die beiden Gegenstände schienen ehedem einem in der Schlacht bei Toulouse gebliebenen brittischen Offizier angehört zu haben. Ein gleichfalls uniformartig zugeschnittenes Beinkleid und schwere mit Nägeln beschlagene Schuhe vervollkommneten dieses Costume, dessen Pracht theilweise unter einem Gebirgsmantel verschwand. Allein der ungeheure Schnurbart, welcher die Aufmerksamkeit des Wirthes von vorneherein gefesselt hatte, war plötzlich unsichtbar geworden und diesem Umstande verdanken wir es wohl, daß wir in dem rothfrackigen Quacksalber unsern alten Bekannten Jeandot Perez oder besser gesagt den Zigeuner Viroben wieder erkennen.

Zwei Frauenzimmer saßen im Rücktheile des Wagens. Das eine war jenes unartige, durch nichts zu bändigende Mädchen, welches Villareal den beiden Norbert als seine Nichte vorgestellt hatte; das andere war die Gefährtin des Charlatans, welche bei der Flucht der jungen Amazone eine so wichtige Rolle gespielt hatte. Sie hatte alle Anzeichen der Zigeunerrace an sich: schwarzes Haar, eine dunkle Gesichtsfarbe und lebhafte etwas stiere Augen. Sie war etwa fünf und dreißig Jahre alt, und wiewohl die Schönheit der Zigeunerinen in diesem Alter in der Regel schon verwelkt ist, so hob doch ihr abenteuerlicher Anzug einige Ueberbleibsel von Jugendfrische hervor. Ein mit Falben besetztes Kleid, eine Mantille von falschem Spitzengrund, ein Kranz von künstlichen Blumen der unter einem haubenförmig umgebundenen durchlöcherten Taschentuche hervorsah, zeigten von einer gewissen Koketterie, die vielleicht nur eine nothwendige Folge ihrer Beschäftigung

war, welche vor Allem verlangte, daß sie die Aufmerksamkeit der Leute rege machte. Doch ungeachtet dieses närrischen Anzuges, war das arme Geschöpf augenscheinlich der tödtlichsten Angst preisgegeben. Ganz blaß und voll Unruhe hatte sie ihren Arm um das junge Mädchen geschlungen, welches neben ihr auf der harten Wagenbank saß, und große Thränen entquollen ihren Augen.

Ihre Gefährtin hingegen schien ihre Unruhe keineswegs zu theilen und über die Zärtlichkeit der Saltarella sogar ärgerlich zu seyn. Sehr oft stieß sie sie mit einer schlechtverhehlten Ungeduld zurück; noch öfter schlug sie bei irgend einem Schreckensrufe der Zigeunerin eine höhnische Lache auf. Nach solchen Kundgebungen trocknete sich dann die Letztere die Augen und versuchte es, ihre Angst zu verbergen.

Einmal jedoch, wo der Charlatan stehen geblieben war, um einen am Fuße des Berges in einer Staubwolke sichtbar gewordenen Reiter zu beobachten, konnte sich die Saltarella nicht beherrschen.

»Ist er es?« frug sie mit halberstickter Stimme.

»Ich glaube nicht,« versetzte Viroben ruhig, »er wird einige Zeit gebraucht haben, um Zerbinens Flucht zu bemerken, und sich ein Pferd zu verschaffen, um sich nach dem von uns eingeschlagenen Wege zu erkundigen... Es wird spät werden, ehe er Foix verlassen kann, wir werden schon weit weg seyn ... und ich will über den herrlichen Streich, den wir ihm durch Zerbinens Entführung gespielt, ins Fäustchen lachen.«

»Du lachst, Viroben, weil Du denjenigen nicht kennst, von dem Du sprichst; allein ich, die ich ihn besser kenne, ich zittere.«

»Ich ihn nicht kennen! Wo denkst Du hin, Saltarella; habe ich ihn nicht am Montcalm nach dem armen wilden Mädchen so kaltblütig schießen sehen, als gelte es einem Auerhahn? Und wie er mich dann in Ver-

legenheit brachte! Bei der heiligen Jungfrau von Heas! einen Augenblick hatte er mich selbst überzeugt, ich habe das Verbrechen begangen. Oh ich kenne den Burschen, er ist eben so boshaft als schlau... Allein dadurch, daß er den Strick zerschnitt, der mich festhielt, bewies er mir, er habe seine Gründe, mich nicht zum Aeußersten zu treiben.«

»Versuche es nicht, Dich mit ihm in einen Kampf einzulassen, Viroben; glaube mir, er ist der Stärkere. Heiliger Gott! wenn er mir meine Zerbine wieder entreißen wollte!«

Bei diesen Worten fing sie zu schluchzen an.

»Wahrhaftig, Saltarella, Du bist sehr feige... Was sollen alle diese Jeremiaden! Bist Du nicht Zerbinens Mutter? Es wäre schwerer zu bestimmen, wer ihr Vater ist; denn als Du Dich vor fünfzehn Jahren meiner Bande anschlossest, trugst Du schon das Kind auf dem Rücken, und seit jener Zeit beobachtest Du über den Vater desselben ein unergründliches Schweigen. Dem sey wie ihm wolle, deine Tochter ist deine Tochter und Niemand hat das Recht, sie Dir wegzunehmen.«

»Und doch wird er mir sie wieder entreißen, wenn es ihm beliebt ... Du weißt gar nicht, wie unerbittlich er ist!«

»Warum ließest Du Dir das Mädchen zum ersten Male nehmen, wenn Du es so lieb hast, Du Närrin?«

»Er versprach mir, sie reich und glücklich machen zu wollen; dann machte er mir wegen des Vorfalles im Römerhause Angst vor den Gerichten, endlich wendete er noch andere Mittel an, die ich nicht enthüllen darf. Ich entschloß mich daher, ihm meine Tochter zu überlassen und nach Spanien zu entfliehen. Damals glaubte ich, es würde mir möglich seyn, fern von meinem Kinde zu leben; doch trotz des vielen Geldes, das er mir gegeben hatte, konnte ich es nicht aushalten. Ich verzehrte mich vor Schmerz

und langer Weile, als ich Dich zufällig traf; es war mein sehnlichster Wunsch, wieder nach Frankreich zu gehen, und darum nahm ich auch deinen Antrag, Dich zu begleiten und Dir bei deinem Gewerbe behilflich zu seyn, gerne an. Wir kamen nach Foix und im Augenblicke, wo ich mich dessen am wenigsten versah, erblickte ich meine Zerbine am Fenster des Gasthofes. Ich rief sie und sie kam sofort zu mir, denn sie liebt mich noch immer. Nicht wahr, Zerbine?« fügte sie mit einem neuen Ausbruche von Zärtlichkeit hinzu, indem sie das junge Mädchen mit Küssen bedeckte, »Du liebst mich, Du willst mich nicht wieder verlassen und in der Stadt wohnen?«

»Gewiß nicht,« erwiederte Zerbine trocken, und ohne die Zärtlichkeiten ihrer Mutter zu erwiedern; »es gefiel mir durchaus nicht bei dem Menschen. Ich durfte mich nicht rühren; er überhäufte mich mit Ermahnungen, die ich nicht verstand. Er ließ mich weder ausgehen, noch singen, noch tanzen, noch Castagnetten spielen. Ich mußte immer diese abscheulichen langen Kleider tragen und war nicht so hübsch, wie sonst als Zigeunerin.«

»Du sollst es wieder werden,« rief die Mutter mit Wärme aus, »und wo wir immer durchziehen werden, sollen sich die Leute vor den Häusern versammeln, um Dich zu bewundern... Du erinnerst Dich noch des Gazekleides mit silbernen Fransen, das Du in Sevilla am Feste des heiligen Dominik trugst? Alle Spazirgänger am Hauptplatze klatschten Dir Beifall zu, als Du zu tanzen anfingst.... Nun denn, mein Kind, ich werde Dir gerade so ein Kleid, ja ein weit kostbareres machen lassen und Du sollst auch ein mit Perlen gesticktes Haarnetz bekommen; ich werde Dir noch eine mit vergoldeten Schellen gezierte baskische Trommel verschaffen und hier hast Du deine Castagnetten, die ich stets als eine heilige Reliquie aufbewahrt hatte, da ich Dich nicht mehr wieder zu sehen hoffte.«

Bei diesen Worten zog die Zigeunerin einen in einen seidenen Lappen eingewickelten Gegenstand aus ihrem Busen.

Das junge Mädchen griff hastig darnach, steckte die Castagnetten an die Finger und ließ sie mit kindischer Freude aneinanderschlagen.

»Ja, ja, Du sollst mit uns recht glücklich seyn,« fuhr die Saltarella fort; »ich und Biroben wir werden Dir in nichts hinderlich seyn... Also, meine theuere Zerbine, wenn uns Montes verfolgt, wenn er uns erreicht, wirst Du Dich weigern ihm zu folgen?«

»Gewiß,« erwiederte Zerbine, indem sie die Weise des Fandango mit ihren Castagnetten ausführte.

»Und wenn er böse wird, wenn er droht, wenn er Gewalt brauchen will?«

»Habe ich nicht mein Messer?« versetzte die junge Zigeunerin, indem sie ihre Arme mit Anmuth bewegte, gleichsam als tanze sie.

»Dein Messer!« rief die Saltarella erblassend aus. »Gegen ihn? Ach wenn Du wüßtest...«

»Was soll das heißen? Er wollte den Leuten weiß machen, ich sey mit ihm verwandt; allein das ist nicht der Fall und bald hätte ich es all den Spießbürgern laut gestanden, die seine Geschichten für baare Münze nahmen, denn ich lüge nicht gern, es ist so feig... Mag er übrigens mein Verwandter seyn oder nicht, ich werde es auf keinen Fall dulden, daß er mich gefangen halte.«

»Sprich nicht so, meine Tochter, sprich nicht so,« sagte die Saltarella zitternd, »frage mich nicht um die Ursache, aber ich und Du wir sind diesem Manne besondere Rücksichten, ja Hochachtung schuldig.«

»Hochachtung!« wiederholte Zerbine mit einem verächtlichen Lächeln; »was ist das?«

»Höre, Saltarella,« begann Biroben, welcher der ganzen Unterredung aufmerksam zugehört hatte;

»es ist in mir ein Verdacht rege geworden und je weiter wir vorwärts kommen, desto gegründeter erscheint er mir ... Du kennst diesen Montes schon seit langer Zeit und standest gewiß schon vor dem Tage, wo Du ihm deine Tochter anvertrautest, in näherer Beziehung zu ihm?«

»Was geht Dich das an, Viroben? Es handelt sich doch nicht um deine Angelegenheiten?«

»Im Grunde genommen hast Du recht,« versetzte der Zigeuner mit Gleichgiltigkeit; »indessen finde ich es durchaus nicht nothwendig, daß Du den Namen Viroben so oft und so laut nennst... Niemand weiß, wo manchmal so ein Gensd'arme steckt... Uebrigens trage ich für den Augenblick einen andern Namen, ich heiße Senor Bustamente und bin außerordentlicher Leibarzt des Kaisers von Brasilien. Vergiß es nicht und gib mir nicht wieder jenen garstigen und gefährlichen Namen.... Meiner Treu Zerbinchen,« fuhr er mit einem freundlichen Lächeln fort, »wenn Du Dich recht gut aufführst, so werden wir ganz prächtige Geschäfte machen. Du wirst tanzen, ich werde mit Branntwein vermischtes Brunnenwasser als Balsam verkaufen, die Saltarella wird die Casse überwachen und Alles soll ganz gut gehen; wir werden unsere Taschen mit guten harten Thalern füllen, vorausgesetzt, daß uns die Regierung, die mir stets feindselig gesinnt war, nicht in dem schönen Erwerbe stört. Glücklicherweise hat man den Kaiser in vollem Ernst gestürzt und die armen Leute werden nun etwas Ruhe haben.«

»Geh, geh, Camerad,« versetzte die Saltarella mit einem Seufzer, »wir werden wegen des unglücklichen Vorfalles im Römerhause diesseits der Grenze keinen Augenblick sicher seyn... Wenn Du mir folgen wolltest, so gingen wir entweder nach Catalonien oder in's Andorrathal, wo wir nichts zu befürchten hätten.«

»Vor einigen Tagen sprachst Du nicht so von Spanien, Saltarella, von jenem Lande, wo man täg-

lich mit harter Noth zwei bis drei Realen zusammenklaubt: seit Du deine Tochter wiedergefunden hast, ist deine Ansicht eine veränderte geworden... Indessen magst Du vielleicht Recht haben; denn diese Gerichtspersonen sind eine wahre Landplage für das arme Frankreich... Uebrigens« fügte er mit leiser Stimme hinzu, »brauchten wir wegen dieses unglücklichen Ereignisses im Römerhause nicht weiter in Unruhe zu seyn, wenn Du sagen wolltest, was Du weißt.«

»Ich?... ich weiß nichts. Hast Du denn vergessen, daß ich in jenem Augenblicke nicht bei der Bande war?«

»Allerdings, allein Du kanntest den Schuldigen, jenen mit Ruß geschwärzten Mann, der sich »Kohlenbrenner« nennen ließ. Wir trafen ihn eine halbe Viertelstunde vom Römerhause, wo er sich zu uns gesellte und von Dir besonders gut aufgenommen wurde.«

»Das war ein Betrüger, ich kannte ihn nicht weiter,« versetzte die Zigeunerin in barschem Tone; »frage mich nicht weiter, ich weiß nichts, und sey still, wenn Du willst, daß wir Freunde bleiben.«

Bei diesen Worten drehte sie ihrem Gesellschafter den Rücken zu.

Während dieser Unterredung fuhr der Wagen immer weiter und näherte sich der in die Flanke des Berges führenden Felsschlucht; allein ungeachtet der Bemühungen des Kutschers wurde der Schritt der armen Mähren immer langsamer, und es schien unumgänglich nothwendig zu seyn, sie ein wenig ausschnaufen zu lassen. Bevor ihr Eigenthümer diesen Entschluß faßte, führte er die Hand zur Stirne, um sich vor den Strahlen der untergehenden Sonne zu schützen und prüfte neuerdings die Krümmungen der Straße. In der Entfernung von einer halben Viertelstunde ritt ein Mann in vollem Galopp den Abhang des Berges hinauf. Viroben oder wenn man will, Sennor Bustamente, da er in diesem Augenblicke so genannt

seyn wollte, machte eine bedeutsame Fratze und zeigte, ungeachtet seiner Prahlerei, eine leichte Blässe auf seinem gebräunten Gesichte.

»Das ist, meiner Treu, der Capitain Montes selbst,« sagte er zu seinen Begleiterinen.

Zerbine blieb ruhig, allein die Saltarella stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

»Laß den Wagen halten,« schrie sie; »wir wollen hier absteigen und uns im Gebüsche verbergen... ich könnte seine Gegenwart um keinen Preis vertragen.«

»Ist er denn wirklich so fürchterlich, Saltarella?... Doch auf jeden Fall wird es gut seyn, sich vorzusehen.«

Bei diesen Worten nahm er aus einem Kasten des Wagens eine alte Flinte heraus.

»Komm, komm, meine Tochter,« rief die Zigeunerin aus: »er bringt uns sonst um!«

»Ich bleibe hier,« sagte Zerbine in entschlossenem Tone; »ich fürchte mich nicht vor ihm...«

»Magst Du es wollen, oder nicht, es ist nicht mehr möglich, ihm auszuweichen, denn hier ist er schon!«

Die Nähe der Verfolgten hatte Montes mit frischem Eifer erfüllt. Er gab seinem unglücklichen, bereits ganz erschöpften Pferde ohne Unterlaß die Sporen und erreichte die Flüchtlinge am Eingange des Engpasses.

Bei dem Geräusch, welches sein Nahen verkündigte, drückte die Zigeunerin ihre Tochter fest an sich und verkroch sich im Hintergrunde des Wagens. Viroben hingegen legte seine Flinte mit einer herausfordernden Miene an.

Montes stellte sich mit seinem Pferde quer über die Straße und sperrte so dem armseligen Gespann den Weg ab. Dann warf er Viroben einen verächtlichen Blick zu und sagte:

»Also Du bist's, Du Taugenichts? Dachte ich mir's doch gleich.«

»Er hat mich erkannt,« rief der Zigeuner voll Verwunderung aus, indem er mit der Hand nach seinem Schnurbart fuhr, den er wieder befestigt hatte.

»Glaubst Du vielleicht, die elenden Roßhaare die Du Dir da angeklebt hast, reichten hin, dein Spitzbubengesicht unkenntlich zu machen?... Stelle deine rostige Flinte bei Seite, erbärmlicher Feigling, mit Dir habe ich vorderhand nichts zu schaffen.«

Er stieg ab und näherte sich dem Wagen, in welchem die Saltarella ein herzzerreißendes Geschrei ausstieß.

»Still, still! Ihr dummen und undankbaren Geschöpfe; glaubt Ihr unsere Lage sey nicht ohnedies kitzlich genug, daß Ihr noch alle Leute in der Nähe herbeirufen wollt?... Oh! Ihr seyd also ungeachtet meiner Befehle nach Frankreich zurückgekehrt? Das wird Euch bald sehr schlecht bekommen.«

Selbst Viroben wurde durch diese bestimmte Redeweise in Angst versetzt.

»Sagen Sie doch, Sennor Montes,« frug er, »laufen wir denn wirklich irgend eine Gefahr?«

»Wie! Ihr habt die Unklugheit begangen, Euch in der Stadt Foix sehen zu lassen und Ihr bildet Euch ein, nicht bemerkt, nicht erkannt worden und gegen gerichtliche Verfolgung sicher zu seyn?«

»Teufel, wenn es so ist... Ich hielt mich für so gut verkleidet!«

»Oh, ist denn nicht dein räudiger Esel, den Du überall mitschleppst hinreichend, Dich zu verrathen? Und dann ist dieser kleine Teufel dumm genug, den Namen der Saltarella auf offener Straße auszurufen! Habt Ihr denn den Verstand verloren, oder auf Eure alten Verwicklungen mit den Behörden ganz vergessen?«

»Wenigstens,« stotterte Viroben, »weiß dort unten Niemand, wo wir uns befinden?«

»Niemand, mit Ausnahme des geschwätzigen Wir-

thes, der Zerbinens Abenteuer der ganzen Stadt erzählen wird... mit Ausnahme des Ingenieurs Norbert, der alle Zigeuner, und insbesondere Dich und die Saltarella lieb hat.«

»Barmherzigkeit! Der junge Tollkopf wird uns eine Legion Gens'd'armen nachsenden, die uns in einem Nu beim Schopfe haben werden!«

»Meinetwegen,« sagte die Saltarella mit kläglicher Stimme, »man mag uns festnehmen, wenigstens wird man mich nicht von meiner Tochter trennen.«

»Zum Teufel, glaubt ihm doch nicht!« sagte Zerbine verächtlich, »er lügt wieder, er lügt immer, denn das ist so seine Art; er glaubt uns Furcht einflößen zu können.«

Villareal warf dem kecken Geschöpfe einen zornigen Blick zu.

»Sagen Sie mir einmal, Sennor,« versetzte der Zigeuner, sich hinter den Ohren kratzend, »nicht wahr, Sie möchten uns, nemlich mich und die Saltarella, gerne drüben in Spanien wissen? Wohlan denn, lassen Sie uns ruhig weiter ziehen und wir wollen bald über der Grenze seyn. Was die Kleine anbelangt, so halte ich sie nicht zurück; sie wollte mit uns gehen und wenn sie mit Ihnen zurückkehren will...«

»Das will ich nicht!« versetzte Zerbine trocken.

»Ueber die Grenze!« wiederholte Montes; »weißt Du denn nicht, daß alle Engpässe in diesem Augenblicke von bewaffnetem Volk, von regulären französischen und spanischen Truppen besetzt sind? Man wird Euch festnehmen und vielleicht auch als Spione erschießen, vorausgesetzt, daß man Euch in dem einen oder in dem andern Lande nicht der Gerechtigkeit überliefert.«

Diesmal verlor selbst der muthige Zigeuner die Fassung.

»Heilige Jungfrau! Mein guter Herr,« sagte er leise

wimmernd, »was soll aus uns werden? Ich bin ein ruinirter Mann ... meine Geschäfte ließen sich so gut an! Jetzt verliere ich Alles auf einmal.«

Montes schien sich einen Augenblick an seiner Angst zu weiden.

»Höre mich an, Viroben, und auch Ihr eigensinnigen Weiber,« hob er endlich an; »hätte ich meinem Zorne gegen Euch die Zügel schießen lassen, so hätte ich ruhig zugesehen, wie Ihr herumstreicht, bis Ihr mit einem Male für alle Eure Missethaten zu büßen hättet ... Allein es liegt in meinem eigenen Interesse, daß man Euch nicht zu sehr in die Karten gucke, versteht Ihr mich wohl? Und nur aus dieser einzigen Rücksicht will ich Euch vor den Folgen Eurer Unbesonnenheit bewahren ... Ich werde Euch daher in einem sichern Versteck verbergen, wo Euch Niemand suchen wird. Dort mögt Ihr abwarten, bis die Grenze frei ist; sobald dies der Fall ist, werde ich Euch selbst nach dem ersten catalonischen Thale bringen ... Und wenn Ihr es dann noch einmal wagt, den französischen Boden zu betreten, so werde ich, ich schwöre es Euch, Mittel finden, Eure Kühnheit zu bestrafen.«

Dieser Vorschlag wurde mit allgemeinem Mißtrauen aufgenommen.

»Hm!« brummte Viroben, »was mag wieder dahinter stecken?«

»Es ist eine Falle,« sagte Zerbine achselzuckend.

»Er spricht nicht davon, mir mein Kind zu entreißen!« dachte die Saltarella.

»Die Sache ist abgemacht,« fuhr der Chevalier von Villareal fort; »höre, Freund Viroben, thue mir einmal den Gefallen, ein wenig bei Seite zu treten, während ich mich mit diesem Frauenzimmer bespreche ... Sofort werde ich Dir eröffnen, was ich von Dir erwarte, damit Du deine Mußestunden bis zu deiner Abreise nach Spanien ausfüllst; allein ich sehe es nicht gern, wenn

deine langen Ohren meine Worte zu erspähen suchen ... Und Ihr, Ihr albernen Geschöpfe, steigt aus und rechtfertigt Euch wegen des mir gespielten Streiches.«

»Ich will nicht absteigen!« sagte Zerbine.

»So bleibe sitzen, eigensinniges, unbezähmbares Mädchen!« sagte Montes in zornigem Tone; »zunächst habe ich nur mit deiner Mutter zu sprechen... Sie wird sich hoffentlich diesen Befehl nicht wiederholen lassen.«

»Ich werde Ihnen gehorchen, Montes,« sagte die Saltarella, »und Sie mögen mich züchtigen, wenn Sie wollen; allein versprechen Sie mir nur, mir meine Tochter lassen zu wollen.«

»Wer denkt daran, Dich zu züchtigen? Wem fällt es ein, Dir deine Tochter nehmen zu wollen?« sagte der Capitain mit wachsender Ungeduld; »meine Absichten haben sich geändert, Ihr mögt zusammen leben und sterben ohne daß ich Euch fortan daran hindern werde... Komm herunter, ich habe mit Dir zu sprechen.«

Die Saltarella leistete weiter keinen Widerstand und Montes nahm sie beim Arme und zog sie rasch mit sich fort.

Die Sonne ging eben unter und kaum beleuchteten ihre letzten Strahlen noch die Gipfel der am Wege stehenden Korkeichen. Große grüne Käfer summten auf der staubigen Straße herum. Auerhühner krähten von den Bäumen herunter, wo sie sich für die Nacht einen Ruheplatz ausgesucht hatten. Villareal und die Zigeunerin gingen etwa fünfzehn Schritte abseits von der übrigen Gesellschaft; das Schweigen und die Einsamkeit schienen in ihnen düstere Erinnerungen wach zu rufen. Da Montes noch immer schwieg, so sagte die Saltarella mit einiger Wehmuth:

»Schon lange war ich Ihnen nicht so nahe, Montes... seit jener Zeit, wo ich noch die Hütte des ehrlichen Giuseppe Eserle nicht weit von Gonac bewohnte. Ich hatte die Milchwirthschaft meines Herrn über

mich und nie lief wohl ein fröhlicheres und glücklicheres Mädchen im Gebirge herum. Ich hatte mich an die stille Lebensweise der braven Leute, die mich in meiner Kindheit aufgenommen, bereits gewöhnt. Ich würde vielleicht dieses ruhige Haus nie verlassen haben, wenn ich Sie nicht getroffen hätte... Sie irrten damal arm und elend in der Nachbarschaft umher; ich dachte nicht daran, daß Sie einem höhern Stande angehören könnten und Sie schienen sehr zu beklagen zu seyn... Ich liebte Sie und brachte einen armen Mann zur Verzweiflung, der mich vielleicht mehr liebte, als Sie.«

»Zu was das Andenken an diese Kindereien heraufbeschwören?« bemerkte Montes ganz zerstreut.

»Diese Ereignisse kommen mir ins Gedächtniß zurück, da ich Sie mir so nahe sehe und die Erinnerung davon ist mir sehr angenehm, wiewohl den Freuden sehr bald die bittersten Leiden folgten . . . Ich war in der Hoffnung . . . mein Dienstherr, der mich bis dahin sehr gut behandelt hatte, jagte mich ohne Erbarmen fort; ich mußte mich einer Zigeunerbande anschließen, denn Sie waren plötzlich verschwunden und ich glaubte mich ganz verlassen. Erst später, bei einer schrecklichen Veranlassung sah ich Sie wieder . . .«

»Sage mir einmal, Saltarella, hast Du vor Zerbinen, vor unserer Tochter nie etwas davon erzählt?«

»Niemals . . . ich hatte mich stets Ihren Befehlen unterworfen . . . Zerbine weiß es nicht, daß sie einen reichen adeligen Vater hat, der sie hätte zu einem hohen Range in der menschlichen Gesellschaft berufen können!«

»Ist es meine Schuld, wenn es nicht geschehen ist?« unterbrach sie Montes mit Heftigkeit; »hast Du nicht mit deiner ungehobelten Tochter den schönsten Plan zu nichte gemacht, den ich je gefaßt hatte? Hat es von mir abgehangen, den Namen und das Vermögen der Familie

Villareal auf dieses eigensinnige Kind zu übertragen?«

»Wohl, wohl, ich weiß es, Sie erinnerten sich ihrer in dem Augenblicke, wo Sie sie Ihrer persönlichen Interessen wegen brauchten. An jenem Tage suchten Sie das Mädchen in dem Gefängnisse auf, in welches man uns Beide geworfen hatte, da wir ohne Brot und ohne Obdach waren. Dann zwangen Sie mich auszuwandern, um auf meine Tochter einen unumschränkten Einfluß auszuüben. Sie haben es heute gesehen, daß Sie von ihr und von mir zu viel verlangt hatten. Sie ist mir gefolgt, sie will mich nicht mehr verlassen . . . Vielleicht hat sie es auch nicht vergessen, daß ich es vor Ihrer unvermutheten Rückkehr allein war, die sie liebte und beschützte. Arme Zerbine! in ihrer Kindheit trug ich sie bei weiten und beschwerlichen Märschen auf dem Rücken, ich flehte für sie die öffentliche Mildthätigkeit an, wenn ich ihr selbst nichts mehr geben konnte. So kam es, daß wir einmal sogar das Mitleid Ihres Bruders rege machten...«

»Genug,« unterbrach sie Montes mit Härte, »ich habe Dir keine Vorwürfe gemacht, ich will daher auch keine von Dir hören . . . Es genügt mir, daß deine Tochter nichts von der Vergangenheit weiß, denn ihre Kühnheit flößt mir, ich will es nicht läugnen, ernste Besorgnisse ein . . . Doch das ist nicht Alles,« fuhr er, auf die Zigeunerin einen durchbohrenden Blick heftend fort, »hast Du diese und vielleicht noch wichtigere Geheimnisse irgend Jemanden Andern auf der Welt entdeckt?«

»Wem denn, Du lieber Himmel?«

»Je nun, zum Beispiele dem Spitzbuben der da hinter uns steht. Er ist jetzt dein Gefährte und dein Gesellschafter und vielleicht auch . . .«

»Stille,« sagte die Saltarella weinend, »das ist nicht der Fall, das ist unmöglich; nur Mangel und Elend brachten mich zu diesem Manne. Weil ich eine arme

Zigeunerin bin, Montes, die Ihnen ihre Ehre, ihr Daseyn und dasjenige ihres Kindes zum Opfer brachte, haben Sie darum das Recht mich zu beschimpfen?«

»Genug Saltarella,« fuhr Montes in einem sanftern Tone fort, »Du bist stets ein gutes Geschöpf gewesen, allein ich dachte . . . doch still davon. Dieser Viroben ist schon ohnedies zu sehr in meine Angelegenheiten eingeweiht, als daß ich nicht Ursache haben sollte, ihn zu fürchten; doch da er die Hauptsache nicht weiß, so will ich es noch einmal wagen, mich seiner zu bedienen, denn der Bursche ist kühn und verschmitzt.«

»Was wollen Sie noch thun, Montes,« frug die Zigeunerin im furchtsamen Tone, »ist Ihr schrecklicher Haß noch nicht gestillt? Sie, der Sie ohne Obdach waren, von der Jagd und vom Schwärzen lebten als ich Sie kennen lernte, sind Sie nicht in diesem Augenblicke der Besitzer eines großen Vermögens?«

»Das ist nicht ganz der Fall, Saltarella. Wie ich es Dir bereits einmal auseinander gesetzt habe, kann ich über dieses Vermögen durchaus nicht nach meinem Belieben verfügen . . . Da der Tod der Erbin meines Bruders Ferdinand bis jetzt noch nicht erwiesen werden konnte, so bin ich nur zum Nutzgenusse der Verlassenschaft berechtigt und es ist mir nicht gestattet, dieselbe ganz oder zum Theile nach Willen zu verwenden oder zu veräußern . . . Um zum vollständigen Besitze des Vermögens zu gelangen, hatte ich die Absicht, Zerbinen für meine Nichte gelten zu lassen und mit einiger Beharrlichkeit wäre es mir gewiß gelungen, diesen Plan zu Ende zu führen. Dann hätte ich sämmtliche liegende Güter verkauft und wir wären nach Spanien gezogen, um dort fern von allen Plackereien ein ruhiges und angenehmes Leben zu führen . . . . . Doch lassen wir die Vergangenheit aus dem Spiele. Fortan will ich mit größerer Sicherheit zu Werke gehen . . .«

»Auf welche Weise, Montes? Setzen Sie genug Vertrauen in mich, um mir Ihre Absichten mitzutheilen?«

»Warum nicht, Saltarella? Diesmal sind dieselben ganz ehrenhafter Natur und ich kann sie ganz laut gestehen. Ich will nemlich meine wirkliche Nichte rechtsgiltig anerkennen.«

»Wäre es möglich, Montes? Sie wollten endlich das an dem armen Kinde begangene Unrecht wieder gut machen? Oh! das wäre ein herrlicher Gedanke, durch dessen Ausführung Sie viele Fehltritte abbüßen würden.«

»Nur ruhig, tugendsame Saltarella! Wie Du rasch vorgehst, meine Theure! Allerdings werde ich jenes junge Mädchen als meine Nichte anerkennen; doch werde ich dies, wohlverstanden, mit der Gewißheit thun, daß ich sie binnen kurzer Zeit beerben werde.«

»Wie, Montes,« frug die Zigeunerin mit Schaudern, »wollten Sie es noch einmal versuchen . . .«

»Nein, nein, der Plan war schlecht, denn er führte zu keinem günstigen Ergebniß und ich habe darauf Verzicht geleistet . . . Heute haben sich die Verhältnisse mehr zu meinen Gunsten gestaltet. Ein gewisser Ausspruch eines vortrefflichen Arztes hat mich mit den freudigsten Hoffnungen erfüllt . . . Von jetzt in einem Monat bin ich der unumschränkte Eigenthümer des ganzen Vermögens.«

»Und Ihre Nichte, Montes?«

»Ist entweder wahnsinnig oder todt.«

»Doch wenn Sie nicht die Absicht haben, Ihr etwas zu Leide zu thun . . .«

»Bah! Du verstehst nichts von gewissen Sachen . . . Ein letztes Wort noch . . . Wenn ich mich nun genöthigt sehe Viroben bei der Ausführung meines Planes zu verwenden, glaubst Du wohl, er sey im Stande mich zu verrathen?«

»Hüten Sie sich vor ihm.«

»Du behauptest doch, er wisse nichts.«

»Nichts, Montes, nichts, außer dem, was er selbst sah, und vielleicht ist schon das zu viel.«

»Wenn ich zu wählen hätte, würde ich ihn wahrscheinlich nicht zu Hilfe nehmen, denn er könnte mir am Ende doch gefährlich werden. Doch seine ganz eigenthümliche Stellung zu den Ereignissen, bei denen wir insgesammt betheiligt sind, gibt mir einige Bürgschaft für seine Verschwiegenheit . . . Ich werde ihn auf eine geschickte Art ausforschen . . . Du nimmst deinen Platz im Wagen bei deiner Tochter wieder ein, und kannst ganz ruhig seyn; Niemand wird euch in eurer Lebensweise stören, vorausgesetzt, daß ihr mich nach meiner Art handeln lasset.«

Die Saltarella gehorchte mit gewohnter Unterwürfigkeit und stieg in den Wagen, wo Zerbine inzwischen eingeschlafen war. Der Capitain trat nun zu Biroben, der bei seinem Gespann stand und heimlich ein Liedchen vor sich hinsummte.

»Nun, Sennor Bustamente,« begann er in einem familiären und spöttischen Tone, »wir scheinen bestimmt zu seyn, einander schlimme Streiche zu spielen. Du hast indessen keine Ursache, Dich über den Ausgang deines Abenteuers von Montcalm zu beklagen; ich schnitt deinen Strick hurtig entzwei und Oliba, der Knecht des Wirthes, bemerkte nichts davon.«

»Freilich wohl, aber Sie ließen mir auch eine Kugel am Kopfe vorbeisausen,« erwiederte der Zigeuner mit grollender Miene; »übrigens hatten Sie mir auch noch eine Menge Missethaten zur Last gelegt, so zwar, daß mich die Bauern und der junge Herr Norbert todt schlagen wollten . . . Hätten Sie mich nur darauf vorbereitet! Aber so mußte ich mir Prügel und Schimpfreden gefallen lassen, ohne recht zu wissen warum . . .«

»Und hast Du es vielleicht nicht versucht, mich dadurch in Verlegenheit zu bringen, daß Du die Geschichte

in deiner Weise erzähltest? Dein größter Fehler war der, Dich erwischen zu lassen . . . Indessen gestehe ich es gerne, Viroben, Jeandot, Bustamente oder wie immer dein jetziger Name lauten mag, daß ich Dir Unrecht gethan habe, was ich nun vom Herzen gerne wieder gut machen will.«

Der Zigeuner sah ihn von der Seite an.

»Ja, ja,« fuhr Montes fort, »wenn ich mich recht entsinne, so zwang man Dich, mir gewisse Quadrupel zurückzustellen, die ich Dir zu verrechnen habe . . . Hier hast Du einige davon, damit ich diese Ehrenschuld um eben so viel vermindere.«

Damit zog er einige Goldstücke aus der Tasche und reichte sie dem Zigeuner hin. Der Letztere ließ sie aus einer Hand in die andere gleiten und seine Augen leuchteten dabei vor Vergnügen.

»Ist das gutes spanisches Gold?« versetzte er voll Entzücken; »ach, mein Herr, das ist sehr schön von Ihnen! Sie sind, wie man zu sagen pflegt ein Mann von Wort und von Ehre . . . Wohlan, wahrhaftig! es thut mir leid, Ihnen heute diesen Streich gespielt zu haben.«

»Diese Goldstücke sind blos ein Vorschuß, Du wirst den Rest erhalten, sobald wir an einem schicklichen Orte angelangt sind. Doch das ist Alles nichts im Vergleiche zu der Belohnung, die Du erhalten sollst, wenn Du einen Auftrag, den ich Dir ertheilen werde, zu meiner Zufriedenheit ausführst.«

»Den Teufel auch! Ich wüßte wirklich nicht, was ich mir noch mehr wünschen sollte! Sehen Sie einmal den Wagen an, wie schmuck der aussieht, wie prächtig er sich auf seinen Federn schaukelt! . . . Und das kleine Maulthier, das mit meinem Esel zieht, was für ein schönes Gespann das gibt! . . . Als ich noch mit Zugpferden handelte, hatte ich nur selten schönere Thiere im Stalle stehen . . . Und das Alles gehört mir und ist von meinem

Gelde bezahlt! Ferners habe ich noch von einem Edelmanne aus dem Thale von Arrans das Recept zur Bereitung des wahrhaftigen Balsams von Tombuktu gekauft, der dreihundert zwei und fünfzig verschiedene Krankheiten heilt. Dazu habe ich noch prächtige Zeugnisse mit Unterschriften von Kaisern und Königen und Bleisiegel, so groß wie meine Hand... Damit, und mit meiner prachtvollen Generalsuniform, die, wie Sie sehen, noch ganz gut ist, muß ich mein Glück machen... Die Stadt- und Landleute werden mir ihre Thaler an den Kopf werfen.«

»Glaubst Du?« versetzte Montes mit einem Blicke voll Mitleid und Verachtung; »Du hoffst, die Tölpel mit deinem elenden von einem dämpfigen Gespann gezogenen Karren, und deiner fadenscheinigen Jacke zu blenden? Man wird sich über Dich lustig machen, trotz deines Balsams und deiner Unterschriften von Kaisern und Königen... Du mußt etwas besseres haben, Sennor Bustamente; was würdest Du zum Beispiel zu einer prächtigen, gleich einem Reliquienkästchen gemalten und vergoldeten Kalesche sagen, was zu einem Paar andalusischer Rosse, zu einer Regimentstambours-Uniform der ehemaligen kaiserlichen Garde, die vom Kopf bis zu den Füßen dergestalt mit goldenen Stickereien bedeckt wäre, daß Du Mühe hättest sie zu tragen?«

»Wenn sie mir nur die Zunge frei läßt!« rief der Zigeuner mit Enthusiasmus aus. »In drei Monaten bin ich reich genug um ein Viertheil des französischen Reiches zu kaufen.«

»Nun denn, das Alles sollst Du haben, wenn Du mir dienen willst.«

Der Zigeuner riß die Augen auf, als könnte er dieses Anerbieten nicht für Ernst ansehen; bald darauf zog er jedoch seine Stirne in finstere Falten.

»Sie werden mir wieder irgend eine schmutzige Geschichte aufbürden,« sagte er im verdrießlichen Tone;

»wenden Sie sich lieber an Jemand Andern, so etwas ist nicht meine Sache... Ich bin schon zu viel wegen Angelegenheiten gepeinigt worden, bei welchen ich durchaus nichts verschuldet hatte; warum sollte ich mich ein Mal freiwillig ins Unglück stürzen?«

»Du willst mich mit deinen Bedenklichkeiten zu einem höheren Anbote zwingen,« sagte Montes, ohne sich über die Vermuthung Viroben's beleidigt zu fühlen; allein ich gebe Dir mein Wort zum Pfande, daß Dir die Ausführung meines Antrages durchaus keine Verlegenheiten bereiten soll.«

»Wenn es so ist . . . Lassen Sie hören, was verlangen Sie von mir?«

»Es handelt sich noch immer um dieselbe Angelegenheit. . . Du sollst es mit dem wilden Mädchen zu thun bekommen.«

»Sie ist also nicht durch den gewissen Flintenschuß ums Leben gekommen?«

»Sie lebt noch, sie befindet sich in Foix in einem Kloster.«

»Wirklich! Man hat sie also gezähmt?«

»Es muß ein Mittel gefunden werden, sie von dort zu entführen und nach einem Orte zu bringen, den ich Dir bezeichnen werde.«

»Sie werden ihr doch nichts zu leide thun?«

»Noch einmal, nein . . . wenigstens nicht in dem Sinne, wie Du es meinst?«

»Ganz wohl, allein die Sache scheint mir nicht so ganz leicht zu seyn . . . Erstlich ist es nach Ihrer eigenen Aussage unmöglich, daß ich mich in irgend einer Stadt sehen lasse, ohne Gefahr zu laufen, erkannt zu werden.«

»Du kannst Dich so gut verkleiden! Du wirst eine Perücke aufsetzen, Dir das Gesicht bemalen . . .«

»Genug davon, das ist meine Sache... Aber wie

soll ich in's Kloster gelangen? Es muß ja dort hohe Mauern und eiserne Gitter geben?«

»Ich werde Dir die nöthigen Andeutungen zukommen lassen . . . Ich habe genaue Beobachtungen angestellt; nichts leichter als ins Marienkloster zu dringen.«

»In's Marienkloster?« wiederholte Viroben mit Lebhaftigkeit: »ist das nicht jenes Kloster, das am Flusse liegt?«

»Dasselbe!«

»Dann brauchen Sie sich über die Art und Weise wie ich hineingelangen kann, nicht weiter den Kopf zu zerbrechen,« sagte der Zigeuner mit Bestimmtheit; »ich nehme die ganze Sache auf mich!«

»Wie so?«

»Weil ich im Kloster selbst Bekannte habe.«

»Du?«

»Ja wohl; eine Zigeunerin von meiner früheren Bande ist dort Nonne, und soll sogar, wie man sagt, ein Muster der Frömmigkeit seyn.«

»Vortrefflich! allein deine ehemalige Gefährtin wird Dir kein Gehör schenken wollen.«

»Ich habe Mittel in den Händen, um ihr die Ohren zu öffnen. Sie mag noch so fromm thun, sie wird uns dennoch behilflich seyn, ich verspreche es Ihnen. Also Herr Capitain, es ist Alles abgemacht: Sie übergeben mir die Pferde, den Wagen, das goldgestickte Kleid, sobald ich das wilde Mädchen in Ihre Hände liefere?«

»Wohl, wohl, Du wirst Dich über mich nicht zu beklagen haben. Nur müssen wir unsern Plan wohl und reiflich erwägen, bevor wir daran denken ihn auszuführen.«

»Sie haben Recht, wir müssen uns Zeit nehmen, um unsere Vorkehrungen treffen zu können . . . Doch zum Henker!« frug Viroben, indem er sein Fuhrwerk anhielt, »wir gehen immer vorwärts, und Sie haben noch nicht gesagt, wo wir hin sollen.«

Die kleine Carawane hatte sich in der That im Verlaufe des Gespräches in Bewegung gesetzt und war nun am Ausgange des Engpasses angelangt. Dort theilte sich der Weg in zwei Ausästungen, deren eine in einen Thalkessel führte, während sich die andere in einem unermeßlichen Walde verlor.

»Hierhin,« sagte Montes, nach links zeigend.

»Ganz wohl, aber wohin gehen wir?«

»Nach jenem Zufluchtsorte, den ich Euch versprochen habe.«

Die Saltarella bog sich zum Wagen heraus.

»Montes,« sagte sie bestürzt, »wollten Sie es wirklich wagen . . .«

Ein energisches Zeichen verschloß ihr den Mund.

»Jedenfalls,« bemerkte Viroben mit einem mißtrauischen Blicke, »möchte ich wissen, wohin dieser Weg führt?«

»Nun denn,« antwortete Montes mit barscher Stimme, »er führt nach einer meiner Besitzungen . . . nach dem Römerhause . . . . Das Haus ist seit langer Zeit unbewohnt und seine Umgebungen sind ganz verödet; nur dort seyd Ihr gegen alle Nachforschungen vollkommen gesichert.«

Bei diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen.

»Nach dem Römerhause,« brummte der Zigeuner, indem er ein verdrießliches Gesicht schnitt, »eine jede andere Herberge wäre mir lieber gewesen . . . Die dort bringt nur Unheil.«

XV.

Voll Vertrauen in die guten Absichten des Chevaliers von Villareal, erwarteten die beiden Norbert in Foix das Ergebniß seiner Versprechungen. Indessen verging eine ganze Woche, ohne daß er etwas von sich hören ließ. Erst am achten Tage kam ein in aller Eile geschriebener, aus einer nahen Stadt datirter Brief an. Montes erklärte in unbestimmten Worten, seine Schritte bezüglich der Saltarella und ihrer Pflegetochter hätten noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt. »Ich bin nichts destoweniger entschlossen,« fügte er hinzu, »die interessante Schülerin des Marienklosters als meine Nichte selbst für den Fall anzuerkennen, wo es mir nicht gelingen sollte, die Zigeunerin zum Widerruf zu bewegen; indessen kann man, um künftigen Schwierigkeiten vorzubeugen, nie genug Beweise sammeln, da ein Act von solcher Wichtigkeit unantastbar seyn muß. Ich will daher meinen Zweck mit Beharrlichkeit verfolgen.«

Er schloß damit, Onkel und Neffen aufzufordern, seiner theuren Antonia alle mögliche Sorge angedeihen zu lassen und drückte die Hoffnung aus, die langen Leiden des armen Kindes würden bald zu Ende seyn.

Dieser Brief der, wie wir es sagen müssen, einzig und allein den Zweck hatte, Zeit zu gewinnen, machte indessen bei den Beschützern des jungen Mädchens keinen Verdacht rege. Valentin erschöpfte sich sogar in Lobes-

erhebungen über den unermüdlichen Eifer des Capitains von Villareal.

»Du bist dem Manne sehr geneigt,« sagte der Pfarrer mit einem boshaften Lächeln, »seitdem er Dir gewisse Hoffnungen gemacht hat. Hüte Dich, mein Freund, daß dein Urtheil nicht das Gepräge des augenblicklichen Eindruckes an sich trage. Indessen muß ich gestehen, daß die Bedenklichkeiten des Capitains nicht ungegründet sind. Die Rechte unserer Pflegebefohlenen müssen klar erwiesen seyn, und es ist gut, wenn alle möglichen Documente zusammengebracht werden, die im Stande sind, sie unantastbar zu machen. Ich schenke daher der Absicht des Chevaliers, in seinen Nachforschungen fortfahren zu wollen, meinen ganzen Beifall . . .«

»Wenn es so ist, lieber Onkel, warum sollten nicht auch wir uns Mühe geben, alle möglichen Beweise zu sammeln und auf diese Weise dem Chevalier seine mühsame Aufgabe zu erleichtern. Haben Sie denn unsere früheren Vermuthungen hinsichtlich des alten Giuseppe vergessen? Nun fällt mir auch noch ein äußerst wichtiger Umstand ein . . . Während meines Aufenthaltes am Montcalm erzählte mir der alte Hirt nicht ohne Rührung von einer Zigeunerin, welche lange in seinem Meierhofe gewohnt hatte und die er hatte heirathen wollen. Wäre es nicht möglich, daß er mit diesem Frauenzimmer noch jetzt in Verbindung steht und daß er durch sie in die Kenntniß der Ereignisse gelangte, auf die er anzuspielen schien? In diesem Falle könnte er uns ohne Zweifel werthvolle Aufschlüsse über die Saltarella und ihre Begleiterin geben.«

»Wirklich habe ich auch auf Giuseppe vergessen, lieber Valentin, oder vielmehr hielt ich seine Aussage nicht mehr für unumgänglich nothwendig. Aber Du hast Recht; vielleicht können wir von dieser Seite Aufklärungen erlangen, die im Stande sind, den Gang der Sache

zu beschleunigen . . . Wohlan denn! ich will diesen Greis aufsuchen und entweder durch Bitten oder durch Drohungen zum Geständniß bringen . . . Schon morgen reise ich ab.«

»Soll ich nicht lieber die Reise unternehmen, guter Onkel? Die Reise wird beschwerlich seyn, und wahrscheinlich werden Sie den Alten am Montcalm aufsuchen müssen; es ist also besser ich gehe.«

»Ist das dein voller Ernst, Valentin? Könntest Du ohne ein tiefes Bedauern die arme noch immer leidende Antonia verlassen? Uebrigens kannst Du ganz ruhig seyn; Giuseppe ist schon viel zu alt, um noch die ganze Sommerzeit auf dem Montcalm zubringen zu können; ich werde ihn ganz gewiß in seinem kleinen Häuschen in Suc finden . . . Endlich bist Du, damit ich es gerade heraus sage, viel zu lebhaft, viel zu ungestüm, als daß Du ihn zum Geständnisse bringen solltest; mein Alter und mein Gewand hingegen werden auf ihn einen Einfluß ausüben, dem er nicht gut widerstehen kann.«

Die beiden Norbert beschlossen einander stets von den laufenden Ereignissen in Kenntniß zu setzen und schon am nächsten Morgen reiste der Abbé, nachdem er sich von seiner Pflegebefohlenen beurlaubt hatte, nach Suc ab.

Der beunruhigende Gesundheitszustand Antonia's gab für Valentin's Verweilen in Foix einen hinreichenden Grund ab. Seit der von uns beschriebenen heftigen Scene hatte sich das junge Mädchen nie gänzlich erholen können und war in einen tiefen Trübsinn verfallen. Norbert brachte bei ihr alle jene Augenblicke zu, die er ihr nach den Regeln der Schicklichkeit widmen durfte; allein es war ihm nicht gelungen, ihr die geheime Ursache ihrer Traurigkeit zu entlocken. In die Nothwendigkeit versetzt, die größte Vorsicht in seinen Fragen zu beobachten, aus Furcht in ihr traurige Erinnerungen zu wecken, welche die schlim-

sten Folgen gehabt hätten, konnte er auch nur unbestimmte und unzusammenhängende Antworten erhalten, denen durchaus kein bestimmter Sinn zu entnehmen war.

Es verflossen abermals acht Tage; der junge Beamte erhielt weder von seinem Onkel noch von Herrn von Villareal einen Brief. Mit Antonia's Gesundheit ging es auch nicht besser, wiewohl man ihr im Kloster alle mögliche Pflege angedeihen ließ. Alles gab sich Mühe, sie zu unterhalten und aufzuheitern. Der Pavillon im Garten war fast ausschließlich ihrem Gebrauche überlassen. Die abgesonderte Lage dieses Gebäudes, die ringsum herrschende Ruhe, die Nähe des Flusses und des freien Feldes, die weite Aussicht, die man in demselben genoß, schienen ihrer melancholischen Laune, ihrem Hange nach Einsamkeit zuzusagen. Dort konnte sie sich wenigstens ganz ungestört ihren Gedanken überlassen und die würzige Gebirgsluft einathmen. Eine Laienschwester war ihr beigegeben worden, um sie zu bedienen und zu beaufsichtigen; doch mit Ausnahme dieses geringen Zwanges fand sie an diesem Aufenthaltsorte die frühere Ruhe ihrer ehemaligen Einsiedelei im Teufelsbrunnen wieder.

Eines Abends saß Valentin mit Antonia auf der Terrasse. Die Dunkelheit nahm unter dem dichten Laubwerk der Linden immer mehr zu; schwere Dünste stiegen zum Himmel empor; die Luft war lau und mit Electricität erfüllt; ein Ungewitter schien sich für die kommende Nacht vorzubereiten. Wie alle nervösen Naturen war das junge Mädchen gegen alle Witterungsveränderungen ungemein empfindlich; sie schien deshalb an jenem Abende noch weit niedergeschlagener und kränklicher zu seyn, als gewöhnlich. Diese tiefe Traurigkeit hatte sich auch des jungen Beamten bemächtigt und das junge Paar beobachtete seit einem Augenblicke ein vollkommenes Schweigen. Von Zeit zu Zeit glitt ein dunkler Schatten unter den Bäumen vorüber: es war dies die mit Antonia's Bewachung beauf-

tragte Nonne, die, ihren Rosenkranz herunterbetend, auf und ab ging.

»Marie,« hob endlich Valentin an, indem er die heiße Hand des jungen Mädchens ergriff, »meine süße, theure Marie, um des Himmelswillen verheimlichen Sie mir nichts mehr! Gestehen Sie mir die Ursache Ihres geheimen Schmerzes, der Ihre Gesundheit untergräbt, Ihr Leben in Gefahr bringt!«

Antonia hob den Kopf empor und lächelte schmerzlich.

»Nun denn, Valentin, ich will Ihnen die Wahrheit sagen, aber auch nur Ihnen allein . . . Versprechen Sie mir jedoch, daß Sie mich nicht ausschelten wollen.«

»Ich Sie ausschelten, Marie! Welchen Fehler könnten Sie denn begehen, den mein Herz nicht im voraus zu entschuldigen bereit wäre?«

»Und doch habe ich mich eines großen Fehltrittes schuldig gemacht, Valentin... Ich habe Sie getäuscht, ich habe alle diejenigen getäuscht, die mich lieben, wenn ich behauptete, es sey mir um meine Vergangenheit nicht leid.«

»Wie! wäre es möglich?«

»Ja wohl, Valentin; tadeln Sie mich nicht, denn dieses Gefühl ist stärker als ich. Wenn ich an mein ungebundenes Leben in den Bergen denke, wenn ich mir meine Grotte im Teufelsbrunnen, meinen Tannenwald, den im Sonnenglanze funkelnden Gletscher vorstelle, wenn mir alle diese freundlichen Bilder meines wilden Lebens vor die Seele treten, da wird mir mein Herz schwer und ich muß weinen . . . weinen, wie jetzt, wo es mir unmöglich ist, mich der Thränen zu erwehren.«

Und wirklich entquoll den Augen des armen Mädchens ein heißer Thränenstrom.

»O, ich konnte mir es wohl denken,« sagte Valentin seufzend. »Haben Sie es denn aber auch bedacht, daß diese Sehnsucht nach Ihrem früheren Leben eine arge Un-

dankbarkeit gegen alle Ihre Freunde, und besonderes gegen mich, in sich schließt?«

»Ich bin nicht undankbar gegen Sie, Valentin, oh, sagen Sie das nicht, denn es ist nicht wahr; ich nehme Gott zum Zeugen, daß dieses nicht der Fall ist.«

»Und doch thut es Ihnen leid, daß Sie mich kennen gelernt haben?«

»Oh, nein! nicht Sie, sondern die Welt, der Sie mich wieder gegeben haben, diese Welt, deren Gewohnheiten, Ansichten und Gesetze mich bei jedem Schritte verletzen. Wie weit glücklicher fühlte ich mich dort drüben am Montcalm! Des Winters lag ich in meiner Grotte auf meinem Moosbette und bot dem tobenden Unwetter Trotz. Im Sommer pflückte ich Beeren und wilde Pflaumen von den Gebüschen und Hecken und tauchte in den Waldstrom hinab um muntere Forellen zu fangen. Im Frühling hörte ich den Vögeln zu, die auf den Korkeichen und Lärchenbäumen sangen. . . . Jede Jahreszeit hatte für mich ihre besonderen Freuden und Genüsse ... Hatte ich die Bedürfnisse des Augenblickes oder des ganzen Tages gestillt, so war ich frei, wie die schönen Gemsen, die neben mir am Rasen herumsprangen und sich durch meine Gegenwart nicht weiter stören ließen. Ich freute mich in aller Ruhe des blauen Himmels, der reinen Luft, des Blumenduftes, mit Einem Worte, aller Schönheiten des Himmels und der Erde.«

Valentin hörte ihr mit einem Ausdrucke des tiefsten Mitgefühles zu.

»Theure Marie,« sagte er mit Rührung, »Sie können sich, wie ich sehe, in die menschliche Gesellschaft, in der Sie fortan leben sollen, nicht hineinfinden, da Sie noch immer an Ihrem früheren jammervollen Daseyn Geschmack finden! Denken Sie doch ein wenig nach, ich bitte Sie . . . Kömmt es denn gar nicht in Betracht, daß Sie Ihres Gleichen nicht kannten und von denselben nicht ge-

kannt wurden, daß Sie Niemand liebte und Sie hingegen alle Welt haßten, daß Ihnen endlich sogar der Glaube an Gott abging?«

»Ich haßte meine Nebenmenschen nicht, Valentin, wiewohl sie mir einen ungeheuren Schrecken einflößten; vielmehr fand ich ein unaussprechliches Vergnügen daran, meine Mitmenschen zu sehen, sobald ich es ohne eigene Gefahr thun konnte . . . Eines Tages näherte ich mich einem am Fuße des Montcalm gelegenen Dorfe. In einem Gebüsche verborgen bemerkte ich ein kleines Kind, welches ganz allein vor der Hausthüre spielte. Ich lachte, ich weinte in meinem Versteck; ich hätte mich dem hübschen Kinde gern genähert, um es zu berühren und seine Stimme zu hören, allein eine unüberwindliche Scheu hielt mich zurück. Ich hatte in einem benachbarten Obstgarten eine schöne Birne gepflückt; ohne mich sehen zu lassen, warf ich sie dem kleinen Kinde zu. Es sah sich verwundert um, hob die Frucht auf und führte dieselbe mit einem Blicke zum Himmel — wahrscheinlich um ihm für seine Gabe zu danken — zum Munde. Meine Freude kannte nun keine Grenzen: ich klatschte in die Hände und stieß ein sonderbares Geschrei aus. Dadurch erschreckt, trat das Kind in's Haus und ich bekam es nicht wieder zu sehen ... Traurig schlich ich nach meiner Grotte zurück und weinte bitterlich, weil ich das liebe kleine Kind nicht mehr vor Augen hatte.«

Valentin wagte es nicht, diese naiven Erinnerungen zu unterbrechen. Antonia blieb einen Augenblick in Nachdenken versunken.

»Sie beschuldigen mich ferner, ich habe den gütigen Gott des Himmels nicht gekannt,« fuhr sie fort; »Sie haben darin ganz Unrecht . . . Wohl wußte ich seinen Namen nicht, und konnte nicht so zu ihm beten, wie die guten Nonnen dieses Klosters, allein er hatte sich meinem Herzen geoffenbart und ich liebte ihn, ohne seine Wesenheit erklären zu können. In allen meinen Leiden, meinen Qua=

len, flehte ich zu ihm, ohne ihn anzusprechen; an ihn richtete ich meine Thränen, wenn ich ohne einen Beweggrund weinte, mein Lächeln, wenn meine Seele mit Freude erfüllt war; dieses Lächeln, diese Thränen waren meine Dankopfer, meine Gebete. Während einer geraumen Zeit behielt ich die Gewohnheit bei, zu gewissen Stunden das Zeichen des Kreuzes zu machen. Diese Gewohnheit nahm nach und nach einen andern Charakter an, und wurde zu einer unbewußten, mechanischen Bewegung. So oft mich indessen der Anblick der Natur mit Bewunderung erfüllte oder sobald mich das Herannahen einer Gefahr erschreckte, fühlte ich das Bedürfniß in mir, mich mit dem höchsten Wesen in Verbindung zu setzen und ich bekreuzigte mich, indem ich zum Himmel emporsah.«

Während dieser Unterredung war es immer dunkler geworden. Einige ferne Blitze erhellten die schwarzen Dünste die schwer auf der Erde lagen. Die Nonne näherte sich den beiden jungen Leuten.

»Mein Fräulein,« sagte sie in süßlichem Tone, »es ist schon dunkel und die Frau Oberin würde uns hart anlassen, wenn Sie noch länger im Garten verweilen wollten . . . Uebrigens,« fügte sie zu Valentin gewendet hinzu, »gestatten es die Satzungen unseres heiligen Hauses nicht, daß ein Fremder nach Sonnenuntergang hier bleibt.«

»Oh! nur noch einen Augenblick, Schwester Ursula,« versetzte Norbert mit flehentlicher Stimme, »das Fräulein ist ja nicht so streng an die Klosterregel gebunden und ich habe ihr noch so Manches zu sagen . . . Es ist mir nicht möglich, sie in ihrer jetzigen traurigen Gemüthsstimmung zu verlassen und wenn es nöthig ist, will ich Sie bei der Frau Oberin entschuldigen.«

Die Nonne wollte auf ihrem Willen beharren, als sich plötzlich am Ufer des Flusses, dicht unter der Terrassenmauer eine kräftige Männerstimme hören ließ, die ein catalonisches Lied sang. Valentin warf einen flüchtigen Blick nach

dieser Richtung. Ein Mann, seinem Aussehen nach ein Fischer, saß in einiger Entfernung in einem Kahne. Die Dunkelheit erlaubte es nicht, seine Gesichtszüge zu unterscheiden, zudem war er so zusammengekauert, daß er sein Gesicht völlig verbarg.

Dieser Gesang schien auf Schwester Ursula einen ganz besonderen Eindruck zu machen. Sie bat das junge Paar mit zitternder Stimme, sich zu beeilen und entfernte sich, als wollte sie ihren einsamen Spazirgang wieder fortsetzen. Allein in der Wirklichkeit, und an einer Stelle wo das dichte Laub der Linden ihre Bewegungen verbergen konnte, näherte sie sich heimlich dem äußersten Rande der Terrasse und wechselte einige Worte mit dem Kahnführer.

Weder Valentin, noch Antonia bemerkten diesen Umstand und hätten sie ihn auch bemerkt, er hätte keineswegs ihr Mißtrauen rege gemacht.

»Sie haben die Schwester Ursula gehört,« sagte Antonia mit melancholischem Ausdruck; »sie ist gut und ich bin ihr für ihre Gefälligkeiten vielen Dank schuldig, und doch mußten wir sie erst bitten, daß sie uns erlaube, die belebende Abendluft einzuathmen, anstatt mich in jenes enge Haus einzusperren, wo man erstickt. . . . Das gesammte Daseyn in der menschlichen Gesellschaft ist so beschaffen, Valentin; man vernachlässigt die Gaben Gottes um sich einem ewigen Zwange und tyrannischen Gesetzen zu unterwerfen, die zuweilen keinen vernünftigen Grund haben.«

»Die Welt ist nicht an so strenge Regeln gebunden, wie dieses Kloster, meine gute Marie,« versetzte Valentin lächelnd, »der Zwang, über den Sie sich beklagen, hört außerhalb dieser Mauern auf . . .«

»Glauben Sie das wirklich, Valentin?« frug Antonia indem sie ihren Kopf mit ihrer Hand unterstützte; »man hat mir im Gegentheil gesagt, ein armes

junges, schwaches und unwissendes Mädchen wie ich, sey in dieser Welt einer Menge Beschränkungen unterworfen, es dürfe weder einen Schritt thun, noch ein Wort aussprechen, ohne die Bosheit der Leute rege zu machen, überall gebe es Fallen, und Jedermann suche die Unerfahrne zu täuschen, mit der man, wenn sie aus Unkenntniß oder zu viel Selbstvertrauen einen Fehltritt begeht, nicht das geringste Mitleid habe.«

»Man hat diese Angaben übertrieben, Marie, wiewohl in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen die Stellung eines jungen Mädchens ohne Familie, die Wahrheit zu sagen, eine besonders schwierige ist . . . Doch,« fügte Valentin mit gedämpfter Stimme hinzu, »wer sagt Ihnen, meine theure Marie, daß Sie nicht nahe daran sind, alle Vortheile zu besitzen, welche die Grundbedingungen eines angenehmen und glücklichen Lebens sind? . . . Ich möchte nicht gerne zu früh gewisse schmerzliche Saiten berühren . . . Allein warum sollte ich es Ihnen verschweigen, daß Ihre Familie bald, vielleicht schon in einigen Tagen . . .«

»Sprechen Sie mir nicht davon,« unterbrach ihn Antonia zusammenschaudernd,« rufen Sie in mir nicht jene schmerzlichen Erinnerungen wach, wenn Sie wollen, daß ich meinen Verstand behalten soll!«

»Lassen wir also diesen Gegenstand fallen,« sagte Valentin mit einem Seufzer; »wissen Sie indessen nicht, liebe Marie, wie sich ein junges elternloses Mädchen wie Sie, in Ermanglung anderer nahe stehender Personen einen Beschützer erwirbt? Sie kann zum Beispiel die Lebensgefährtin eines Mannes werden, der sie liebt...«

»Ich weiß das,« erwiederte das Kostmädchen erröthend, »und diese von Gott gesegnete Verbindung nennt man die Ehe . . . Allein dieses Glück ist für mich nicht geschaffen.«

»Warum das, liebe Marie?«

»Wer möchte wohl sein Schicksal an das meinige ketten?... Ich weiß es nur zu wohl wie groß der Unterschied zwischen mir und den andern Mädchen ist.«

»Diese Gedanken sind keine Eingebung Ihres Herzens, jedenfalls stehen Sie unter dem Einfluß einer Ihnen eingeimpften übertriebenen Delicatesse, unter der Einwirkung Ihnen beigebrachter falschverstandener Ansichten . . . Ich werde es erfahren, wer der grausame Dämon oder vielmehr der ungeschickte Rathgeber ist, der sich so viele Mühe gibt, Ihnen die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft mit den schwärzesten Farben auszumalen, und in Ihr sanftes, liebevolles Gemüth den Samen des Menschenhasses zu säen . . . Haben Sie es denn trotz Ihrer himmlischen Unbefangenheit nicht errathen, liebe Marie, daß es einen Mann gibt, der sich glücklich schätzen würde, sein Schicksal unter allen Verhältnissen in die sie gerathen könnten mit dem Ihrigen zu vereinigen?«

»Und dieser Mann sind wohl Sie, Valentin,« rief das Mädchen mit Schwärmerei aus. »Oh, ich weiß es, Sie sind jeder Aufopferung fähig und würden meinetwegen alle Gesetze, alle Regeln dieser tyrannischen Welt übertreten... Allein ich meinerseits dürfte wohl ein solches Opfer, das Sie später leicht reuen könnte, nicht annehmen.«

»Es ist also wahr!« rief Norbert mit einem verzweiflungsvollen Blick zum Himmel aus, »man hat Ihrem Verstande eine falsche Richtung gegeben, indem man ihn aufklären wollte... Marie,« fuhr er mit Wärme fort, indem er sich zu ihr neigte, »ich liebte Sie schon als Kind, damals, als mich noch Ihre Familie mit Wohlthaten überhäufte, Sie hören nicht gerne von dieser trüben Vergangenheit sprechen, allein später werden Sie mich wohl begreifen... Meine Zuneigung nahm eine andere Gestalt an, als ich Sie in einer so unglücklichen und Mitleid erregenden Lage am Montcalm fand; und heute wo ich

Sie mit allen köstlichen Eigenschaften, mit all der Anmuth eines gebildeten Mädchens geschmückt sehe, ohne daß Sie die vortrefflichen Eingebungen Ihres angebornen Charakters verloren haben, heute sind Sie in meinen Augen das Ideal der menschlichen Vollkommenheit, und wenn Sie meine Gefährtin werden wollten, so würde ich Ihnen das Glück meines Lebens verdanken.«

»Ist das auch wahr, Valentin?«

»Ich rufe Gott den Allwissenden zum Zeugen an.«

Antonia stand rasch auf, ein wunderbares Feuer entströmte ihren Augen. Sie legte die eine Hand auf Valentins Achsel und wies mit der andern nach der Landschaft.

»Nun gut, so lassen Sie uns denn gehen,« sagte sie.

»Wohin denn, liebe Marie?«

»Nach dem Montcalm, oder wo möglich in eine noch größere Abgeschiedenheit.. Ich kenne unzugängliche Zufluchtsstätten, ich will Sie führen... Wir werden uns dort verbergen und glücklich leben . . . Dort wird Ihnen Niemand nachkommen, Sie mit Vorwürfen überhäufen, Ihr Bedauern, Ihre Reue rege machen können . . . Zögern wir keinen Augenblick und gehen wir!«

Das junge Mädchen hatte jene wilde Thatkraft, jenen zügellosen Ungestüm wieder erlangt, die sie ehedem charakterisirten. Valentin blieb unbeweglich.

»Armes Kind,« sagte er leise, »Sie wissen selbst nicht einmal, wie thöricht dieses Vorhaben ist.«

»Wie so, Valentin?« frug sie mit Bestürzung, indem sie sich niedersetzte, »habe ich nicht in den Heiligenlegenden, welche mir die gütigen Schwestern zum Lesen gaben, gefunden, daß sich Eremiten in die Wüste zurückzogen, um allen weltlichen Verhältnissen zu entgehen, um sich mit Muße der Verehrung Gottes zu widmen?«

Valentin versuchte es nicht weiter, dem armen Mädchen das Ungereimte ihres Vorschlages begreiflich zu

machen; er gab sich vielmehr Mühe, die Hoffnungen des so grausam verletzten Geschöpfes zu beleben.

»Dieser Entschluß fände wohl nur im äußersten Falle eine Anwendung und wir dürfen uns mit der Durchführung desselben durchaus nicht beeilen . . . Ihr Schicksal wird bald eine andere Wendung nehmen: wer weiß ob sich dadurch nicht auch Ihre Gedanken ändern? Haben Sie noch eine kleine Weile Geduld und denken Sie daran, daß unsere Flucht den ehrwürdigen Abbé Norbert, der uns beide so lieb hat, tief betrüben müßte . . . In diesem Augenblicke ist er für Sie, für Ihre Interessen thätig, wäre es nicht eine Niederträchtigkeit seine Abwesenheit dazu zu benutzen, ihn zu verlassen?«

»Ich weiß Alles, was ich Ihrem würdigen Onkel, und Ihnen zu verdanken habe,« sagte das Mädchen mit Niedergeschlagenheit; »eben darum will ich aber auch diesen vielen, großen und schmerzlichen Opfern ein Ende machen und . . . .«

»Marie! Marie!« unterbrach sie Valentin mit Heftigkeit, »ich verlange zu wissen, wer es gewagt hat, Ihnen die Handlungsweise meines Onkels und die meinige in einem solchen Lichte darzustellen. Ich beschwöre Sie, mir die Wahrheit zu sagen, es muß hier Jemand seyn, dem Sie Ihr Vertrauen geschenkt, den Sie um Rath gefragt haben. Sagen Sie mir wer diese Person ist, ich will wissen . . .«

Das junge Mädchen wollte schon den Mund öffnen, um zu antworten, als Schwester Ursula plötzlich hinzu trat.

»Mein Fräulein,« sagte sie mit Härte, »ich kann unmöglich länger warten . . . es ist stockfinstere Nacht und das Ungewitter kömmt immer näher . . . Herr Norbert wird mich hoffentlich nicht zwingen wollen, die Frau Oberin von seiner Gegenwart in Kenntniß zu setzen;

er sollte das Kloster schon längst verlassen haben und meine Nachsicht wird mir wohl einen Verweis zuziehen.«

Valentin stand auf.

»Ich will gehen,« antwortete er; »wir wollen unsere heutige Unterredung morgen zu Ende führen, Marie. Ich will um jeden Preis die unerfahrene Freundin kennen lernen, die Ihnen einen so falschen Begriff von der menschlichen Gesellschaft beibringt . . . Versprechen Sie mir einstweilen ruhig zu seyn, und sich nicht mehr jenen traurigen Gedanken überlassen zu wollen, welche Ihnen die Einöde und ihre Schrecknisse als Ihren einzigen Zufluchtsort, Ihre einzige Hoffnung erscheinen lassen.«

»Ich werde es versuchen, diese Gedanken zu vertreiben, Valentin; allein zuweilen unterliegt mein Verstand und dann . . .«

»Herr Norbert!« sagte die Nonne in einem beinahe drohenden Tone.

»Auf morgen,« flüsterte Valentin indem er die Hand des jungen Mädchens an seine Lippen drückte.

Antonia winkte ihm ein Lebewohl zu und sank wieder auf ihren Stuhl zurück. Valentin entfernte sich von Schwester Ursula mehr fortgeschleppt als fortgeführt. Zwei- oder dreimal wandte er sich um, das junge Mädchen zu sehen, dessen weiße Kleidung durch die Finsterniß herüberschimmerte; doch bald schloß sich hinter ihm die äußere Thüre des Klosters zu.

Schwester Ursula beeilte sich, zu Antonia zurückzukehren, die sie in einer düsteren und nachdenklichen Stimmung am selben Platze wiederfand.

»Mein Fräulein,« frug sie in besorgtem Tone, »Sie haben ihm doch nichts von mir gesagt?«

»Nein, gute Schwester; ich habe mich wohl gehütet, ihm die unbekannte Freundin zu nennen, welche sich meiner Unwissenheit erbarmt hat . . . Er wäre auf Sie

böse geworden und es ist ein Unglück, sich seine Unzufriedenheit zuzuziehen.«

»Das ist schön, mein Fräulein, ich hätte es sonst bereuen müssen, Ihnen so blind zugethan gewesen zu seyn . . . Zur Belohnung für Ihre Schweigsamkeit, mögen Sie wissen, daß Alles zu Ihrer Flucht bereit ist . . . Der Mann dort,« fügte sie nach dem Fischer zeigend hinzu, »wird Sie noch in dieser Nacht ins Gebirge bringen und morgen in aller Frühe können Sie auf Ihrem geliebten Montcalm seyn . . . Vielleicht thue ich nicht recht daran,« fuhr sie in einem heuchlerischen Tone fort, »allein ich habe Mitleid mit Ihren Thränen und mit Ihrer Verzweiflung . . . Reisen Sie also ab . . . ich wollte, ich könnte Ihnen folgen, um den Rest meines Lebens in ungestörter Einsamkeit zuzubringen und mich einzig und allein mit meinem Seelenheil zu beschäftigen!«

Das junge Mädchen hörte der Nonne mit einiger Verlegenheit zu.

»Ursula,« versetzte sie, indem sie den Kopf sinken ließ, »ich danke Ihnen für Ihre Freundschaft, aber ich kann nicht mehr ans Abreisen denken.«

»Ist es möglich, mein Fräulein!« rief die Nonne voll Verwunderung aus; »haben Sie mir nicht noch gestern, sogar heute Morgen versichert, dieses eintönige Daseyn sey Ihnen unerträglich, sie stürben in diesem Hause vor Langweile und Verdruß, wenn ich es Ihnen nicht möglich machte, von hier fortzukommen? . . .«

»Das ist wahr, meine liebe Schwester, allein erst vor einer Weile bat mich Valentin Geduld zu haben . . . Ich soll noch ein unbekanntes Ereigniß abwarten, das meinem Schicksal eine andere Wendung geben wird . . . Er hofft das Beste, ich habe ihm versprochen, noch zu warten und ich will Valentin nicht ungehorsam seyn.«

»Haben Sie denn das Ergebniß unserer seit acht Tagen in dieser Hinsicht gepflogenen Unterredungen ganz vergessen? Das Beste dieses jungen Mannes so wie Ihr eigenes verlangt es durchaus, daß Sie ihn nicht mehr sehen. Seine häufigen Besuche in diesem Hause sind eine grobe Unschicklichkeit und alle Klosterfrauen nehmen ein Aergerniß daran. Was ihn anbelangt, so vernachlässigt er seine Pflichten, setzt seine Zukunft auf's Spiel, und wenn es ihm einfiele, Sie zu heirathen, würde er Sie mit sich in einen Abgrund ziehen, in dem Sie beide zu Grunde gehen müßten.«

Antonia faßte Ursula's Ansichten nicht ganz auf, ihre Wirkung war aber darum nur desto mehr zu fürchten. Sie entnahm nur aus denselben, Valentin könne unglücklich werden und zwar unglücklich durch sie.

»Wissen Sie das gewiß, liebe Schwester?« frug sie mit erstickter Stimme; »könnte ich in der That auf die Zukunft Valentins, meines ersten Wohlthäters, meines besten Freundes einen so traurigen Einfluß ausüben? Er behauptet im Gegentheil . . .«

»Sie baten mich, Ihnen die Wahrheit zu sagen und ich habe es auch mit aller Aufmerksamkeit gethan . . . Wenn sich Herr Valentin Norbert, der ungeachtet seiner Jugend bereits einen so hohen Posten bekleidet, mit einem Mädchen ohne Namen, ohne Vermögen verbände, deren Lebensgeschichte so räthselhafte Umstände enthält, wie die Ihrige, so würde er sich ganz gewiß den Tadel der ganzen Welt zuziehen.«

»Vor einer Weile sprach er über diesen Punkt ganz anders! . . . Hätten Sie ihn nur hören können, Ursula, er versprach, mir nach dem Montcalm folgen zu wollen!«

»Können Sie an die Aufrichtigkeit dieses Versprechens glauben? Herr Norbert behandelt Sie wie ein Kind, dessen Launen man schmeichelt, selbst wenn man

weiß, daß die Einfälle desselben nicht ausführbar sind . . . Er sollte mit Ihnen nach dem Montcalm gehen wollen, um dort gleich einem Wilden zu leben! Das ist Thorheit, das ist Wahnsinn! Und könnte ihn seine Zärtlichkeit für Sie je zu einer so thörichten Handlung verleiten, so müßte er für Alle ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheues werden.«

»Er wird mir folgen Ursula, ich sage Ihnen, er wird mir folgen!« rief Antonia ganz außer sich.

Sie blieb einige Augenblicke im Nachdenken versunken. Ein heftiger Kampf schien in ihrem Innern statt zu finden; ihr Busen wogte auf und nieder, der Schweiß stand ihr auf der Stirne; endlich stand sie rasch auf.

»Verzeihung liebe Schwester,« begann sie, »ich bin ein armes, unglückliches Geschöpf, unfähig, mich selbst zu leiten . . . Ich darf mich meinen eigenen Eindrücken nicht überlassen; ich will mich lieber Ihrer Leitung anvertrauen, Sie, die Sie so erfahren und so mitleidig sind . . . Nun denn, Ursula, verfügen Sie über mich . . . Und da ich Valentins und auch meinetwegen nicht mehr hier bleiben darf, so führen Sie mich fort, ich bin bereit . . .«

Ein düstere Freude spiegelte sich auf den welken Zügen der Nonne ab. Sie nahm Antonia bei der Hand und wollte sie nach einem kleinen Pförtchen führen, das auf's Wasser hinausging.

»Doch, wenn er mich abermals der Undankbarkeit zeihen, mir fluchen sollte?« sagte das junge Mädchen, indem sie zitternd stehen blieb.

»Es bleibt Ihnen das Bewußtseyn, sich für ihn geopfert zu haben.«

»Aber ich werde ihn nicht wieder sehen.«

»Sie werden ihn im Himmel wieder sehen, wo diejenigen zusammen kommen, die hiernieden getrennt waren.«

Sollte die Leichtgläubigkeit Antoniens dem Leser unwahrscheinlich vorkommen, so möge er bedenken, daß

das arme Mädchen die unvollkommensten Ansichten von den gesellschaftlichen Verhältnissen besaß. Selbst ohne Lug und Arglist mußte sie der ersten besten listigen Person, welche sich die Mühe gab, sie betrügen zu wollen, zum Opfer fallen.

Ursula öffnete die Thüre, zu der sie den Schlüssel hatte; der Fischer schien am Boden seines Nachens zu schlafen; allein bei dem Geräusch, welches die Nonne mit dem jungen Mädchen machte, stand er rasch auf.

»Bist Du es Rosita?« frug er auf catalonisch.

»Ich bin es,« antwortete die Laienschwester in derselben Sprache.

»Ist es Dir gelungen?«

»Hier hast Du sie.«

Der Fremde unterdrückte ein lautes Lachen.

»Schön, schön, liebe Rosita,« versetzte er; »Du kannst nun versichert seyn, daß ich es der Oberin nicht erzählen werde, was Du mit deinem ersten Kinde machtest, als Du noch zu den Unserigen gehörtest . . . Wenn es Dich übrigens einmal verdrießen sollte, die Fromme zu spielen, so magst Du nur immer zu mir kommen, du wirst lauter gute Freunde finden.«

»Sey still, Viroben,« erwiederte Ursula mit gedämpfter Stimme; »mein einziger Wunsch ist der, weder Dich noch die Deinigen jemals wieder zu sehen . . . Mein ganzes Leben wird nicht hinreichen, den Fehltritt zu beweinen, den ich diese Nacht begehe.«

»Du bist sehr ängstlich geworden, seitdem Du alt und häßlich bist, meine theure Rosita; doch das ist deine Sache . . . Du hast hoffentlich die von uns verabredeten Vorsichtsmaßregeln nicht außer Acht gelassen?«

»Mir muß mehr daran liegen, als Dir, daß die Wahrheit nicht an den Tag kommt. Fürchte nichts . . . die Geständnisse, welche die Kleine noch heute Abends einem ihrer Beschützer gemacht hat, werden das Gerücht,

welches wir aussprengen wollen, nur um so glaubwürdiger erscheinen lassen . . .«

Dann wandte sie sich zu Antonia, die maschinenmäßig in den Nachen getreten war.

»Lassen Sie sich von diesem Mann führen,« sagte sie auf französisch; »er wird Sie zur Stadt hinausbringen. Leben Sie wohl, mein Fräulein; vergessen Sie nie zu beten und beten Sie auch für mich.«

»Ich werde für ihn beten,« versetzte Antonia mit feierlicher Betonung; »möge die übrige Welt von mir weder einen Seufzer noch eine Aeußerung des Bedauerns erwarten.«

Sie verhüllte sich das Gesicht mit beiden Händen und der Nachen entfernte sich.

Ursula sah ihm nach, bis er das andere Ufer erreicht hatte. Antonia und Biroben landeten bei einem Weidenbusche. Einen Augenblick später kam ein Maulthier mit einem sorgfältig verhängten Sitzkasten zum Gebüsche heraus; der Zigeuner führte es am Zügel und bald war Alles in der nächtlichen Finsterniß verschwunden.

Nun sperrte Ursula die kleine Thüre hinter sich ab, stieg auf die Terrasse, nahm dort einige Kleidungsstücke Antoniens und warf dieselben in's Wasser; darauf stieß sie ein herzzerreißendes Geschrei aus, und benachrichtigte die Nonnen in aller Eile, die Kostgängerin Maria habe ihre Wachsamkeit getäuscht uud sey ins Wasser gesprungen, um wieder nach ihrem früheren Aufenthalte in die Wildniß zurückzukehren.

Tags darauf kam Valentin in aller Frühe ins Kloster. Sein Gesicht glänzte vor Freude und er hielt einen Brief in der Hand, den er soeben bekommen hatte. Man führte ihn zur Oberin, die ihn mit sichtlicher Verlegenheit empfing.

»Sie wollen Maria einen Besuch abstatten?« stotterte sie.

»Sie heißt nicht mehr Maria schlechtweg, Madame,« versetzte Valentin, unfähig, seine Freude länger zu verbergen, »diejenige, der Sie diesen Namen gaben, heißt nun Antonia von Villareal. Fortan darf sie den Namen der edlen Familie führen, der sie angehört. Ihr Onkel und Vormund hat sie endlich durch einen gesetzlichen Act förmlich anerkannt . . . Ich komme nun, Sie von dieser Veränderung in Kenntniß zu setzen.«

»Wie!« rief die Oberin aus, »dieses geheimnißvolle Mädchen sollte reich und von edler Geburt seyn? Oh, Herr Norbert, mit welchen Vorwürfen werden Sie uns überhäufen, und doch, Gott ist mein Zeuge . . .«

»Was hat sich denn zugetragen, Madame?«

Die Oberin theilte ihm die in der vergangenen Nacht stattgefundene Flucht des jungen Mädchens mit. Ein Antonien gehöriger Schleier war im Flusse gefunden worden, und bestätigte die Wahrheit ihrer Aussage. Valentin war über diese Nachricht mehr betrübt als überrascht.

»Ich konnte mir es schon gestern denken, als ich sie in einer solchen Aufregung sah, sie werde nicht Wort halten,« rief er aus. »Doch es thut nichts, man kann sie ohne Zweifel noch erreichen. Es wird mir gelingen, oder ich werde darüber zu Grunde gehen.«

Eine Viertelstunde später war er zu Pferde, und jagte dem Gebirge zu.

XVII.

Am selben Abende, wo die leichtgläubige Antonia heimlich das Marienkloster verließ, saßen die Saltarella und ihre Tochter Zerbine in einer untern Stube des Römerhauses. Die Nacht war finster und der seit geraumer Zeit drohende Sturm mit aller Heftigkeit ausgebrochen. Das seit so langer Zeit unbewohnte Gemach sah mit seinen mit Moder und Feuchtigkeit überzogenen Mauern trostlos aus. Die Fensterscheiben waren theilweise zerbrochen, und der durch die Oeffnungen dringende Luftzug drohte das Kerzenlicht auszublasen, welches den beiden Zigeunern leuchtete.

In einen Mantel gehüllt, die Arme über die Brust gekreuzt, zitterte die Saltarella, so oft das alte Gebäude unter den Anfällen des Sturmwindes aufächzte. Wahrscheinlich traten ihr in solchen Augenblicken die schrecklichen mit dem Römerhause verbundenen Erinnerungen vor die Seele, denn sie sah sich jedesmal voll Angst und Entsetzen um. Zerbine war im Gegentheil noch nie so ruhig und so munter gewesen. Sie arbeitete mit vielem Eifer an einem Gazekleide, welches von künstlichen Blumen und allerhand Flitterwerk strotzte. Stolz auf ihre Arbeit hielt sie von Zeit zu Zeit inne, um ihr Werk zu bewundern. Sie sang mit lauter Stimme, und wenn zuweilen das Heulen des Sturmwindes nachließ, waren ihre gellenden Noten die einzigen hörbaren Töne. Einem abergläubischen Gefühle folgend, öffnete ihre Mutter zwei oder drei Mal den

Mund, um sie zum Schweigen zu veranlassen; allein sey es Furcht keinen Gehorsam zu finden, sey es aus irgend einem andern Beweggrunde, sie schwieg immer wieder still und wandte ihr Gesicht ab.

Montes trat, mit einer Laterne in der Hand, in die Stube.

»Hier wird gesungen,« sagte er mit gedämpfter Stimme, »und man arbeitet ruhig fort, wie eine Schloßfrau an einem Winterabende. Glücklicherweise übertäubt das Ungewitter die Töne des Gesanges und verhindert es, daß man das Licht von außen bemerkt; denn ich habe verboten, daß auch nur das geringste Geräusch gemacht werde und das geringste Anzeichen unserer Gegenwart in diesem Hause verrathe . . . Dieses Haus soll so unbewohnt aussehen, wie eherem und wäre ich in der Laune zu zanken . . . Alle diese Vorsichtsmaßregeln und Befürchtungen werden indessen bald ein Ende haben. Bereite Dich vor, Saltarella mit deiner Tochter noch diese Nacht abzureisen. Ich erfahre so eben, daß die Straßen bereits frei sind, Ihr könnt die Grenze ohne Schwierigkeit überschreiten . . . Sobald Viroben hier ist, mögt Ihr Euch auf den Weg machen, und er wird wohl nicht mehr lange ausbleiben.«

»Montes,« versetzte die Zigeunerin mit furchtsamer Stimme, »wollen Sie uns nicht bis morgen Zeit lassen? Die Nacht ist so finster und das Gewitter wird die Straßen unwegsam gemacht haben.«

»Je finsterer die Nacht ist, je gefährlicher die Wege sind, desto weniger werdet Ihr Gefahr laufen, bemerkt und erkannt zu werden . . . Euer Aufenthalt in diesem Hause kann nicht ohne Nachtheil für Euch verlängert werden. Schon waren die Leute in der Nachbarschaft verwundert, Rauch aus den Schornsteinen dieses Hauses, das man für unbewohnt hält, emporsteigen zu sehen. Wenn man zufällig unsere Anwesenheit entdeckte, so könnte dies zu be-

denklichen Voraussetzungen Veranlassung geben . . . Kurz ich will, daß Ihr fortgeht.«

»Für mich fürchte ich nichts, Montes, das weißt Du am besten; aber meine Tochter, meine arme Zerbine . . .«

»Zerbine ist muthig und stark . . . Uebrigens sollt Ihr in einem Tragsessel mit einem guten Maulthiere reisen und Viroben wird Euch als Führer dienen.«

»Was mich betrifft, so reise ich gerne fort,« sagte das junge Mädchen mit Sorglosigkeit, »denn ich langweile mich in dem alten Hause, wo man Niemanden sieht, ganz abscheulich . . . früher will ich aber mein Kleid fertig machen . . . Ich muß Viroben Ehre machen, wenn ich mit ihm im Wagen auf den öffentlichen Plätzen paradire.«

Und sie fuhr eifrig in ihrer Arbeit fort.

»Montes,« hob die Saltarella nach einem augenblicklichen Stillschweigen wieder an, »haben Sie mir nicht versprochen, uns bis zur Grenze begleiten zu wollen?«

»In der That, ich habe es Dir versprochen und ich werde auch mein Wort halten; allein wir können das Haus nicht zusammen verlassen . . . Ihr mögt mich am Hirtenkreuze erwarten, wo ich Euch baldigst einholen werde.«

»Warum sollten wir nicht alle auf einmal verreisen, Montes, und zu was dieser Aufenthalt?«

»Still!« unterbrach sie Montes in barschem Tone; »seit wann habe ich es nöthig, Dir von meinen Plänen Rechenschaft abzulegen? ... Weißt Du denn nicht,« fügte er leise hinzu, »daß ich hier diesen Abend Jemanden erwarte?«

»Sie erwarten Jemanden?« fragte die Zigeunerin ganz erstaunt.

»Ja wohl,« sagte Zerbine in muthwilligem Tone, »das wilde Mädchen, welches Viroben zu holen ging . . . Teufel! ich will diese Gelegenheit benützen, um

mit ihr Bekanntschaft zu machen. Viroben behauptet, sie sey schöner als ich und sie könne auch besser singen und tanzen . . . Ich muß sie sehen und wenn sich der verfluchte Quacksalber mit mir einen Spaß gemacht hat, so werde ich mich zu rächen wissen.«

Montes' Gesicht hatte sich verdüstert.

»Viroben hat mit Dir von ihr gesprochen?« sagte er, indem er die Faust ballte, »er hat es gewagt . . .«

»Warum nicht?« antwortete Zerbine ohne aus der Fassung zu kommen.

»Der alberne Schurke!« rief Villareal voll Aufregung aus: »es war ihm nicht möglich, seine wichtige Sendung geheim zu halten, und gerade diesem kecken Geschöpfe mußte er diese Angelegenheit vertrauen! Doch Geduld . . . sobald ich ihn nicht mehr brauche . . . Aber sprechen wir nicht mehr davon,« fügte er rasch hinzu, »nichts ist mehr im Stande, das zu vereiteln, was ich beschlossen habe, wenn Viroben's Vorhaben gelungen ist und ich glaube ganz gewiß, daß dies der Fall ist . . . Allein es bleibt mir vor seiner Ankunft noch viel zu thun übrig.«

Er nahm seine Laterne zur Hand und ging nach der Thüre zu. Dort blieb er zögernd stehen und wandte sich zur Zigeunerin.

»Jedenfalls werde ich Deiner zum Leuchten bedürfen, Saltarella,« sagte er. »Folge mir nach.«

»Wohin soll ich gehn?« fragte Zerbinens Mutter, indem sie aufstand.

»In die oberen Gemächer.«

Die Saltarella erbebte.

»Wie Montes, Sie wollen es in dieser Stunde, bei diesem Wetter wirklich wagen . . .«

»In die oberen Gemächer?« wiederholte Zerbine mit Lebhaftigkeit; »Teufel! ich werde Euch begleiten. Seit

ich hier bin, habe ich diese Zimmer, die so schön seyn sollen, noch nicht gesehen.«

»Nicht doch, meine Tochter,« rief die Zigeunerin, ihr den Weg verstellend voll Entsetzen aus, »Du weißt nicht, was Du sprichst. — Ich bitte Dich.«

Zerbine runzelte die Stirn, wie sie dies bei dem geringsten Widerspruche zu thun pflegte.

»Wie,« sagte Montes, »Du sollst in einigen Stunden abreisen und Du willst dieses allerliebste Kleid unvollendet lassen? Das wäre wirklich Schade.«

»Das ist auch wirklich wahr,« versetzte das launenhafte Geschöpf, »ich will noch diese Guirlande anheften und dann sogleich nachkommen. In einem Augenblicke bin ich damit fertig.«

Sie nahm ihre Arbeit wieder auf und fuhr in ihrem Gesange fort.

Die Saltarella sah Montes verwundert an, ohne diese ungewöhnliche Fügsamkeit begreifen zu können; doch Alles wurde ihr klar, als Villareal, nachdem sie die Stube verlassen hatten, die Thüre hinter sich zuschloß und den Schlüssel zweimal umdrehte.

»Auf diese Weise,« sagte er in mürrischem Tone, »wird es deiner verteufelten Tochter unmöglich seyn, uns zu stören; ihre Gegenwart würde Alles verderben.«

»Sie wird wüthend werden, sobald sie bemerkt, daß man sie eingesperrt hat.«

»Nun, und was weiter? Die Thüre ist von drei Zoll dicken Eichenbohlen, die Mauern sind fest und die Fenster mit starken Eisengittern versehen. Sie wird also wohl warten müssen, bis wir unsere Angelegenheiten geordnet haben . . . Vorwärts,« fügte Montes in rauhem Tone hinzu, »und laß mich mit deiner Tochter ungeschoren; ich habe ganz andere Sorgen im Kopfe. Ich werde nicht eher zufrieden seyn, als bis ich mir dieses

stöckische Geschöpf ganz vom Halse geschafft haben werde, was hoffentlich bald der Fall seyn wird.«

Sie stiegen die breite steinerne Treppe, die zum obern Stockwerk führte, langsam hinauf. Das Geräusch ihrer Schritte rief ein düsteres Echo wach und der Schein der Laterne warf auf die mit Moder überzogenen Mauern riesige Schatten. Die Saltarella kam nur mit vieler Mühe weiter und kalte Schweißtropfen standen ihr auf der Stirne. Selbst Villareal schien, trotz aller Bemühung gefaßt zu erscheinen, unter dem Einflusse eines haarsträubenden Entsetzens zu stehen. Sie kamen vor eine große Thüre mit zwei Flügeln. Oberhalb des Schlosses bemerkte man noch die rothen Siegel, welche von dem Gerichte am Tage nach dem entsetzlichen Blutbade angelegt worden waren. Villareal schauderte bei diesem Merkzeichen zusammen und als er die Hand emporhob, um aufzumachen, so konnte man sehen, wie heftig sie zitterte. Das rostige Schloß leistete lange Widerstand; endlich machte Montes eine verzweifelte Anstrengung und die Thüre, welche sich rasch in ihren Angeln drehte, ließ dem Raume einen widrig riechenden, eiskalten Luftzug entströmen.

Doch Saltarella und ihr Führer blieben unbeweglich und wagten es nicht einmal in den finstern Hintergrund des großen Salons einen Blick zu werfen.

»Also hier war es?« flüsterte die Zigeunerin.

»Hier war es!«

Und sie standen noch immer wie festgebannt an der Schwelle.

»Du bist wahrhaftig verrückt!« rief endlich Villareal zornig aus.

Er trat unsicheren Schrittes ein, und die Saltarella folgte ihm. In der Mitte des Gemaches angekommen, stellte Montes die Laterne auf einen Tisch; dann griff er nach seiner Brust, wo er eine Waffe verborgen hatte und sah sich endlich furchtsam um.

Der Saal hatte noch dieselben Meubeln, wie zur Zeit seiner früheren Besitzer. Am Fenster stand ein kleiner Pfeilertisch von eingelegter Arbeit vor einem großen weichgepolsterten Lehnstuhle; auf demselben befanden sich noch Stücke von angefangenen Stickereien und verschiedene kleine Damenartikel. Es war dies in der That der Platz, wo vordem die schöne Frau von Villareal zu sitzen pflegte.

Etwas weiter sah man kleine Kinderstühle von Ebenholz und einen Schreibtisch von Acajou mit messingenen Verzierungen, auf welchem Ferdinand von Villareal die Quittungen für seine Pächter zu schreiben pflegte. Doch derjenige, der um das düstere Drama wußte, dessen Schauplatz dieser Saal war, konnte noch leicht die Spuren des Verzweiflungskampfes erkennen. Der Secretär war an mehren Stellen zersprungen; der Teppich schien durch convulsivische Fußtritte zusammengetreten und zerrissen worden zu seyn. Neben einer Seitenthüre bemerkte man auf der wollenen Stickerei desselben, die Vögel und Blumen in glänzenden Farben darstellte, zwei große schwärzliche Flecken: diese Flecken waren augenscheinlich Blut.

Alles das bei dem blassen Schimmer der Laterne gesehen, welcher einzelne Theile des Gemäldes beleuchtete und andere im Halbdunkel ließ, bot einen äußerst düsteren Anblick dar. Ein zur Hälfte blind gewordener Spiegel reflectirte einen zufällig aufgefallenen Lichtstrahl; aber die vergoldeten Leuchter und die Stutzuhr welche den Camin zierten, waren mit Staub und Grünspan überzogen und ohne allen Metallglanz. Die von der Feuchtigkeit zerstörten Tapeten hingen in Fetzen von den Wänden herunter. Das Ungewitter, welches draußen noch fortwüthete, vermehrte noch die Schrecknisse dieses Unglücksortes, in welchem man noch Blutgeruch zu verspüren glaubte, und wenn der Blitz die Scene zeitweilig mit seinem raschen bläulichen Scheine erleuchtete, war es, als ob von allen,

Seiten geheimnißvolle Gestalten erständen und die gottlosen Entweiher dieses Ortes umschwebten.

In dem Maße jedoch, als Montes diese Einzelnheiten beaugenscheinigte, schien sich seine frühere Gemüthsbewegung zu legen. Er richtete sich gerade in die Höhe, eine lebhafte Röthe überzog seine Wangen und seine Augen glänzten.

»Ja, ja,« sagte er endlich mit einem höhnischen Lächeln, »es war nur Gerechtigkeit . . . sie mußten ihr unverschämtes Glück büßen . . . es war recht, ganz recht!«

»Nehmen Sie sich in Acht,« murmelte die Saltarella, in dem sie sich an ihn schmiegte, »es ist hier nicht der Ort und die Zeit, um die unglücklichen Schlachtopfer anzuklagen . . .«

»Wenn Du Dich fürchtest, so gehe weiter ... Was mich betrifft, so habe ich die Lebenden nicht gefürchtet und die Todten können mir noch weniger Angst einjagen.«

Und er sah sich abermals mit einem herausfordernden Blicke im Saale herum. Die Saltarella wagte es weder zu sprechen, noch sich zu bewegen, ja nicht einmal Athem zu holen.

»Du weißt nicht,« hob Montes mit steigender Lebhaftigkeit an, »Du weißt nicht, zu welch schrecklichen Qualen mich das beständige Glück Ferdinands verdammte, Du weißt nicht, welcher Vulkan von Rache, Haß und Zorn in meiner Brust tobte, bevor er zum Ausbruch kam? Höre mich an,« fuhr er, sich auf einen Stuhl niederlassend fort, »alle meine Leiden sind noch meinem Gedächtniß gegenwärtig, als hätte ich dieselben erst gestern empfunden . . . Als wir noch Kinder waren, hatte mein Vater für Ferdinand eine ungerechte Vorliebe; meine Erziehung wurde vernachläßigt, während man alle seine Fähigkeiten bildete. Später nahm er als ältester Sohn den Familiennamen an, während ich mich mit der bürgerlichen

Benennung »Montes« begnügen mußte; er erbte das ganze Vermögen unserer reichen Familie, während ich eine elende Abfertigungssumme erhielt, von der ich kaum zur Noth leben konnte. Nach dem Tode unseres Vaters kaufte ich mir eine Capitänsstelle in einem spanischen Regimente, allein bald mußte ich mich wegen eines Duells mit meinem Vorgesetzten, der todt auf dem Platze blieb, flüchten.«

»Unter einer heuchlerischen Vorspieglung von Bruderliebe gewährte mir mein Bruder bis zur Beendigung dieser Angelegenheit in seinem Hause eine Zufluchtsstätte und wußte endlich durch seine Bemühungen die gegen mich eingeleitete Untersuchung niederzuschlagen. Damals lebten wir anscheinend auf einem sehr vertrauten Fuße; aber in der Wirklichkeit überhäufte er mich wegen einiger Jugendsünden, die kaum der Rede werth sind, mit Ermahnungen und Vorwürfen. In der Zwischenzeit traf ich eines Tages in Sevilla, wo wir uns aufhielten, ein schönes und reiches Mädchen, in das ich mich sterblich verliebte. Mein Bruder sah sie, verliebte sich gleichfalls in sie und hatte keine Mühe mich aus dem Sattel zu heben . . . Es war Maria, die himmlische Maria, für die ich Alles zu vollbringen im Stande gewesen wäre, die größten und edelsten Thaten, wie die ungeheuersten Verbrechen.«

Er hielt ein, gleichsam als erstickte bei dieser Erinnerung der Zorn seine Stimme. Die Saltarella redete ihn mit thränenden Augen und in vorwurfsvollem Tone an.

»Sie sagten mir nie etwas von dieser Liebe . . . Sie versicherten mir im Gegentheil, ich allein . . .«

»Was soll ich viel von einer Liebe erzählen, die sich sehr bald in den glühendsten Haß verwandelte?« unterbrach sie Montes mit barscher Stimme; »am Hochzeitstage wollte ich sie beide tödten; sie kannten mich, sie hatten Angst und entflohen; bald erlangte ich die Gewißheit, daß sie

Spanien verlassen hatten. Mehre Jahre hindurch wußte ich nichts von ihnen. Neue Fehler, vielleicht auch Verbrechen zwangen mich ein zweites Mal, mein Regiment zu verlassen und auszuwandern; ich verbarg mich in diesem Gebirge. Hier erfuhr ich nun, mein Bruder habe sich reich, glücklich und angesehen mit seiner liebenswürdigen Familie unweit von Foix niedergelassen. Ohne Zweifel hatte damals die Zeit meinen Haß gemildert, denn ich dachte anfänglich nicht daran, mich zu rächen; ich irrte unbekannt in dieser Gegend herum und lebte so gut es ging von der Jagd und vom Schleichhandel. Da geschah es, daß ich Dich traf, Saltarella und mich mit Dir verband. . . .«

»Auch ich erinnere mich noch an Alles, Montes!« sagte die Zigeunerin mit kläglicher Stimme, »welches andere Weib hätte Sie in Ihrer Verwahrlosung lieben, Ihnen so blind gehorchen, sich für Sie opfern können, wie die Saltarella? Und was war mein Lohn dafür? Kurze Zeit nach meiner Niederkunft verließen Sie mich sammt meinem Kinde ohne alles Erbarmen.«

»Ich war ungeachtet der Gefahren, die mir dort drohten, nach Spanien zurückgekehrt; das Elend war mir unerträglich geworden und ich rechnete darauf, die Großmuth eines reichen Verwandten anflehen zu können, der mir einige Theilnahme gezeigt hatte . . . Ich hatte das Unglück festgenommen und ins Gefängniß geworfen zu werden. Endlich gelang es mir, zu entwischen, aber als ich hierherkam, erfuhr ich, mein Verwandter sey gestorben und seine Nachlassenschaft gleichfalls in die Hände meines abscheulichen Bruders übergegangen. Das war der letzte Schlag.«

»Wohl erinnere ich mich noch des fürchterlichen Zustandes, in welchem ich Sie wiederfand. Damals zog ich mit Viroben's Bande im Lande herum; die Zigeuner hatten mich wie eine Schwester aufgenommen und mich und meine arme Zerbine beschützt. Infolge eines Restes

von Zuneigung oder vielleicht aus Gewohnheit erkundigten Sie sich nach mir in dem Meierhofe, in welchem ich erzogen worden war. Der gute Giuseppe Esterle hatte mir als er mich so grenzenlos elend sah, meinen frühern Fehler beinahe vergeben, und mir neuerdings einige Unterstützung zukommen lassen. Als er Sie sah, errieth er, wer Sie seyen; in seiner Ehrlichkeit dachte er, Sie wollten mich wieder aufsuchen, um sich fortan mit meinem und meines Kindes Schicksale zu beschäftigen; er ließ mich in der Grotte von Bedaillat, wo unsere Bande gerade ihr Lager aufgeschlagen hatte, aufsuchen. Ich machte mich, durch die Nachricht von Ihrer Rückkunft erfreut und wieder aufgerichtet, sogleich auf den Weg; mein Herz pochte bei dem Gedanken, Ihnen unsere kleine Zerbine zeigen zu können. Ganz außer Athem langte ich bei Ihnen an . . . Ihr Empfang war eiskalt. Blaß und verstört, mit stierem Blick, die Haare in Unordnung, die Kleider in Fetzen, saßen Sie am Camin. Mir und meinem Kinde schenkten sie kaum einen Blick. Sie hatten für uns kein freundliches Wort, keine Liebkosung . . .«

»Du kannst Dir denken, wie mir zu Muthe war . . . Ich hatte soeben den neuen Glücksfall meines Bruders in Erfahrung gebracht.«

»Der ehrliche Pächter war freundlicher als Sie; er hieß mich am Feuer Platz nehmen und gab mir Speise und Trank. Da Sie kein Wort sprachen, so befragte er mich in liebevollem Tone und erkundigte sich unter anderm, welchen Weg Viroben's Bande einzuschlagen gedenke. Ich antwortete, dieselbe beabsichtige nach Foix zu gehen und für diesen Abend die Gastfreundschaft des Besitzers des Römerhauses in Anspruch zu nehmen, der wie es hieß, mit armen Leuten sehr freundlich umgehe . . . Die Erwähnung des Römerhauses machte Sie erbeben; Sie standen auf und wir gingen hinaus, während Giuseppe mit Zerbinen spielte.«

»Saltarella,« sagten Sie zu mir in einem Tone, dem ich nie widerstehen konnte, »ich will mich noch heute unter Viroben's Bande mischen . . . Du mußt mir dabei behilflich seyn.«

»Ich versetzte, nichts sey leichter, Sie brauchten blos mit mir zu gehen und würden ohne Zweifel gut aufgenommen werden.«

»Nein,« versetzten Sie nach kurzem Nachdenken, »Du darfst nicht mit mir gehen, deine Gegenwart würde mich an der Ausführung meines Vorhabens hindern . . . Du magst mich morgen mit deiner Tochter abholen und wir wollen dann für immer beisammen bleiben.«

»Sie hatten es mir nicht verheimlicht, daß der Besitzer des Römerhauses Ihr Bruder sey; ich allein wußte um dieses Geheimniß. Ich glaubte, Sie wollten in das Haus dringen, um Herrn von Villareal sprechen, seine Mildthätigkeit in Anspruch nehmen zu können . . . Ich gab Ihnen daher eine Anleitung über das, was Sie sagen sollten, um sich die Gunst Viroben's und seiner Leute zu erwerben; ich zeigte Ihnen an, wo Sie dieselben treffen könnten und Sie bereiteten sich vor, sofort dahin abzugehen.

Als wir wieder in Giuseppe's Haus zurück kamen, sah er uns neugierig an, als hätte er den Inhalt unserer Unterredung errathen wollen. Ohne ihm für seine gastfreundliche Aufnahme zu danken, nahmen Sie einige Kohlen vom Herde mit, um sich damit Gesicht und Hände schwarz zu färben.

»Saltarella,« sagten Sie mir leise ins Ohr, »wenn man Dich hier oder dort drüben um meinen Namen fragen sollte, so sage nur, man nennt mich insgemein den Kohlenbrenner.«

Dann boten Sie mir auf, auf Alles, was sich bis zum folgenden Tage in der Umgebung zutragen würde, genau Acht zu geben, und machten sich auf den Weg.«

»Ich brachte die Nacht in der Pächterswohnung zu und schlief ganz ruhig, ich hatte schöne Träume, in welchen ich uns Beide mit Freuden und Glücksgütern überhäuft sah. Kurz vor Tagesanbruch begab ich mich zum Hirtenkreuze, wo Sie mir ein Stelldichein gegeben hatten. Ich trug meine noch fest schlafende Zerbine auf dem Rücken, aber dennoch schritt ich muthig und rasch vorwärts. Ehe ich noch bei dem Kreuze anlangte, begegnete ich zwei Männern von unserer Bande, die mit außerordentlicher Hast querfeldein liefen. Als sie mich erkannten, kamen sie auf mich zu und wollten mich mit fortziehen. Ich überhäufte sie mit Fragen, sie theilten mir mit kurzen Worten mit, was sie wußten, ... das Uebrige konnte ich errathen. Doch umsonst wollten mich die beiden Zigeuner zur Flucht bereden; im Vertrauen auf Ihr Versprechen ließ ich sie weiter gehen, und begab mich an den bezeichneten Ort. Umsonst erwartete ich Sie während einiger Stunden. Endlich mußte ich auch an meine persönliche Sicherheit denken, ich kehrte also zu dem ehrlichen Pächter zurück, dessen Güte für mich unerschöpflich war und bat ihn um eine Unterkunft; er stieß mich nicht zurück und hielt mich über einen Monat in seinem Hause verborgen, wo ich gegen alle Verfolgungen gesichert war.«

»Und Du belohntest ihn nicht für seine Aufopferung, gute Saltarella?« fragte Montes mit Ironie, »ich glaube der alte Dummkopf war ja früher einmal sehr stark in Dich verliebt gewesen . . . doch, das geht mich in der That nichts an. Nur fürchte ich, daß dieser Giuseppe gewisse äußerst gefährliche Geheimnisse kennt.«

»Er hat Sie nicht verrathen und er wird es auch niemals thun,« versetzte die Zigeunerin mit Wärme, »ich kann für ihn gut stehen, Montes. Was Ihren unwürdigen Verdacht betrifft . . .«

»Kümmere Dich doch nicht weiter darum, Du schrecklicher Thränensack,« unterbrach sie Montes mit Ungeduld; »es ist mir fürwahr blutwenig an diesen Albernheiten

gelegen. Aber deine Erinnerungen haben die meinigen wach gerufen und ich will Dir erzählen, wie ich jene Nacht zubrachte, wo Du so schöne Träume hattest.«

»Nicht doch, Montes, schweigen Sie . . . nicht hier und in diesem Augenblicke . . . es hieße dies Gottes Zorn herauf beschwören.«

»Sey doch ruhig,« versetzte der Capitain, indem er sich in einen Lehnstuhl warf; »Du weißt nicht, mit welchem Selbstgefühl ich an jene Stunde der Rache nach so vielen Jahren des Elends und der Entbehrungen denke . . . Viroben und seine Bande hatten mich mit Gleichgiltigkeit aufgenommen, denn ich erwartete nichts von ihnen und sie hatten nichts von mir zu hoffen. Am Abend kamen wir in dieses Haus und baten um gastfreundliche Aufnahme. Wir wurden gut aufgenommen und in dasselbe Gemach geführt, wo sich gegenwärtig Zerbine befindet. Man schickte uns frisches Stroh zum Nachtlager und Stücke Fleisch zum Abendessen. Meine Gefährten aßen mit Heißhunger, ich aber rührte von diesen Abfällen von der Tafel des Reichen keinen Bissen an und dachte über mein Vorhaben nach . . . Ich forschte die Zigeuner aus und brachte ihnen auf eine geschickte Weise bei, die Gelegenheit sey äußerst günstig, um einen tüchtigen Fang zu machen; ich erzählte ihnen viel von den im Römerhause verborgenen Schätzen, allein die Leute waren viel zu feig und zu stumpfsinnig. Sie waren gerade muthig und schlecht genug, um gelegentlich kleinliche Spitzbuben und Betrüger abzugeben. Ich beschloß also, nur auf mich selbst zu vertrauen. Nachdem sich die Zigeuner gehörig angegessen hatten, legten sie sich auf's Stroh und als ich sie ordentlich schnarchen hörte, machte ich die Thüre, die nicht verschlossen worden war, vorsichtig auf und befand mich im Vorsaale. Beim Eintritte ins Haus hatte ich in einer Nische, die zur Aufbewahrung von Gartengeräthen bestimmt war, eine Holzhauerart bemerkt. Ich tappte so lange herum, bis ich sie gefunden hatte;

dann ging ich, mit diesem fürchterlichen Werkzeuge bewaffnet, die Haupttreppe hinauf und war bald an der Thüre dieses Saales angelangt. Ich glaubte, Alles sey schon im tiefsten Schlafe, allein ein schwacher Lichtschein schimmerte mir durch die halbgeöffnete Thüre entgegen. Ein Mann saß an einem Schreibtische und ordnete Papiere; ich erkannte ihn sogleich: es war mein Bruder.

Bei seinem Anblicke gerieth mein Blut in Wallung, meine Augen umflorten sich und ich wankte . . . doch mein fester Wille siegte und gab mir meine frühere Thatkraft wieder; ich schlich mich ohne ein Geräusch zu machen in den Saal; der dicke Fußteppich machte meine Schritte unhörbar, ich trat hinter den Chevalier, ohne daß er meine Anwesenheit bemerkt hatte.

Dicht hinter ihm stehend und fest überzeugt, er könne mir nicht mehr entrinnen, betrachtete ich ihn mit einer unaussprechlichen Freude. Nie war er mir so schön, so jung, so glücklich vorgekommen! Ich schlug indessen noch nicht zu, ich wollte die Süßigkeit der Rache tropfenweise einschlürfen . . . endlich verrieth ihm eine Bewegung, vielleicht der Schlag meines Herzens, das mir die Brust zu zersprengen drohte, meine Gegenwart. Er drehte sich herum, sah mich fest an, stand sofort auf und sagte zu mir in ruhigem Tone:

»Was willst Du hier, elender Mensch?«

»Noch ehe er diese Worte beendigt hatte, senkte sich meine Axt auf seinen Kopf hernieder, er stieß einen fürchterlichen Schrei aus und sein Blut spritzte mir ins Gesicht.«

Bei dieser Stelle der Erzählung konnte die Saltarella ihr Entsetzen nicht länger bemeistern.

»Genug, Unglücklicher, genug!« murmelte sie.

Allein der Brudermörder schien sich in der Darstellung dieser grausigen Einzelheiten ganz besonders zu gefallen.

»Er fiel nicht sofort zu Boden, »hob er wieder an, »er hatte sogar noch so viel Kraft, auf mich los zu stürzen, wobei er unzusammenhängende Worte sprach. Aber bald drehte er sich, von dem herab strömenden Blute geblendet und von dem erhaltenen Schlage betäubt herum, und brach endlich auf derselben Stelle, wo Du Dich jetzt befindest, zusammen.«

Bei diesen Worten wies er nach einem der schwarzen Flecke am Teppiche zu den Füßen der Zigeunerin. Die Saltarella prallte zurück, als wäre sie auf eine Schlange getreten.

»Glaubst Du vielleicht ich war damit zufrieden, ihn vor mir liegen zu sehen? Keineswegs. Im Augenblicke, wo er seinen letzten Athemzug that, beugte ich mich zu ihm herab und da er mich wegen meines mit Kohle geschwärzten Gesichtes nicht erkannt haben konnte, so rief ich ihm mit lauter Stimme ins Ohr:

»Ich bin Montes, ich bin dein Bruder!«

Die Saltarella hüllte mit krampfhafter Hast ihren Kopf in ihre Mantille ein, um nichts zu sehen und zu hören.

»Du bist zu feige,« versetzte der fürchterliche Villareal mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung; »je nun, desto schlimmer für Dich . . . Ich will Dir nicht weiter erzählen, wie bei dem Hilfsgeschrei ihres Gatten die schöne und stolze Maria herbei gelaufen kam, und in ihrem Nachtgewande dort an jener Schwelle entsetzt stehen blieb. . . . Sie war so schön, so schön, daß ich den Blick abwenden mußte, um nach ihr schlagen zu können! Auf mein Wort, ich hätte sie verschont, wenn sie mich um Gnade gebeten hätte! . . . Allein sie hatte mich erkannt und überhäufte mich mit Verwünschungen . . . Nun hörte ich auch die Kinder im anstoßenden Zimmer schreien . . . Aber was waren Kinder vor meinem Zorne? Ich ergriff

meine Axt und stürzte in das Gemach. Der Blutdurst war mir bereits zu Kopfe gestiegen . . . Hättest Du mich gesehen, als ich wieder in diesen Saal zurück kam, Saltarella, Du hättest Dich vor mir gefürchtet, denn ich warf zufällig einen Blick in den Spiegel und schauderte selbst vor mir zurück.«

Die arme Zigeunerin zitterte an allen Gliedern. Das Herz dieses Weibes war nicht böse; nur die Unwissenheit und der Mangel hatten sie so tief sinken lassen. Dem Einflusse ihres Verführers gänzlich unterworfen und unfähig ihn zu verrathen, konnte sie dennoch das Entsetzen nicht verhehlen, welches er ihr einflößte. Aber der blutdürstige Montes schien auf ihre Anwesenheit ganz vergessen zu haben.

»Nichts ist hier verändert,« hob er an, indem er einen Blick um sich warf, »ich werde wenig Mühe haben, die Gegenstände an den Platz zu stellen, an welchem sie sich in jener glückseligen Nacht befanden . . . Mein Gedächtniß ist gut . . . Machen wir uns ans Werk, denn es ist spät und sie können von einem Augenblick zum andern kommen.«

Er stürzte einige Stühle um und brachte den Fußteppich an einigen Stellen in Unordnung, dann öffnete er die zwei Thüren, deren eine in das Schlafzimmer der Knaben, die andere in das Gemach der Frau von Villareal führte. Damit zu Ende gekommen, zündete er in den Leuchtern am Camine zwei halb herunter gebrannte Kerzen an, so wie eine Dritte, welche sich in einem alten silbernen Armleuchter befand. Diese letztere war in der Mitte zerbrochen, so daß das Wachs auf das Schreibepult herunter tropfte. Eine jede dieser Einzelheiten schien eine besondere Bedeutung zu haben.

»Ja, ja, so ist's recht!« rief Montes selbstgefällig aus; »ich selbst ließe mich durch den Schein täu-

schen, wenn die beiden Leichname noch hier lägen; allein es wird genügen, daß sie diesen Salon und die Anordnung der Meubeln sieht, ihre Erinnerung und ihre Einbildungskraft werden das übrige thun.«

Durch Montes anscheinende Ruhe in etwas von ihrem Entsetzen zurückgekommen, folgte inzwischen die Zigeunerin allen diesen Bewegungen mit neugierigen Blicken.

»Was machen Sie da?« frug sie endlich.

»Begreifst Du das nicht?... In der Nacht, von welcher ich vorhin sprach, entging ein armseliges Geschöpf der Vernichtung der ganzen Familie, und ich will nun mein Werk zu Ende bringen.«

»Von wem sprechen Sie, Montes? doch nicht von dem jungen Mädchen, der unglücklichen Antonia, die heute Nachts hierher gebracht werden soll?«

»Allerdings.«

Die Saltarella schien weiteren Aufklärungen entgegen zu sehen, allein Montes hielt es nicht für nothwendig, ihr welche zu geben.

»Laß sehen,« begann er mit nachdenklicher Miene, indem er einen Finger an die Stirne setzte, »wir wollen uns noch einmal an alle Umstände erinnern ... denke Dir, Saltarella,« fuhr er fort, mehr um seinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, als um seiner Zuhörerin Mittheilungen zu machen, »denke Dir, daß ich mein Werk für beendigt hielt. In den Salon zurückgekommen, fiel es mir ein, daß mich gewisse von mir geschriebene Briefe compromittiren konnten; ich brach also eine Schublade des Schreibpultes auf, wo ich dieselben auch sogleich vorfand. Ich bemächtigte mich der ganzen Papiere und warf sie ins Feuer. Nachdem diese Beweise meiner feindseligen Gesinnungen vernichtet waren, hielt ich mich für vollkommen sicher. Ferdinand hatte hier zu Lande seines Bruders,

dessen er sich schämte, nie mit einem Worte gedacht; der Verdacht konnte somit später nicht auf mich fallen und die Verantwortlichkeit für diese blutige That mußte ganz und gar die dummen Zigeuner treffen, welche weder den Muth gehabt hatten, sich meinem Verbrechen anzuschließen, noch denjenigen, sich ihm zu widersetzen. Um die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme noch zu erhöhen, bemächtigte ich mich des im Schreibpulte befindlichen Geldes und der Prätiosen, und schickte mich an, das Römerhaus zu verlassen.

Plötzlich sah ich die Thüre, welche in Maria's Schlafgemach führte, langsam aufgehen und hörte das leise Geräusch eines beengten Athems. Es hatte mir also Jemand zugesehen? Ich ergriff meine Axt und stieß die Thüre rasch auf. Ich sah ein kleines, bloßfüßiges Mädchen im Nachtgewande, welches unbeweglich und wie versteinert in einiger Entfernung stand. Anfänglich kam mir der Gedanke, das Kind zu verschonen; was hatte ich von einem so jungen Geschöpfe zu fürchten? Sie konnte mich ohne meine Verkleidung in späterer Zeit gewiß nicht wieder erkennen. Ich wollte mich entfernen, ohne es der Mühe werth zu finden, den kleinen Wurm, der sich mir in den Weg stellte, zu zertreten, als ich mich plötzlich eines Bessern besann. Vielleicht war die Kleine schon von Anbeginn der blutigen Scene Zeuge derselben gewesen, vielleicht hatte sie es gehört, als ich mich ihrem Vater nannte und als mir ihre Mutter die heftigsten Vorwürfe und Verwünschungen ins Gesicht schleuderte. Erst kürzlich gewann ich die feste Ueberzeugung, daß meine damaligen Befürchtungen vollkommen ungegründet waren; allein sie beunruhigten mich nichts destoweniger durch einige Jahre, und waren die vorzüglichste Ursache meiner Nachstellungen nach dem armseligen Mädchen.

Nachdem mein Entschluß gefaßt war, ging ich schweigend auf sie los; sie war noch immer unbeweglich, blaß und durch meinen Blick wie gefesselt. Doch in dem Augen-

blicke, wo ich sie berühren wollte, machte sie einen Sprung nach der Seite und prallte mit aller Kraft an den Thürflügel an. Ich sah eine tiefe Wunde an ihrer Stirne, gerade über dem linken Auge, ein Zeichen, an welchem ich sie später am Montcalm wieder erkannte. Ungeachtet dieser Wunde lief sie mit unbegreiflicher Schnelligkeit durch den Salon und verschwand auf der finstern Treppe.

Ich glaubte nicht, sie könne mir entwischen, denn noch am Abend zuvor hatte der Diener das Hausthor fest verschlossen. Allein als die albernen Zigeuner im oberen Stockwerke ein fürchterliches Geschrei hörten, öffneten sie das Thor, um sich nöthigenfalls den Rückzug zu sichern. Sie befanden sich am Fuße der Treppe und wagten es weder hinauf zu kommen, noch zu fliehen, und beriethen eben über das, was sie thun sollten, als das Kind, leicht und schweigsam wie ein Schatten, neben ihnen vorbei durch den Hof glitt. Ein junger Zigeuner, der die Kleine sah, stieß einen Schrei der Verwunderung aus.

Dieser Schrei ließ mich die Wahrheit erkennen. Ich beeilte mich, hinab zu gehen, und fand die sämmtlichen Zigeuner am Vorplatze. Sie schienen unruhig und unentschlossen zu seyn; fast fürchtete ich, sie wollten sich meinem Fortgehen widersetzen.

»Geht hinauf,« rief ich ihnen rasch zu, »geht hinauf, Cameraden; im dem Gemache, wo es licht ist, werdet Ihr Beute finden ... das Werk ist vollendet!«

Und ich sprang bei diesen Worten zum Thore hinaus, ehe sie daran denken konnten, mich anzuhalten.

Später erfuhr ich, daß Einige von ihnen in der That in den Salon hinaufgingen, wo sie sich einiger werthloser Gegenstände bemächtigten. Doch beeilten sie sich, aus Furcht vor der gegen sie in Aussicht stehenden, durch gewichtige Verdachtsgründe unterstützten Anklage, das Haus zu verlassen.

Was mich betrifft, so weißt Du, daß ich den kleinen Flüchtling nutzlos verfolgte. Das Kind verschwand in einem Dickicht nahe bei Gonac, und ich mußte auf seine Ergreifung Verzicht leisten. Der Tag brach an und es war höchste Zeit, an meine eigene Sicherheit zu denken. Da ich es nicht wagte, mich nach dem Hirtenkreuz zu begeben, wo Du mich erwarten wolltest, so floh ich so schnell als möglich in die unzugänglichsten Schlupfwinkel des Gebirges.

Die Saltarella sann einen Augenblick nach.

»Arme Kleine!« begann sie endlich im Tone des tiefsten Mitleids, »was mag sie Alles gelitten haben... Ist denn Ihr Haß gegen diese unglückselige Familie durch so viele Mordthaten noch nicht gestillt?«

»Keineswegs.«

»Aber was that Ihnen dieses schüchterne Mädchen, daß Sie es mit solcher Harnäckigkeit verfolgen?«

»Sie ist die Tochter Ferdinands.«

»Seyen Sie nicht unbarmherzig, Montes... Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrer Nichte beginnen wollen, aber diese geheimnißvollen Vorbereitungen hier an diesem Unglücksorte, machen mich schaudern.«

»Thörin, es handelt sich blos um eine kleine Komödie, in Folge welcher mir Antonia, falls der Arzt des Klosters wahr gesprochen hat, nicht weiter im Wege stehen wird.«

»Ihre fürchterlichen Mordthaten, mit der Axt in der Hand, sind noch lange nicht so scheußlich, als dieser feige, hinterlistige Streich... Folgen Sie mir, treiben Sie die Sache nicht zu weit, denn eine Ahnung sagt mir, daß sie Ihnen Unglück bringen wird.«

»Oho! Saltarella, Du wirst pathetisch, auf Ehre!«

»Scherzen Sie nicht, Montes, noch sind Ihre abscheulichen, mit außerordentlicher Kühnheit vollbrachten

Verbrechen straflos geblieben; doch nehmen Sie sich in Acht... man sagt, Gott lasse demjenigen den er vernichten will, zuvor eine Warnung zukommen, vielleicht bin ich damit beauftragt Sie daran zu mahnen, daß das Schwert der Rache über Ihrem Haupte schwebt.«

»Was für eine Rache?« fragte Villareal mit einem mißtrauischen Blicke; »hättest Du vielleicht die Absicht, mich zu verrathen, Du alberne Prophetin?«

»Gewiß nicht, ich schwöre es Ihnen... Doch denken Sie daran, Montes, Gott wird Sie vielleicht auf eine weit schrecklichere Art bestrafen, als es die menschliche Gerechtigkeit vermöchte.«

»Wo zum Teufel hast Du alle diese schönen Redensarten hergenommen, meine Theure? Jedenfalls bist Du eine fleißige Kirchengängerin geworden, denn nicht einmal der Pfarrer Norbert könnte sich besser ausdrücken.«

»Durch meine Liebe zu Ihnen bin ich ein elendes, verachtungswürdiges Geschöpf geworden; denken Sie nicht an mich... Ich weiß nicht, was sich zutragen wird, allein ich fürchte...«

»Still!« unterbrach sie Villareal, indem er aufhorchte.

In einiger Entfernung ließ sich ein scharfer, langgezogener Pfiff vernehmen.

»Das ist Viroben!« rief Villareal hastig aus, »und in der Beschaffenheit seines Pfiffes erkenne ich, daß ihm die Sache gelungen ist... Nun ist mir meine Rache gewiß... Begib Dich zu deiner Tochter Saltarella; im Stalle wirst Du bereits die Maulthiere angeschirrt finden.... In fünf Minuten müßt Ihr das Haus verlassen haben. Viroben wird Euch nachkommen und Ihr könnt mich insgesammt am Hirtenkreuze erwarten.«

»Wir werden Ihnen gehorchen, Montes, doch

noch einmal bitte ich Sie um Gnade für das arme, unschuldige Mädchen.«

»Fahre zur Hölle!«

»Ich flehe Sie an, Montes...«

»Fluch über Dich, verteufeltes Weib! mache, das Du fort kommst!«

Und er stieß sie bei diesen Worten zum Saale hinaus.

XVIII.

Villareal beeilte sich in den Hof hinunter zu gehen, während die Saltarella ihre Tochter aufsuchte. Ganz vom Regen durchnäßt wartete Viroben mit einem Maulthiere am Thore, das einen sorgfältig verhängten Kasten trug.

»Nun?« fragte Montes.

»Alles in Ordnung,« versetzte der Zigeuner, indem er nach dem Kasten wies; »sie ist da darin ...«

»Hat sie Widerstand geleistet?«

»Nicht den geringsten; sie ist fromm und einfältig wie ein Lamm... Sie stellte wohl einige Fragen an mich, aber ich antwortete ihr, was mir gerade einfiel und sie ließ sich ohne Schwierigkeit fortbringen.«

»Ganz gut... Und mein Brief?«

»Rosita mußte ihn heute Abends nach vollbrachter That in den Briefkasten werfen... morgen Früh beim Aufstehen wird der Ingenieur das Schreiben erhalten.«

»Vortrefflich! Es ist eine wahre Freude, Dich zu etwas zu verwenden... Doch um wieder auf die Hauptsache zu kommen, hast Du bemerkt, ob die Kleine, als sie sich dem Hause näherte, irgend ein Zeichen der Aufregung von sich gab?«

»Nicht das mindeste... sie schläft schon seit einer vollen Stunde.«

»Sie schläft,« versetzte Montes ganz erstaunt; »das kann kein natürlicher Schlaf seyn!«

»Nun, nun, man hilft der Natur ein wenig nach.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Ja nun, Herr Capitain, man ist nicht umsonst außerordentlicher Leibarzt des Kaisers von Brasilien ... Die hübsche Wilde hätte vielleicht durch ihre Fragen mich noch sehr in Verlegenheit gesetzt, wäre mir wohl gar davon gelaufen, denn sie war vordem stärker als ein paar Männer, darum ließ ich sie auch vor ihrer Abreise von Foix ein Glas Wasser trinken, in das ich ein Stäubchen Pulver von meinem Vorgänger dem Catalonier des Thales von Arams geworfen hatte... Es war sehr schwach, gerade genug, um sie etwas einzuschläfern.«

»Ei, Herr Bustamente,« bemerkte Montes mit einem ironischen Lächeln, »Ihr faßt Euren neuen Beruf von einer sehr ernsten Seite auf! diese Vorsichtsmaßregel ist sehr vernünftig; allein wenn der Schlaf zu lange anhält ...«

Wir können sie augenblicklich wecken.«

Und er ging auf den Kasten los.

»Nicht doch,« sagte Villareal, nach einigem Nachdenken, »die Zeit ist noch nicht da, und es ist möglich, daß ich aus diesem Schlafe zur Verfolgung meiner Pläne Nutzen ziehen kann.«

»Was muß ich in diesem Falle thun?« fragte Viroben.

»Könntest Du nicht das junge Mädchen bis zu dem Zimmer bringen, welches ich Dir bezeichnen werde, ohne daß es aufwacht?«

»Nichts leichter als das, ich nehme den ganzen Kasten auf den Rücken.«

»Beeile Dich also, denn wir müssen uns bereit halten, dieses Haus so schnell als möglich verlassen zu können.«

»Wir gehen fort? ... Wenn das so ist, Herr Capitain, wann bekomme ich da meine Batzen, meine

Pferde und meine schönen goldbebordeten Kleider, die Sie mir versprochen haben?«

»Sobald wir die Grenze überschritten haben werden... Auf diese Weise kann ich mich sichern, daß Du nicht unserer Uebereinkunft zuwider handelst. Fürchte nichts, Du wirst mit mir zufrieden seyn, wiewohl Du mir etwas zu geschwätzig bist...«

Viroben schien mit dieser Anordnung nicht sehr zufrieden zu seyn, und murmelte einige mißtrauische Bemerkungen vor sich hin. Indessen nahm er den Sitzkasten vom Maulthier herunter, lud ihn vorsichtig auf seinen Rücken, und trat in's Haus.

Villareal nahm seine Laterne zur Hand und wollte ihm eben ins erste Stockwerk nachfolgen, als die Saltarella ganz außer sich aus einem Gemach im Erdgeschoß hervorgestürzt kam.

»Wie? Du bist noch nicht reisefertig?« sagte Montes erzürnt.

»Blos deshalb, weil...«

»So sprich doch!«

»Zerbine ist verschwunden, und ich weiß nicht, wo ich sie suchen soll.«

»Sie ist verschwunden? Das ist unmöglich! Die Thüre war fest zu, und sie konnte sie durchaus nicht öffnen.«

»Allerdings, allein sie hat eine verrostete Stange vom Fenstergitter losgemacht und sich durch das Fenster geflüchtet.«

Villareal knirschte mit den Zähnen und stieß einen Fluch aus.

»Ist das der geeignete Augenblick um Narrheiten zu treiben,« sagte er voll Wuth. »Verflucht seyen Mutter und Tochter... Suche mir das boshafte Geschöpf auf,« fügte er im zornigen Tone hinzu; »wenn Ihr nicht in

einigen Minuten zum Hause hinaus seyd, dann wehe Dir und ihr!«

Darauf stieg er barsch die Treppe empor.

Die arme Antonia blieb in einem tiefen Schlaf versunken, ohne dessen Dauer berechnen zu können. Ein Geräusch, ähnlich demjenigen einer Thüre, die zugeschlagen wird, weckte sie auf; allein in den ersten Augenblicken waren ihre Ideen unbestimmt, ihre Sinne stumpf, und sie konnte von keinem Eindrucke gehörig Rechenschaft geben.

Endlich versuchte sie es, ihre Gedanken zu sammeln, um zu erkennen, wo sie sich befand. Ihre Flucht aus dem Kloster, ihre Reise mit einem fremden Manne, waren die einzigen Umstände, deren sie sich zu entsinnen vermochte, zwischen diesen Ereignissen und dem gegenwärtigen Augenblicke, lag eine unausfühlbare Lücke. Das Gemach, in welches man sie gebracht hatte, war finster, inzwischen ließ sie der schwache Schimmer einiger nach dem Gewitter zwischen den Wolken sichtbar gewordenen Sterne, ein reich möblirtes Zimmer erkennen. Rings um sie herrschte die tiefste Stille.

Antonia brauchte einige Zeit, um sich an diese Dunkelheit zu gewöhnen; allein, als sie sämmtliche Einzelnheiten bemerkt hatte, stand sie, wie von einem electrischen Schlage berührt, plötzlich auf. Ihre Glieder zitterten, ihre Haar sträubte sich, sie bewegte die Arme, als wollte sie irgend eine Vision zurückdrängen . . . Das unglückliche Mädchen hatte die Stube wieder erkannt, wo sie zur Welt gekommen war, wo sie sonst neben ihrer Mutter geschlafen hatte.

Inzwischen schien ihr die Ueberlegung zu Hilfe zu kommen. Ohne Zweifel dachte Antonia, sie sey das Opfer eines Spieles ihrer Phantasie, und schritt rasch dem Alcoven zu; ihre Hand berührte Holzschnitzereien, die sie kannte, es war dies die Bettstelle der Frau von Villareal. Etwas weiter schimmerte ihr durch die Finsterniß

ein weißer Gegenstand entgegen. Sie ging darauf zu und fand eine Wiege, deren Vorhänge durch die Feuchtigkeit zerstört in einzelnen Lappen herunter hingen. Ihr Herz pochte, als wollte es die Brust zersprengen; dennoch besaß sie noch Kraft genug, zum Fenster zu laufen, dessen oben abgerundete Form ihr aufgefallen war. Sie sah eine weite Landschaft, Wälder und Berge vor sich, in welchen sie, wie sie sich dessen erinnerte, in ihrer Kindheit oft herum gewandelt war.

Sie fuhr vor diesem Anblicke zurück; ihr schon so vielfach angegriffener Verstand begann zu weichen. Da sie keine natürliche Erklärung für das ihr zugestoßene Ereigniß finden konnte, so hatte ihre Phantasie einen freien Spielraum. Ihre Geistesthätigkeit nahm eine einseitige Richtung und ihren Kopf ergriff ein Anfall von Schwindel.

»Es ist nicht möglich!« murmelte sie schwach; »mein Gott, habe Mitleid mit mir!«

Ein Umstand, welchen sie bis jetzt nicht beachtet hatte kam nun noch dazu, um die Verwirrung ihrer Ideen zu vermehren. Die Thüre des Salons war halb geöffnet und durch die Spalte zitterte ein lichter Strahl herein. Antonia erinnerte sich bereits eine ähnliche Vertheilung von Licht und Schatten gesehen zu haben. Bald verwirrten sich die beiden Epochen in ihrem Geiste; sie glaubte wieder mitten in jener blutigen Nacht zu seyn, die ihr so viele Umstände ins Gedächtniß zurück riefen. Indessen leistete ihre Vernunft noch immer Widerstand und sie sagte zu sich selbst:

»Ich habe allein und verlassen auf dem Montcalm gelebt — ich habe Gott im Kloster der heiligen Maria kennen gelernt, und Valentin beschützt mich! — Gewiß, ich träume.«

Diese Anstrengungen um ihre wankenden Geisteskräfte zu festigen würden sie vielleicht vor einem vollständigen Irrsinn bewahrt haben; aber mit einem Male erhob sich ein klägliches Aechzen rings um in diesem Salon, in welchem

die Lichter noch brannten. Auch dieses Stöhnen hatte Antonia bereits einmal gehört; sie erbleichte und lehnte sich gegen ein Meubel, um nicht umzusinken. Es ertönte von neuem. — Da kannte sie sich selbst nicht mehr; mit vom Schweiß gebadeten Gesichte und stieren Augen stürzt sie auf die Thüre los, stößt die halbgeöffnete mit einer ihrem Willen überlegenen Kraft auf und bleibt vor Schrecken zu Eis erstarrt stehen.

Wie sollte man in der That nicht an eine Zauberkunst der Hölle glauben! Die ganze Scene, deren Zeuge sie zehn Jahre zuvor gewesen war, stellte sich in ihrer ganzen scheußlichen Wahrheit auf's neue ihren Augen dar. Es ist derselbe Saal mit seinen in Unordnung gekommenen Meubeln, mit seinen zerstreuten Lichtern. Das Schweigen des Todes ist auf das Geschrei des Todeskampfes gefolgt. Auf der Stelle wo sich die beiden Leichen hätten befinden müssen, unterscheidet sie auf dem Teppich erschreckende Formen, von denen sich ihr Blick mit Schrecken abwendet. Auch der schwarze Mann ist da, aufrecht stehend, Papiere zusammenlegend. Er kehrt Antonien den Rücken zu, aber sie erkennt seine rohen, wilden Umrisse. — Nach Verlauf eines Momentes schreitet er auf sie zu, — er blickt sie an, — sie erkennt dieses geschwärzte Gesicht, diese funkelnden Augen.

Ihre Vernunft weicht endlich dem wahnsinnerregenden Zauber dieses entsetzlichen Bildes. Sie glaubt noch in den Zeiten ihrer Kindheit zu seyn; man hat so eben ihre Mutter, ihren Vater, ihre Brüder ermordet; sie hat ihr Geschrei, ihren Schmerzenskampf gehört, und dort — dort liegen ihre Leichen. — Jetzt ist die Reihe an sie gekommen; der Mörder bückt sich, um das vom Blute triefende Beil aufzuheben, — macht einen Schritt auf Antonia zu, er erhebt seine Waffe, er wird losschlagen, — fort! — fort!

Das seiner Sinne nicht mächtige Kind hat die Thüre des Salons halb offen gesehen; hinter dieser Thüre ist die dunkle Stiege, dann der Hof, dann das freie Feld, wo man sie vergebens verfolgt, und die reine Luft — die Freiheit! — In dem Momen e, wo der Mörder auf dem Punkt ist; sie zu erreichen, macht sie einen Sprung, sie wird fliehen und der entsetzliche Lauf von ehemals wird aufs neue in der Finsterniß beginnen.

Aber mit einem Male wird die schauerliche Kette dieser Erinnerungen aus alter Zeit unterbrochen. Ein Ausbruch des Gelächters ertönt wenige Schritte weit von ihr. Eine leichte Gestalt erschien in dem Corridor und eine sanfte Hand hielt Antonia zurück. Zerbine trat in den Saal, angethan mit einem Kleide mit glänzenden Strohverzierungen, die Stirne mit einer Blumenguirlande umwunden, die Arme und die nackten Schultern mit Armbändern und Halsketten von Rauschgold geschmückt; sie rief:

»Demonio! ich wußte wohl, daß man mich nicht hindern würde diese schöne Kammer zu sehen, wo die braven Leute gestorben sind! — Aber fuhr sie fort,« sich an Montes wendend, »was für eine Idee haben Sie denn da gehabt, sich das Gesicht zu schwärzen? Sie sehen so ganz dem Neger ähnlich, den Sie Bustamente versprochen haben.«

Niemand antwortete auf dieses Geschwätz; die junge Zigeunerin fuhr fort, Antonia mit Neugierde zu betrachten.

»Sie also sind das wilde Mädchen, von dem man soviel gesprochen hat?« begann sie auf's neue; »ich habe mich versteckt, um Sie zu sehen; man hatte mir gesagt, daß Sie schön seyen, aber ich finde Sie sehr blaß und mager. — Und ich, wie finden Sie mich? Ich habe ein schönes Kleid, nicht wahr? Und wenn Sie wüßten, wie ich singe, wie ich tanze! — Warten Sie, ich habe meine

Castagnetten mitgebracht. — Sie werden sogleich selbst darüber urtheilen können.«

Sie ließ in der That ihre leichten Finger zwischen die Bänder der Castagnetten schlüpfen; dann erhob sie die Arme über ihren Kopf, ließ ein fröhliches Klappern hören und bog ihre schlanke Taille, um den Fandango zu beginnen.

Antonia war in eine Art von Erstarrung versunken. Die Wirklichkeit und die Vision mengten sich für sie unter einander. Indessen konnte doch die Diversion, die durch die Ankunft der Zigeunerin, durch ihre Fröhlichkeit und ihren lebhaften Putz hervorgebracht wurde, die ganze Wirkung der Komödie vereiteln. Bereits war das Auge Antoniens minder stier, ihre Brust minder schwer athmig; Montes fühlte die Gefahr.

»Zerbine,« sagte er mit dumpfer und drohender Stimme, indem er die Zigeunerin am Arm ergriff, »warum bist Du gegen meinen Befehl hierhergekommen? Fort! — fort auf der Stelle!«

»Ha! ha!« entgegnete das trotzige junge Mädchen mit Ironie, »Sie dachten wohl, mich als Gefangene zurückzuhalten. Aber Sie haben gar kein Recht auf mich. — Ich fürchte Sie nicht und werde Ihnen niemals gehorchen. Lassen Sie mich tanzen!«

Und die lustigen Castagnetten klapperten von neuem. Montes drückte ihren nackten Arm, als wollte er ihn zerbrechen.

»Alberne Fratze,« murmelte er mit den Zähnen knirschend, »mach' schnell, daß Du fortkommst oder, wenn nicht —«

In Zerbine ging eine rasche Veränderung vor; ihre schwarzen Augenbrauen zogen sich unter der Blumenguirlande zusammen; ihre Augen schleuderten Blitze. Sie machte sich mit einem raschen Stoße los und kam dann mit erhobener Hand auf Montes zu. Ein Schrei erhob sich

hinter ihr; die Saltarella und Viroben traten in den Saal. Ihr Anblick schien die Wuth von Montes zu vermehren.

»Alles ist verloren!« sagte er mit dem Ausdruck des Ingrimms. »Was habt Ihr hier zu thun! Warum habt auch Ihr mir nicht gehorcht? Beim Satan! Ihr werdet es zu bereuen haben!«

»Montes,« sagte die Saltarella, am ganzen Leibe zitternd, »ich suchte meine Tochter; ich konnte nicht ohne sie fortgehen. Aber ich würde nie gewagt haben, in diesen Saal einzutreten, wenn ich nicht ihre Stimme und die Eurige gehört hätte.«

»Und ich, Senor Montes,« nahm Viroben mit spöttischem Tone das Wort, »und ich bin zur Ueberlegung gekommen, daß es klüger ist, Sie nicht zu verlassen, bevor wir unsere kleinen Rechnungen in Richtigkeit gebracht haben. — Ihre Angelegenheiten sind beendigt und ich halte Sie für den Mann dazu, um jetzt ganz auf die meinigen zu vergessen. Und sehen Sie, das ist die Ursache, warum es mir nicht recht behagt, ohne Sie zum Hirtenkreuz zu gehen. Und wahrhaftig, s'ist mein guter Stern, der mich hierher geführt hat. Ich kenne jetzt den Patron, mit dem schwarz angeschmierten Gesichte, der sich zu meiner Bande gesellte in der Nacht, als wir hier Halt machten; ich weiß jetzt, wie sich der Mörder jener unglücklichen Familie Villareal nennt. Oft habe ich Vermuthungen der Wahrheit gehabt, aber ich wagte es nicht daran zu glauben! — Diesmal bleibt mir kein Zweifel mehr.«

Montes schien anfangs niedergeschmettert und verharrte im Schweigen.

»Daß der Blitz sie niederschmettere!« begann er plötzlich in einem Ausbruche des Zornes mit dem Fuße stampfend. »Alles entgeht mir auf einmal, die Rache und das Geld. Schurke!« fuhr er fort, sich an den Gitano

wendend, »solltest Du Dich unterstehen, meine Geheimnisse zu mißbrauchen?«

Viroben war, wie man weiß, nicht mit einem auf jede Probe gefaßten Muthe begabt; er trat zitternd zurück.

»Das sage ich nicht, Meister,« stammelte er, »aber aus Rücksicht für die Unannehmlichkeiten, die mir diese Geschichte verursacht hat, müßte man Mittel machen — Sie verstehen mich wohl? Man müßte mich dafür schadlos halten!«

»Und wer hält mich schadlos, mich, für meine vergeblichen Anstrengungen, für meine umgestürzten Hoffnungen, für meinen ungestillten Haß?« rief Montes in wahnwitziger Wuth. »Ihr seyd Spione und Verräther! — Ihr seyd gekommen, um meine Handlungen auszuspioniren. Ja, Ihr habt mich sehen wollen, wie ich die große Unternehmung vollenden würde, die ich hier vor acht Jahren angefangen habe; Ihr werdet mich sehen. Und ich werde Eures Schweigens gewiß seyn, denn immer werdet Ihr wieder als meine Mitschuldigen erscheinen.«

Ein langes Messer blitzte mit einem Male in seinen Händen; mit der andern wollte er Antonia ergreifen, die noch immer stumm und unbeweglich, wie eine Statue war. Instinctmäßig warfen sich Viroben und die Saltarella vor sie, um sie zu schützen; aber Villareal warf ihnen einen so furchtbaren Blick zu, daß sie erschreckt zurück bebten.

»Feiger Hallunke von einem Gitano!« sagte er mit heiserem Tone zu Viroben, »unterstehst Du Dich meinen Plänen in den Weg zu treten?«

»Nein, durchaus nicht, Senor Capitain; ich wollte Sie blos ersuchen, ein wenig zu überlegen — und dann ist das auch gegen unsere Uebereinkunft. — Allein, wenn es Ihr fester Entschluß ist — so habe ich nicht das Recht —«

Und Viroben verneigte sich demüthig.

»Und Du, unvorsichtiges Weib,« fuhr der furchtbare Villareal fort, sich an die Saltarella wendend, »weißt Du es nicht, daß Du es stets nur deinem schleunigen, augenblicklichen Gehorsam verdankt hast, daß ich Dich nicht zerschmettert habe, wie Alles, was mir hindernd in den Weg tritt? Fort, beeile Dich mit deinem verwegenen Töchterchen fortzukommen, wenn Du nicht meinen Zorn auf beide herabziehen willst.«

»Meine Tochter, meine arme Zerbine!« rief die Zigeunerin; »o ich kenne Euch Montes, Ihr werdet sie mir tödten!«

Sie umschlang ihre Tochter mit ihren Armen und wollte sie aus dem Saale hinausziehen; aber Zerbine widerstand mit Energie. Während dem kurzen Kampfe, der zwischen ihnen erfolgte, blieb Antonia ohne Vertheidigung. Aber in dem Augenblicke, wo er sie tödten wollte, sagte der Verruchte mit schauerlicher Ironie zu ihr:

»Sieh mich gut an, Antonia von Villareal, ich verberge mich nicht mehr. Komm zu Dir und gib Dir alle Mühe, damit Du meine Worte verstehst, denn meine Rache gegen deinen verhaßten Stamm wäre nicht vollständig, wenn ich Dich niederschmetterte, ohne von Dir gekannt zu seyn. Ich nenne mich Montes von Villareal, bin dein Onkel, dein einziger Verwandter, dein Vormund. Ich bin es, der vor Zeiten in diesem Saale deinen Vater, deine Mutter, deine Brüder gemordet hat; ich bin es, der Dich auf dem Montcalm verwundet hat; ich bin es, der Dich jetzt tödtet, indem er Dir seinen Namen zu wissen macht!«

Und er wollte den Stoß führen, aber Jemand hielt ihm den Arm von rückwärts.

»Ich will nicht! ich werde sie vertheidigen,« sagte man, »demonio! rühr' sie nicht an.«

Es war Zerbine. Den Händen ihrer Mutter entschlüpft, hatte sie die schwere Hacke aufgerafft, welche Montes auf den Boden hatte fallen lassen; sie schwang dieselbe mit einer drohenden Miene, die seltsam von ihrer zarten Schönheit, von ihrem närrischen Aufputz aus Gaze und Blumen abstach.

Montes lächelte mit Verachtung.

„Geh doch schöne Amazone!“ rief er, „glaubst Du mich aufhalten zu können?“

Er erhob von neuem das Messer.

„Du willst es also?“ sagte eine krampfhafte Stimme.

Im selben Augenblicke schmetterte das schwere Beil von rückwärts auf Villareal's Kopf nieder. Das Blut spritzte weit hinweg. Montes drehte sich zwei- oder dreimal um sich selbst herum und stürzte dann mitten in dem Saale auf demselben Flecke nieder, auf dem sein Bruder gefallen war.

„Die Unglückliche!“ schrie die Saltarella, „sie hat den Stamm nicht verläugnet, aus dem sie hervorgegangen. Sie hat ihren Vater getödtet!“

Und sie ward ohnmächtig. Viroben war vor Schreck zu Eis erstarrt. Die junge Zigeunerin allein schien ihre wilde Seelenruhe bewahrt zu haben.

„Mein Vater! Er?“ sagte sie mit Ekel, „ich wollte lieber einen Bären aus diesen Gebirgen zum Vater haben, als ein solches Ungeheuer. Meiner Seele! demonio! es reut mich nicht!“

Sie warf das Beil weg und zog sich an's andere Ende des Saales zurück, indem sie murmelte:

„Welches Unglück! sein Blut hat mein schönes weißes Kleid befleckt“

Indessen athmete der Elende, der endlich seine Strafe für so viele Verbrechen erhalten hatte, noch. Mit zerschmetterter Hirnschale krümmte er sich krampfhaft auf

dem Boden. Er hatte sogar die Kraft einige Worte herauszubringen.

»Es gibt keinen Gott!« murmelte er; »und dennoch bin ich zum Tode getroffen worden mit diesem Beil; ich bin auf dieser verhängnißvollen Stelle gefallen, und die Hand meiner Tochter ist es, die als Werkzeug dabei gedient hat. Es gibt keinen Gott! Wenn es aber Einen gibt — Fluch über ihn!«

Dann wurden die Worte unbeweglich; noch bewegte er die Arme, dann aber ward er mit einem Male unbeweglich. — Er war todt.

In dem Momente, wo er den letzten Seufzer ausstieß stürzte Antonia, sinnlos, über die Treppe fort, ohne einen Schrei auszustoßen, ohne ein Wort zu sprechen und verschwand.

Am nächsten Tage bei Tagesanbruch fanden Feldarbeiter, die sich an ihre Arbeit begaben, die Thüren des Römerhauses offen und hatten die Neugierde, in dieses Haus des Fluches einzudringen. In der Mitte des Salons lag der Leichnam des letzten Besitzers hingestreckt, in seinem Blute schwimmend. Aber die Urheber dieses Verbrechens hatten die Flucht genommen, ohne eine Spur zurückzulassen.

XIX.

Als Valentin Norbert Foix verließ, hatte er seinen Weg auf den Montcalm zugenommen. Er nahm in der That an, daß die unglückliche Antonia sich in ihre ehemalige Behausung geflüchtet haben müsse; dann war es ihm auch nicht unlieb, über die letzten Ereignisse seinen Onkel Norbert zu Rathe zu ziehen, der, wie man sich erinnern muß, nach Suc sich begeben hatte, um einen Versuch zu machen, Giuseppe zu allenfallsigen Geständnissen zu zwingen. Unterwegs erkundigte er sich bei den Vorübergehenden, ob sie nicht ein junges wahnwitziges Mädchen gesehen hätten, dessen Portrait er ihnen beschrieb. Allein obwohl die Mehrzahl seit dem Morgen, ja schon vor Tagesanbruch auf dem Wege gewesen war, so hatte doch keiner von ihnen etwas gesehen. Valentin zog daraus den Schluß, daß Antonia nicht den gewöhnlichen Wege eingeschlagen haben müsse, wenn sie wirklich diese Richtung genommen hatte.

Von Unruhe verzehrt, trieb er sein Pferd dergestalt an, daß er in einigen Stunden die ziemlich beträchtliche Entfernung zwischen Foix und Suc zurücklegte. Ohne an der Herberge anzuhalten, an welcher er zur Zeit seines ersten Besuches auf dem Montcalm vorübergekommen war, begab er sich nach dem Pfarrhause, wo sein Oheim die Gastfreundschaft des Pfarrers vom Dorfe genoß. Er fand die beiden Priester beim Nachtische eines frugalen Frühstückes im freundlichen Gespräche über Theologie.

Da er seinen Neffen bleich und außer Athem sah, nahm sich der Abbé Norbert kaum Zeit, ihn zu umarmen und richtete dringende Fragen an ihn. Valentin meldete ihm in wenigen Worten das Verschwinden Antoniens.

»Was hat denn diese Familie begangen,« sagte der Pfarrer mit Traurigkeit, »daß sie so bis in ihrem letzten Sprößling gezüchtigt wird? Alles wendet sich gegen sie, die Ereignisse und die Menschen. Glaubst Du es wohl, mein Junge, daß der Herr Pfarrer von Suc (Valentin verbeugte sich höflich) aus diesem Starrkopf Giuseppe noch nichts hat herausbringen können?«

»Fortan liegt wenig,« versetzte Valentin, »an dem Schweigen oder an den Geständnissen dieses Menschen. Die Rechte Antonia's sind nicht mehr bestritten; hier ist der Beweis davon.«

Und er übergab seinem Oheim den Brief, den er am selben Morgen erhalten hatte. Die beiden Geistlichen prüften ihn mit Aufmerksamkeit.

»Diese Urkunde ist nicht gerade in authentischer Form,« versetzte der Abbé Norbert, »aber nichts desto weniger legt sie dem Capitain Montes von Villareal Verpflichtungen auf. Später werden wir auf Mittel denken, Nutzen daraus zu ziehen. Für den Moment handelt es sich darum, Antonia wieder aufzufinden.«

»Ja, ja, mein Onkel, Sie muß aufgefunden werden, ich werde mich auf der Stelle nach dem Montcalm auf den Weg machen.«

»Du denkst also, daß sie sich dahin geflüchtet habe?«

»Gott weiß es, aber ich hoffe es.«

»Sie können diese peinlichen Nachsuchungen nicht allein anstellen,« sagte der Pfarrer von Suc; »erlauben Sie mir einige Leute aus der Gegend aufzubieten, deren Muth und Erfahrung mir bekannt ist. Es wäre klug,

auch Giuseppen von dem in Kenntniß zu setzen, was vorgeht.«

»In der That,« nahm der Abbé Norbert das Wort, »Giuseppe ist mir so vorgekommen, als ob er sich lebhaft für unsere arme kleine Freundin interessirte. Vielleicht könnte er uns irgend ein Mittel an die Hand geben, sie aufzufinden.«

Valentin erwartete nichts von diesem Schritte; indessen fügte er sich der Ansicht seines Onkels. Kein Bitten konnte ihn dazu vermögen, ein wenig Ruhe und Nahrung zu genießen; er begnügte sich zu bitten, daß man für sein Pferd Sorge tragen möge; dann ließ er den Pfarrer bei der Beschäftigung, seine Pfarrkinder aufzubieten, um einen Streifzug auf den Montcalm zu unternehmen, und eilte mit dem Abbé Norbert aus dem Pfarrhause weg.

Die Wohnung Giuseppe's erhob sich am Ende des Dorfes; sie war geräumig und verkündete Wohlstand. Einer der Enkel des alten Hirten führte die Besucher in eine Art von Garten oder Umfriedung, die an das Haus stieß und mit Hecken eingefaßt war. Dort wärmte sich Giuseppe an der Sonne, die Augen starr auf den schneeigen Gipfel des Berges gerichtet.

»Ich weiß, was Sie hieher führt, meine Herren,« sagte er mit Ernst; »ein Unglück hat sich ereignet. Das arme Mädchen ist entflohen, um ihr wildes Leben wieder anzufangen.«

Diese Behauptung war so außerordentlich, daß der Oheim und der Neffe wider ihren Willen sich erstaunt zeigten.

»Aber im Namen des Himmels!« rief Valentin, »wie konnten Sie Kenntniß von einem Ereignisse haben, das weit von hier in der letzten Nacht vorgefallen ist, und von dem ich die erste Nachricht nach Suc gebracht habe?«

Giuseppe lächelte mit einem Lächeln des Triumphes den Abbé Norbert anblickend.

»Der Herr Pfarrer sagt,« versetzte er, »daß mein Wissen eine Sünde ist und ich darf nicht stolz darauf seyn.«

»Wartet, alter Schelm,« entgegnete der Geistliche, »für diesmal glaube ich, das Geheimniß Eurer Hexerei zu haben. Ich hatte anfangs nicht bemerkt, daß der Himmel rein, die Luft durchsichtig ist und daß man von hier aus ganz gut den Montcalm sieht. Nun ist es aber mit einem Auge, das so geübt ist, wie das Eurige, ganz und gar nicht unmöglich, ein menschliches Geschöpf auf dem Berge zu erblicken, besonders wenn Ihr seit diesem Morgen, wie's Eure Gewohnheit ist, Beobachtungen macht, um die Witterungsanzeichen zu erforschen.«

Die Scharfsinnigkeit dieser Bemerkung schien den Alten ein wenig außer Fassung zu bringen.

»Wäre es möglich!« rief Valentin mit Ungestüm, »mein braver Mann! wäre Antonia von Villareal bereits auf den Montcalm zurückgelangt?«

»Sie ist zurückgelangt,« antwortete Giuseppe in ironischem Tone.

»Aber da muß sie ja von der Anstrengung dieses langen Laufes erschöpft seyn. — Sie ist so schwach, so leidend — sie wird schleunige Hilfe nöthig haben. Ich will fort.«

»Und Sie erwarten, daß ich Sie bezleite? Nun denn, ich bin bereit.«

Der Hirt nahm seinen eisenbeschlagenen Stock, der neben ihm lag und erhob sich. Aber in dem Augenblicke, wo sie sich auf den Weg machen wollten, blieb er pötzlich unbeweglich und bezeichnete den beiden Norbert's eine Gruppe von Reisenden, die so eben in einiger Entfernung von dem Dorfe unter einem Wäldchen von Korkholz Halt gemacht hatten.

Diese Gruppe bestand aus zwei Frauen und einem Mann; die beiden Frauen saßen in den Hängesätteln auf

dem Rücken eines Maulthieres; der Mann hüllte sich in einen langen Mantel, der nichts sehen ließ als seinen spitzen Hut und seine funkelnden Augen. Nachdem sie sich überzeugt hatten, daß kein Bergbewohner in ihrer Nähe war, um ihre Handlungen auszuspähen, wechselten sie einige Worte untereinander; dann stieg eine von den beiden Frauen von dem Maulthiere und kam mit raschem Schritte auf Giuseppe's Haus los. Die beiden andern Personen blieben bei dem Pferde; aber der Reisende bewaffnete sich mit einer Vogelflinte, während seine Frau auf die dem Wege entgegengesetzte Seite ihr spähendes Auge richtete.

Diese bizarren Vorsichtsmaßregeln waren ganz von der Art, daß sie die Neugierde der Gäste Giuseppe's lebhaft reizen mußten; indessen wendete sich Valentin mit Ungeduld um.

»Was haben wir mit diesen Leuten zu thun?« sagte er. »Kommt, verlieren wir keine Zeit.«

Aber Giuseppe rührte sich nicht.

»Sie ist's,« murmelte er mit Aufregung, »sie ist's, ich bin dessen gewiß. Warten Sie junger Mann! Unsere liebe Frau von Heas beschütze uns! — Warten Sie!«

Bald erschien die Fremde am Thore des Gartens mit dem Kinde, welches schon die beiden Norberts eingeführt hatte. Als sie bemerkte, daß Giuseppe nicht allein war, zauderte sie und schien wieder umkehren zu wollen. Aber sie that sich selbst Gewalt an und fuhr fort, vorwärts zu schreiten, indem sie Sorge trug, sich dichter in ihren Mantel zu wickeln. Als sie noch einige Schritte weit entfernt war, fragte sie mit zitternder Stimme:

»Wo ist Giuseppe Esterle? Ist das wohl Giuseppe Esterle, der ehemalige Pächter von Sentenac, den ich vor mir sehe?«

Giuseppe sah sie fest an.

»Wenn ich verändert bin, Margarita,« antwortete er mit Bitterkeit, »so bist Du es nochmehr als

ich. Es ist wahr, die Jahre haben meine Gestalt gekrümmt und meine Haare gebleicht. Aber die Zeit allein hat nicht so schnell ein altes, runzelvolles Weib aus derjenigen machen können, die einst das schönste Mädchen unserer Berge war.«

»Ihr habt Recht,« entgegnete die Reisende, »wenn ich Fehler begangen habe, Meister, so bin ich grausam dafür bestraft worden. Aber es handelt sich jetzt weder um mich noch um Euch. Giuseppe, ich bin im Begriffe das Land zu verlassen. Von hier aus werde ich in einigen Stunden die Grenze überschritten haben und nie mehr werdet Ihr von mir reden hören. Bevor ich mich nun auf diese Weise für immer entferne, habe ich mein Gewissen von einer Last erleichtern wollen, die seit vielen Jahren darauf lastet. Die Stunde der Gerechtigkeit ist gekommenn, ich entbinde Euch des Schwures, den ich Euch abgefordert habe an dem Tage, wo ich hin kam, um auf dem Pachthof eine Zuflucht zu suchen nach dem entsetzlichen Verbrechen im Römerhause.«

»Das Römerhaus!« wiederholte hastig der Abbé.

»Was sagt sie?« schrie Valentin.

Weder Giuseppe noch die Unbekannte bemerkten diese Unterbrechung.

»Was ist denn vorgegangen, arme Margarita?« nahm der Greis auf's neue im Tone der Theilnahme das Wort; »wie wagst Du es jetzt gegen den Verführer aufzutreten, der Dir einen so blinden Gehorsam, eine so vollständige Aufopferung eingeflößt hatte?«

»Jetzt hat er von Niemand mehr etwas zu fürchten. Ich danke Euch, guter, edelherziger Giuseppe, daß Ihr das Geheimniß so treu bewahrt habt für mich und ihn. Ich weiß, wie viel es Eurer Rechtschaffenheit gekostet haben muß, der Mitwisser eines solchen Geheimnisses zu seyn und es nicht zu enthüllen. — Von nun an werdet

Ihr frei nach Eurem Willen handeln und Gott wird uns alle richten.«

»Ja, ich werde reden, denn seit langer Zeit lastet dieses Geheimniß auf mir. — Aber fürchtest Du nichts für Dich selbst, unglückliche Saltarella?«

»Die Saltarella!« riefen Valentin und der Abbé Norbert aus.

Die Zigeunerin betrachtete sie mit Neugierde.

»Sie sind ohne Zweifel Freunde der Familie Villareal, von der man mir so viel erzählt hat,« sagte sie endlich; »Sie sind die Beschützer jenes jungen Mädchens, dessen Loos des Mitleids so würdig ist. Vorzüglich in ihrem Interesse geschieht es, daß ich es gewagt habe diesen Schritt zu thun trotz den Gefahren, von welchen ich umringt bin. Von nun an hat sie keine Feinde mehr zu fürchten; geben Sie ihr ihren Rang, ihren Namen, ihr Vermögen zurück; Giuseppe wird Ihnen bei diesen Enthüllungen beistehen. Möchten sie Ihnen gelingen. — Leben Sie wohl!«

Sie wollte sich entfernen, Valentin hielt sie zurück.

»Ihr werdet uns nicht so verlassen« sagte er rauh, »wir haben Euch noch um viele Dinge zu fragen, und vor Allem beschwöre ich Euch, mir zu gestehen —«

»Denken Sie nicht an mich,« entgegnete die Gitana, »kümmern Sie sich vielmehr um Ihren Schützling, dessen Verstand von Neuem schwach geworden ist; sie muß in der Nachbarschaft herumirren; beeilen Sie sich, Nachforschungen nach ihr anzustellen.«

Und sie machte eine abermalige Anstrengung, um zu entkommen.

»Nein, nein, Ihr werdet uns nicht entgehen. Ihr seyd der Justiz ein vollständiges Bekenntniß schuldig.«

»Der Justiz!« wiederholte die Saltarella wie verloren, »o wenn sie blos mich treffen müßte —«

»Mit Ihrer Erlaubniß, meine Herren,« sagte Giuseppe mit festem Tone, »es wäre schlecht, diese Frau zurückzuhalten, die hierhergekommen ist, um eine Gewissenspflicht zu erfüllen. — Weder sie, noch irgend Jemand von ihrer Bande hat an dem Blutbad im Römerhause Antheil genommen; ich bestätige es hier vor Gott. Glauben Sie mir übrigens und suchen Sie im Interesse des Namens Villareal nicht das helle Tageslicht über die Vergangenheit auszubreiten. —«

Ein Blick der Saltarella dankte dem Hirten für dieses wohlwollende Dazwischentreten.

»Ich will Euch glauben, Giuseppe,« nahm der Abbé Norbert das Wort, »und will gerne zugeben, daß die Saltarella unschuldig ist; aber die Worte, die Ihr Eins mit dem Andern gewechselt habt, sind von der Art, daß sie einen seltsamen Verdacht einflößen müssen. Da Ihr den Urheber des Verbrechens im Römerhause kennt, so müßt Ihr uns endlich seinen Namen nennen!«

»Sie fordern es? Nun gut! er nennt sich Montes von Villareal!«

Der Oheim und der Neffe stießen einen Schrei des Entsetzens aus.

»Und ich habe mich von den heuchlerischen Demonstrationen dieses furchtbaren Bösewichts hinreißen lassen,« sagte Valentin; »aber diesmal wird er mir nicht entschlüpfen. Ich werde dieses Ungeheuer in Menschengestalt auffinden und er wird mir das vergossene Blut büßen müssen.«

»Er hat es gebüßt! er hat es grausam gebüßt!« murmelte die Saltarella.

»Das ist nicht möglich. Er kann es nirgends anders sühnen, als auf dem Schaffote.«

»Es gibt Todesarten, die noch schrecklicher sind, als diese,« sagte die Zigeunerin mit Anstrengung, »und Montes von Villareal ist der Beweis davon.«

»Was sagt Ihr? der Elende wäre der Züchtigung der Menschen entgangen? er lebt nicht mehr?«

»In der verflossenen Nacht ist er im Römerhause auf derselben Stelle ermordet worden, wo er das Blut der Familie vergossen hat.«

»Wäre es wahr? Und wer ist denn der Vollstrecker dieser Rache des Himmels gewesen?«

»Zerbine, seine eigene Tochter!« versetzte die Saltarella mit zitternder Stimme.

Und sie entfloh, während die beiden Norberts und Giuseppe von Schreck versteinert da standen.

XIX.

Eine Stunde später verließ eine zahlreiche Truppe Jäger und Hirten unter Anführung Giuseppe's und des Abbé Norbert das Dorf, um eine Besteigung des Montcalm zu unternehmen. Bei der Nachricht von dem Wiedererscheinen des wilden Mädchens auf dem Berge war die ganze Bevölkerung in Bewegung gekommen. Vielleicht war die Neugierde eben sowohl, als der Wunsch eine gute Handlung zu begehen, Mitursache von diesem allgemeinen Eifer. Wie dem auch sey, Valentin hatte nicht die Geduld gehabt abzuwarten, bis die Bewohner von Suc bereit waren ihm zu folgen. Nachdem er sich in Eile mit etwas Mundvorrath versehen, hatte er Steigeisen an die Füße geschnallt und einen eisenbeschlagenen Stock zur Hand genommen; dann hatte er sich auf sein Pferd geschwungen und war voraus davon geeilt, ohne irgend eine Gegenvorstellung hören zu wollen.

Man war in diesem Augenblicke in der heißesten Zeit des Tages; die im Thale concentrirten Sonnenstrahlen machten die Atmosphäre erstickend, und es schien als ob dem armen Pferde, das von dem langen Ritte am Morgen mitten durch ein Gebirgsland erschöpft war, bald Kraft und Athem ausgehen würde. Allein sein Herr hörte nicht auf, es mit seinem eisenbeschlagenen Stocke zu stacheln, und es durchlief noch im Galopp die Entfernung von dem Dorfe bis zum Fuße des Montcalm. Dort setzte Valentin den Fuß zur Erde, und vertraute das beinahe verkeuchende Thier Hirten an, welche eine einsam stehende

Sennhütte bewohnten; dann begann er allein und zu Fuß den Berg zu erklimmen.

Diesmal wenigstens fürchtete er nicht mehr, sich zu verirren; jede Schlucht, jede Erhöhung auf dem Montcalm war ihm jetzt wohlbekannt. Außerdem zeichnete sich die Spitze, die jetzt vollkommen wolkenfrei war, rein und deutlich von dem azurblauen Himmel ab. Die Sonne floß in Strahlen über des Berges Gletscher und seine kahlen Seitenwände und über den dunkeln Teppich von Wasen und Gebüsch, der seine unteren Stufen bedeckte. Indessen wollte sich Valentin nicht in den Tannenwald hineinwagen, wo so viele Hindernisse seinen Gang aufhalten konnten. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sich das junge Mädchen zum Teufelsbrunnen, in die kleine Grotte, ihre ehemalige Wohnung, geflüchtet; es handelte sich also darum, auf dem geradesten und leichtesten Wege dahin zu kommen; nun war aber der gerade und leichteste Weg der unterirdische Durchgang, dessen Kenntniß Valentin einem verwundeten Wolf zu danken hatte; er schritt in gerader Linie auf diese Stelle zu.

In dem Maße als er aufwärts stieg, folgte eine mildere Temperatur auf die erstickende Hitze der Ebene, aber er bemerkte es nicht. Stets nur mit einem und demselben Gedanken beschäftigt, blieb er von Zeit zu Zeit stehen, um rings um sich zu blicken. War es in der That nicht möglich, daß das junge Mädchen in Folge ihres nächtlichen Laufes erschöpft an irgend einem einsamen Orte niedergesunken war, bevor sie die Grotte erreicht hatte. Nicht zufrieden, die Büsche und die Gräben zu durchforschen, rief er sogar mehre Male aus Leibeskräften. Aber nichts antwortete ihm, als das dumpfe Echo des Waldes. Er erreichte so die Felsenmauer, welche die Umfriedung des Teufelsbrunnens bildet, ohne eine Spur von dem Flüchtling entdeckt zu haben, und er begann bereits am

Erfolge seiner Nachsuchungen zu verzweifeln, als ein eigenthümlicher Umstand seine Aufmerksamkeit erregte.

Er befand sich in diesem Augenblicke auf einer Art von niederm Plateau, wo die Alpenpflanzen einen dichten Rasen bildeten. Die Kräuter, die in einer parallelen Furche niedergebeugt waren, bewiesen, daß hier noch vor Kurzem ein menschliches Geschöpf darüber gekommen war; gegen den Mittelpunkt im Schatten eines Rhododendrons waren sie kreisförmig niedergedrückt, als ob man an diesem Platze sich ausgerastet hätte. Valentin neigte sich über diesen Platz, der noch feucht vom Morgenthau war; ein Ende von einem Bande lag in einem Busche wilder Erdbeeren verborgen. Dieses Band hatte er noch Tags zuvor in den Haaren Antoniens bemerkt. Antonia war also hierher gekommen! Sie war es also, die athemlos und gebrochen am Fuße dieser Bäume niedergesunken war! Der junge Mann folgte dieser Spur mit der Aufmerksamkeit eines rothhäutigen Wilden, der den Zug der Feinde in den Savanen studiert. Ueberzeugt durch die Richtung der Schritte, daß das Kind sich zum Teufelsbrunnen begeben haben müsse, machte er sich wieder auf den Weg und beeilte sich, die unterirdische Gallerie zu erreichen. Nachdem er dieselbe durchschritten, vertiefte er sich in den Tannenwald. Dort mitten in dem Gestrüpp und den Stauden fand er noch einen Fetzen von einem weißen Stoffe, den er als zum Kleide des jungen Mädchens gehörend erkannte. Eine Thräne netzte seine Wimpern, aber er machte nicht Halt; diese Nothzeichen zeigten ihm nur zu deutlich, wie sehr er sich beeilen müsse, um zurecht zu kommen. Und so überschritt er mit Eifer die letzten Hindernisse und erreichte endlich den Teufelsbrunnen.

Der Anblick dieses Ortes, der ehemals so schön gewesen war, hatte sich arg verändert. Die Lavinen der vorausgegangenen Winter hatten allenthalben Unfruchtbarkeit und Tod verbreitet. Die Thalschlucht war mit

Steinblöcken und Kieseltrümmern angefüllt, welche die Lavinen hereingeworfen hatten; die bis zum Gipfel von allem Gesträuch entblößten Felsen zeigten dem Auge ihre fahlen, unwirthlichen Seiten. Das hübsche Bassin war bis zur Hälfte ausgefüllt; er war nur mehr eine Art von Wassergraben, in welchem schäumend die Wellen des Waldstromes brausten. Die zerbrochenen, entwurzelten und allenthalben umgestürzten Tannen vollendeten dieses Bild der Verwüstung.

Valentin warf einen zerstreuten Blick auf diese Zerstörungen und beeilte sich die Grotte aufzusuchen, die Antonien zum Aufenthalte gedient hatte. Sie war wieder von großen Felsen maskirt, welche der Zufall dorthin geschleudert hatte. Man sah sie durch dieses Chaos hindurch als ein schwarzes, steilabstürzendes Loch. In dem Momente, wo er vordringen wollte, fühlte der Ingenieur die Nothwendigkeit, einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Da Antonia ihr wildes Leben wieder angenommen hatte, konnte sie da nicht auch wieder jene ungesellige Laune von ehemals angenommen haben, welche ihr die Gegenwart von Ihresgleichen verhaßt machte? Würde sie nicht beim ersten Geräusche zu fliehen versuchen, oder vielleicht gar irgend einen Act der Verzweiflung ausüben? Von dieser Idee betroffen, besann sich Valentin auf ein Mittel, welches ihn vor Zeiten Giuseppe unter beinahe gleichen Umständen gelehrt hatte. Er erhob leise seine Stimme und begann das naive Liedchen von den kleinen Wintervögeln zu singen.

Nach der ersten Strophe schwieg er und horchte. Schwache und klagende menschliche Laute ließen sich trotz dem Brausen des Wasserfalls vernehmen. Da er seine Unruhe nicht mehr im Zaume halten konnte, so klimmte Valentin rasch über die Steintrümmer, welche den Eingang in die Grotte verstellten und befand sich endlich vor derselben.

Antonia lag in der That ausgestreckt auf dem felsigen Boden und beinahe leblos. Sie hatte keinen andern Kopfputz mehr, als ihre herabwallenden Haare. Ihre Kleider, in Fetzen zerrissen, tropften noch vom eisigen Wasser des Waldstromes. Ihre von den stachlichten Aesten zerfleischten Füße waren mit Blut befleckt.

Als das arme Kind Valentin hörte, schien sie eine Anstrengung zu machen, um sich bis zu ihm zu schleppen; aber die Kraft ließ ihren Willen im Stiche. Indessen erhob sie sich beim Anblick Norbert's mit Mühe auf den Ellbogen und ein himmlisches Lächeln zitterte um ihre bläulichen Lippen.

»Es ist die Vorsehung, welche Sie schickt!« murmelte sie mit einem Ausdrucke unsäglicher Freude.

Der junge Mann hatte einen Ausbruch in Unordnung gerathener Gefühle erwartet. Er wurde von dieser anscheinenden Ruhe beinahe erschreckt.

»Meine liebe Marie, mein Schutzengel, mein Leben!« sagte er, indem er sich neben ihr niederkniete, »warum haben Sie das Kloster verlassen? Warum sind Sie trotz Ihres Versprechens in die schauerliche Wildniß zurückgekehrt? Was ist vorgefallen? Gott im Himmel! In welchem Zustande finde ich Sie wieder!«

Antonia ließ ihren Kopf auf Valentins Schulter sinken.

»Sie sehen es, Freund,« entgegnete sie mit sanfter Stimme, »die Wildniß, die ehemals keine Schauer für mich hatte, hat mich heute grausam mißhandelt. Das ist meine Strafe, weil ich eingewilligt habe, mich den Menschen zu nähern. Aber wenn es mir auch nicht mehr möglich ist, an diesem traurigen Orte zu leben, so wird es mir doch wenigstens gestattet seyn, hier zu sterben.«

»Sterben!« wiederholte Valentin, indem er die kraftlosen Hände des armen Mädchens an seine Lippen drückte, »o nein, nein, Marie, Sie können nicht, Sie

dürfen nicht in diesem Augenblicke sterben. Muth! Man wird Ihnen zu Hilfe kommen. Sie werden schleunigst wieder hergestellt werden. Marie, Ihre Prüfungszeit ist vorüber, Ihre Leiden sind zu Ende. Sie werden leben, um alle Annehmlichkeiten, alle Freuden, alle Größe des civilisirten Lebens zu genießen. Der Name Marie ist nicht Ihr rechter Name; der unwürdige Verwandte, welcher, nachdem er der Henker Ihrer Familie gewesen war, Sie zum Leiden und zur Verlassenheit verurtheilt hatte, hat die Strafe für seine Verbrechen empfangen; aber zuvor war er noch im Stande, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Fortan werden Sie Alles haben, was bei den Menschen Glück verleiht, Reichthum, Ansehen Jugend, und die aufopfernde Ergebenheit Ihrer Freunde.«

Antonia unterbrach ihn mit einem bittern Lächeln.

»Wozu bedarf ich alles dieses?« fragte sie, »was liegt mir an dieser feindlichen Welt, an ihren Geschenken und an ihrer Achtung? Ich will nichts von ihr, denn ich hasse und verachte sie. Was ich während der eben verflossenen entsetzlichen Nacht gesehen und gehört habe, hat mir einen tiefen Abscheu gegen die ganze Menschheit eingeflößt; wenn ich daran denke, sträuben sich die Haare auf meinem Haupte und mein Schwindel kehrt zurück —«

»Sie schwieg einen Augenblick und schien sich zu sammeln.

»Ja Valentin,« fuhr sie mit einem düstren Tone, fort, »ich fühle es; aber stünde es mir auch frei, mein Leben noch auf lange Jahre hinaus zu verlängern, so möchte ich doch nicht um alle Güter dieser Erde eine Stunde mehr in der Mitte jenes schändlichen Menschengeschlechtes zubringen, welchem anzugehören ich die Schande habe.«

»Marie,« sagte Valentin mit dem Tone schmerzlichen Vorwurfes, »ist dieser Haß gegen Alle nicht eine Ungerechtigkeit?«

»Nein Valentin, denn die Guten, wie Sie, sind seltene Ausnahmen unter den Andern. Ich hatte die Menschheit nach Ihnen beurtheilt, als ich einwilligte, das wilde Leben zu verlassen; wie hatte ich mich getäuscht!«

»Nun also, Marie, werden Sie nicht einwilligen, für mich zu leben? für mich, der ich auf Sie alle meine Hoffnungen für die Zukunft gebaut habe, für mich, dessen Gedanken Sie seit der zartesten Kindheit beschäftigten, für mich endlich, der ich Sie liebe. O wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie liebe?«

Antonia sah ihn mit einem Engelsausdrucke an.

»Valentin, glauben Sie denn, daß ich Sie nicht auch liebe? Für Sie, für Sie allein habe ich mich entschlossen zu fliehen; ich habe mein Wort gebrochen. Aber man sagte mir, daß Sie niemals weder Ruhe noch Glück an meiner Seite haben würden!«

»Schmach über die, welche Ihnen diese feige Lüge vorgesagt haben!«

»Fluchen Sie ihnen nicht, denn Sie haben mich auch gelehrt, daß wir für immer im Himmel würden vereinigt werden — und sehen Sie, deshalb will ich sterben!«

Während dieses Gespräches nahmen die Kräfte des jungen Mädchens rasch ab; eine bläuliche Farbe verbreitete sich bereits über ihr Gesicht. Mit einem Male fuhr sie zusammen und gab Zeichen der Unruhe von sich; ein Lärm von Schritten ließ sich in der Entfernung hören.

»Menschen!« murmelte sie mit einem Ausdrucke des Abscheues, »wieder Menschen!«

Und sie versuchte es, den Kopf abzuwenden; ein Schatten zeigte sich am Eingange der Grotte.

»Meine Tochter,« fragte die bekannte Stimme des ehrwürdigen Abbé Norbert, »fassen Sie denn in

gemeinsamen Abscheu Ihre Freunde und Ihre Feinde zusammen?«

Antonia hob matt ihre zerfleischte Hand gegen ihn empor.

»Nein, mein Vater,« murmelte sie, »Sie und er, (sie zeigte auf den knieenden Valentin, der unter dem Gewichte seines Schmerzes zusammen brach,) Sie sind Alles was ich Gutes, Edles, Großmüthiges auf der Erde gefunden habe; Ihre Gegenwart wird meine letzten Augenblicke versüßen.«

Der Priester stammelte einige Worte der Hoffnung, aber er hatte mit einem Blicke die drohende Gefahr beurtheilt.

»Mein lieber Valentin,« sagte er zu seinem Neffen, »Antonia muß sich darauf vorbereiten, vor Gott zu erscheinen. Suche die braven Leute auf, die uns einige Schritte weit von hier erwarten; ich werde Dich rufen, wenn's Zeit ist.«

Valentin umschlang Fräulein von Villareal mit den Armen und drückte sie an seine Brust.

»Nein, nein, Antonia!« rief er mit herzzerreißendem Ausdrücke, »man wird uns nicht trennen! Ich werde sterben, wenn Du stirbst.«

»Muth!« sagte das junge Mädchen mit Resignation, »Du gehörst den Menschen an; Du mußt die Pflichten erfüllen, welche sie Dir auflegen; ich gehöre Gott an und ich kehre zu ihm zurück. Wir werden uns in einer bessern Welt wiederfinden. Lebe wohl! vergiß nicht die arme Einsiedlerin vom Montcalm!«

Valentin wollte sich nicht entfernen; sein Oheim mußte seine ganze Autorität aufbieten, um ihn zu vermögeu, sich zu den Bergbewohnern am Fuße des Wasserfalls zu begeben. Diese wollten ihn mit Fragen quälen, allein er legte ihnen durch eine feierliche Geberde Stillschweigen

auf; dann setzte er sich auf einen Felsen und verbarg sein Gesicht in den Händen.

Eine halbe Stunde verfloß — der junge Ingenieur hatte nicht eine Bewegung gemacht; nur von Zeit zu Zeit tönte ein Schluchzen durch seine krampfhaft zusammen geklemmten Finger. Die Umstehenden, obschon sie sich nicht wohl Rechenschaft über das zu geben vermochten, was vorging, wagten es doch nicht, einander zu fragen; sie saßen zerstreut auf dem Gras, tief in ihre Mäntel eingehüllt und bildeten schweigende Gruppen. Den andern voraus blickte Giuseppe, auf seinen Stock gestützt, traurig nach der Seite der Grotte. Nach seinem langen weißen Barte, nach seiner gekrümmten Gestalt hätte man ihn für den Vater Aubry dieser Wildniß halten können. Die Sonne zitterte noch in goldenen Strahlenbüscheln auf den Gipfeln der Berge, aber in der Tiefe der Schluchten begann die Dunkelheit bereits herein zu brechen und der Schaum des Waldstromes wurde silberweiß auf dem dunkelgrünen Grunde der Felsen. Nachtvögel begannen den Himmel zu durchfliegen und der Abendwind nahm ihr trauriges Geschrei auf und vermengte es mit dem Brausen des Wasserfalles.

Mit einem Male erschien der Abbé Norbert wieder am Eingange der Gruppe; sein Schritt war langsam, traurig; zwei große Thränen rollten über seine gefurchten Wangen. Er hielt in der Hand ein kleines silbernes Crucifix, das ihn niemals verließ; er kniete auf einem Steine nieder und sagte mit tief bewegter Stimme:

»Meine Freunde! betet für Antonia von Villareal, welche ihr das wilde Mädchen des Montcalm nanntet. Sie hat so eben in Gott ihren Geist aufgegeben, als fromme und ergebene Christin ihren Feinden verzeihend!«

»Sie ist todt!« rief Valentin mit unaussprechlicher Verzweiflung.

Er sah im Schatten der Grotte eine weiße, unbewegliche Gestalt, die auf dem nackten Felsen lag. Er wollte sich darauf hinstürzen, sein Oheim hielt ihn kräftig an der Hand zurück.

»Auf die Knie!« sagte er mit Würde.

Der junge Mann ließ sich beinahe ohnmächtig niedersinken mit dem Gesichte gegen die Erde. Da erhob der alte Priester seine Stimme und betete das Gebet für die Todten. Die Bergbewohner mit entblößtem Haupte und mit ihren hölzernen Rosenkränzen in der Hand antworteten voll Andacht und Ehrfurcht. Diese fromme Scene mitten in einer wilden Natur, im Grunde eines unwirthlichen Abgrundes, bildete den würdigen Schluß zu einem Leben, das beinahe ganz in der Einsamkeit dahin geschwunden war.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Antonia hatte in ihren letzten Momenten dem Abbé Norbert den Wunsch ausgedrückt, in ihrer Grotte am Teufelsbrunnen begraben zu werden. Dieser Wunsch, in dem sich abermals die ganze Menschenfeindlichkeit dieses seltsamen Geschöpfes aussprach, wurde, Dank sey den eifrigen Verwendungen der beiden Norberts, erfüllt.

Jedes Jahr kommt während der Sommersaison ein Mann von elegantem Aussehen, um die unzugänglichsten Partien des Montcalm zu besuchen. Er ist mit einem Carabiner bewaffnet und scheint bei diesen Excursionen kein anderes Ziel zu haben als die Isardjagd; aber nachdem er vier und zwanzig Stunden auf dem Berge zugebracht hat, kehrt er zurück, ohne auch nur ein Stück Wildpret in seiner Jagdtasche zu haben.

Der Jäger ist Valentin Norbert, der sich in den Wissenschaften einen großen Namen gemacht hat. Er allein kennt den Punkt, wo die unglückliche Antonia

begraben ist, da die Lavinen und Stürme die Ortsverhältnisse verändert haben, wie dies oft auf diesen Höhen der Fall ist. Einzig und allein den Wissenschaften ergeben, steht er allein mitten in dieser Welt, die ihn mit Reichthümern und Ehren überhäuft.

Ende.